

FVF
FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG

Jahrbuch 2013

Geld und Ökonomie
im Vormärz

AISTHESIS VERLAG

AV

Kuratorium:

Olaf Briese (Berlin), Birgit Bublies-Godau (Dortmund), Claude Conter (Luxemburg), Norbert Otto Eke (Paderborn), Jürgen Fohrmann (Bonn), Gustav Frank (München), Bernd Füllner (Düsseldorf), Detlev Kopp (Bielefeld), Hans-Martin Kruckis (Bielefeld), Harro Müller (New York), Maria Pörrmann (Köln), Rainer Rosenberg (Berlin), Peter Stein (Lüneburg), Florian Vaßen (Hannover), Michael Vogt (Bielefeld), Fritz Wahrenburg (Paderborn), Renate Werner (Münster)

FVF
FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG

Jahrbuch 2013
19. Jahrgang

Geld und Ökonomie im Vormärz

herausgegeben
von
Jutta Nickel

AISTHESIS VERLAG

Das FVF im Internet: www.vormaerz.de

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das FVF ist vom Finanzamt Bielefeld nach § 5 Abs. 1
mit Steuer-Nr. 305/0071/1500 als gemeinnützig anerkannt.
Spenden sind steuerlich absetzbar.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge müssen nicht
mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen.

Redaktion: Detlev Kopp

© Aisthesis Verlag Bielefeld 2014
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld
Satz: Germano Wallmann, www.geisterwort.de
Druck: docupoint GmbH, Magdeburg
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-8498-1026-9
www.aisthesis.de

Inhalt

I. Schwerpunktthema: Geld und Ökonomie im Vormärz

Jutta Nickel (Hamburg)

Geld und Ökonomie im Vormärz.

Zur Transformation des Akkumulationsregimes zwischen

Manufaktur und Fabrik 11

Karin Baumgartner (Salt Lake City)

„Der verarmte Edelmann wird Mäkler, Speculant,
oder gemeiner Bauer..“

Geld, Ökonomie und Adel in den konservativen Texten

des Vormärz 37

Franziska Schößler (Trier)

Frühsozialistische Kapitalismuskritik und die (literarische)

Ausbeutung von Weiblichkeit.

Zu Ernst Willkomm und Louise Otto 57

Mirjana Vuković (Berlin)

„Ich lasse mich nicht verhandeln gegen schnödes Gold.“

Geldallmacht und Warenlogik in Louise Astons *Aus dem Leben*

einer Frau (1847) 77

Patrick Fortmann (Chicago)

„Geld, Geld. Wer kein Geld hat“.

Ökonomien des Mangels und Dramatik der Knappheit

im Vormärz (Raimund, Nestroy, Wiese, Büchner) 95

Hans-Joachim Hahn (Oxford)

Gibt Geld Geltung? 113

Jörg Füllgrabe (Frankfurt/M.)

Von der Idealisierung (bzw. Indienstnahme) der ‚apostolischen

Armut‘ zur kirchlich-paternalistischen Fürsorge.

Kirchliche Reaktionen auf das Arbeiterelend

in der Zeit des Vormärz 135

<i>Tobias Reichardt (Lüneburg)</i>	
Von der Religionskritik zur Ökonomiekritik. Der Weg von Marx und Engels bis 1846	157
<i>Patrick Eiden-Offe (Duisburg-Essen)</i>	
<i>Weisse Sklaven</i> , oder: Wie frei ist die Lohnarbeit? Freie und unfreie Arbeit in den ökonomisch-literarischen Debatten des Vormärz	183
<i>Lena Christolova (Konstanz)</i>	
Vom <i>Bund der Geächteten</i> (1834-1836) zum <i>Bund der Gerechten</i> (1836-1840). Anomie und Ausnahmezustand im Vormärz	215
<i>Christine Künzel (Hamburg/Dresden)</i>	
„Sorgend für uns, schadeten wir niemand – uns am wenigsten“. Zur Figur des Kaufmanns zwischen Händler, Unternehmer und Betrüger in Georg Weerths <i>Humoristischen Skizzen</i> <i>aus dem deutschen Handelsleben</i>	237
<i>Alexander Ritter (Hamburg)</i>	
Schreibfeder und Börsenkurse. Der ökonomische Mensch Charles Sealsfield und die Affinität zum Geld	255
<i>Christina Ujma (Paderborn/Berlin)</i>	
Idyllisches oder modernes Italien? Politik und Ökonomie in Fanny Lewalds Italienreisebeschreibungen	275

II. Weitere Beiträge

<i>Ann-Christin Bolay / Julia Ilgner (Freiburg i. Br.)</i>	
Epigonales Erzählen und dialogische Intertextualität. Fanny Lewalds literarisches Spiel mit der Tradition im <i>Italienischen Bilderbuch</i> (1847)	297
<i>Detlev Kopp (Bielefeld)</i>	
20 Jahre Forum Vormärz Forschung – eine kleine Zwischenbilanz	325

III. Rezensionen

- Sven Haase: Berliner Universität und Nationalgedanke 1800-1848.
Genese einer politischen Idee (von *Sandra Markewitz*) 331
- Brigitte Prutti: Grillparzers Welttheater: Moderne und
Tradition (von *Brigitte Tumfart*) 335
- Hartmut Kircher: Heinrich Heine (von *Janina Schmiedel*) 338
- Karl Gutzkow: Aus der Knabenzeit (1852). Textkritische und
kommentierte Ausgabe (von *Wolfgang Beutin*) 340
- Jesko Reiling (Hg.): Berthold Auerbach (1812-1882).
Werk und Wirkung (von *Anna-Maria Post*) 344
- Bodo Morawe: Faszinosum Saint-Just. Zur programmatischen
Bedeutung der Konventsrede in *Danton's Tod* (II,7) von Georg
Büchner / Ariane Martin/Bodo Morawe: Dichter der Immanenz.
Vier Studien zu Georg Büchner / Daniela Bravin: Zeit und ihre
Nutzung im Werk Georg Büchners. Eine Untersuchung
zeitgenössischer Quellen / Georg Büchner und das 19. Jahrhundert.
Hg. von Ariane Martin und Isabelle Stauffer (von *Heiko Ullrich*) 347
- Martin Herzig: Geliebt – gehasst – gelyncht. Leben und Tod
des Fürsten Felix von Lichnowsky (von *Christina Ujma*) 355
- Georg Herwegh: Werke und Briefe. Kritische und kommentierte
Gesamtausgabe. Band 4: Prosa 1849-1875 (von *Peter Stein*) 358
- Gabriela Jelitto-Piechulik: Theodor Opitz (1820-1896).
Polenfreund, Historiker, Literat und Übersetzer (von *Olaf Briese*) 360
- Daniela Richter: Domesticating the Public. Women's Discourse on
Gender Roles in Nineteenth-Century Germany (von *Christina Ujma*) 364
- Frank Hoffmann: „Ein den tatsächlichen Verhältnissen entsprechen-
des Bild nicht zu gewinnen“. Quellenkritische Untersuchungen zur
preußischen Gewerbestatistik zwischen Wiener Kongress und
Reichsgründung (von *Wilfried Sauter*) 367

Werner Ort: Heinrich Zschokke (1771-1848)
(*von Frank Stückemann*) 368

Fanny Lewald (1811-1889). Studien zu einer großen europäischen
Schriftstellerin und Intellektuellen (*von Birgit Bublies-Godau*) 371

IV. Mitteilungen

Personalia 385

Aufruf zur Mitarbeit 386

I.

Schwerpunktthema:

Geld und Ökonomie im Vormärz

Jutta Nickel (Hamburg)

Geld und Ökonomie im Vormärz

Zur Transformation des Akkumulationsregimes zwischen
Manufaktur und Fabrik

Veränderungen in Produktionsverhältnissen und zugehörigen Sozialstrukturen hatten sich jahrhundertlang wesentlich graduell und vor allem begrenzt durch das Leistungsvermögen menschlicher und tierischer Physis oder durch Naturgegebenheiten wie etwa Bodenbeschaffenheit, Lichtverhältnisse, Witterung und Wachstumszyklen vollzogen. Die agrarische und sehr eng mit ihr verknüpfte gewerbliche Produktion fand hauptsächlich unter Einsatz handgeführter Instrumente und mit hoher physiologischer Verausgabung von Arbeitskraft statt.¹ Zwar hatten besonders in England und den Niederlanden erste Anfänge einer rationellen Agronomie, die in einigen fortschrittlichen Territorien im nordöstlichen Deutschland versuchsweise übernommen wurden, bereits zu Ertrags- und Rentabilitätssteigerungen geführt; Produktivität, Kapitaleinsatz und Marktquote blieben jedoch niedrig und der Gütertausch auf überwiegend lokalen oder regionalen Märkten weiterhin peripher. Die relativ statische subsistenzorientierte Agrikultur mit zusätzlicher verlagsabhängiger Heimarbeit und schwach ausgeprägter Arbeitsteilung, dafür aber stark ausgeprägten ständisch-korporatistischen Schließungsprozessen gegenüber einem unternehmerisch denkenden Bürgertum war um 1800 in Kontinentaleuropa insgesamt nicht aufgebrochen und sollte teils sogar bis über die Mitte des Jahrhunderts fort dauern.²

-
- 1 Zu Fortschritten in der Landwirtschaft zwischen 1750 und 1800 und der sektorialen Trennung von agrarischer und gewerblicher Produktion vgl. bspw. Hans-Ulrich Wehler. *Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Erster Band: Vom Feudalismus des Alten Reiches bis zur Defensiven Modernisierung der Reformära 1700-1815*. Frankfurt/M.: Büchergilde, 1987. S. 84 und 71.
 - 2 Weitere Entwicklungshemmnisse bestanden unter anderem in einer schlechten Transportinfrastruktur, im unentwickelten Geld- und Kreditwesen, im fehlenden Fachwissen einer ungebildeten Bauernschaft und auch in ausgedehnten Nutzungsrechten an gemeinschaftlichen Flächen. – Zu Kreditanstalten für das ostelbische Rittertum siehe bspw. Wehler. *Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Erster Band* (wie Anm. 1). S. 85; zu den Ursachen der französischen Entwicklungsverzögerung siehe Albert Soboul. „Wirtschaftliche Erholung und soziale

Als 1867 in Hamburg *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band, Buch I: Der Produktionsprozeß des Kapitals* von Karl Marx erscheint, hatten zumindest die Produktivkräfte sich rasend entwickelt: In riesigen Fabrikhallen mit künstlichem Licht findet eine maschinisierte, durch unbelebte Kraftquellen angetriebene, nach den rationalen Gesetzen abstrakter Zeit organisierte Produktion von Waren statt, deren Distribution innerhalb Europas über ein schnell wachsendes Eisenbahnnetz erfolgt. In der Landwirtschaft werden chemische Düngemittel eingesetzt. Räumliche und zeitliche Distanzen werden überwunden: 1849 wird die erste Telegrafenerbindung zwischen Berlin und Aachen eingerichtet, 1851 zwischen England und Frankreich, und wenig später (1866) wird auch zwischen England und den USA ein Telegrafenkabel verlegt.³ Die vorbürgerliche Subsistenzwirtschaft mag residual noch vorhanden sein, aber nicht mehr als Regulationsprinzip der fest umgrenzten nationalstaatlichen Ökonomien, die sich inzwischen aus den fürstlich absolutistischen Territorien herausgebildet hatten. Das gilt auch für Patrimonialverhältnisse und diesbezügliche Mentalitäten, die durchaus bis weit ins zwanzigste Jahrhundert hinein fortgedauert haben mögen. Entscheidend ist, dass die mit der Kapitalisierung der Produktion verbundene Kommodifizierung der Arbeitskraft die vormodernen Abhängigkeitsbeziehungen prinzipiell in „abstrakte Geldverhältnisse zwischen den Menschen“ verwandelt und die Produktion insgesamt „nach rein sachlich-unpersönlichen, rationalen Gesetzen abstrakter Zeit“⁴ organisiert hat.

Stabilisierung (1797-1815):“ *Wirtschaft und Gesellschaft in Frankreich im Zeitalter der Industrialisierung 1789-1880. Band 1.* Fernand Braudel/Ernest Labrousse (Hg.). Frankfurt/M.: Syndikat, 1986. S. 85; zur Kapitalisierung der junkerlichen Landwirtschaft durch bäuerliche Ablösungszahlungen siehe Rainer Koch. *Deutsche Geschichte 1815-1848. Restauration oder Vormärz?* Stuttgart u.a.: Kohlhammer 1985. S. 140; zur Frage der Entschädigung für die Auflösung der Gewerbemonopole im Zuge der preußischen Reformen siehe Barbara Vogel. *Allgemeine Gewerbefreiheit. Die Reformpolitik des preußischen Staatskanzlers Hardenberg (1810-1820).* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1983. S. 181-184 sowie zusammenfassend S. 206-211.

- 3 Einen kondensierten Überblick über die rasante technische Entwicklung bietet Etta K. Grieger. *Die Londoner Weltausstellung von 1851 im Kontext der Industrialisierung in Großbritannien.* Essen: Die blaue Eule, 2007. Hier S. 161f.
- 4 Gerhard Stapelfeldt. *Der Liberalismus. Die Gesellschaftstheorien von Smith, Ricardo und Marx.* Freiburg: ça ira, 2006. S. 93. Zur technologischen Entwicklung im späten Vormärz vgl. auch ebd., S. 128ff.

Wie aber ohne Mittel der Gewaltherrschaft, also dem Raub und dem Krieg so gewaltige Mengen von Produktionsmitteln wie in der Industrialisierung Europas aus dem zuvor bereits vorhandenen Reichtum hätten aufgeschätzt werden können, muß ganz unbegreiflich bleiben.⁵

Einleitend zum Schwerpunktthema *Geld und Ökonomie im Vormärz* soll anhand ausgewählter Forschungsliteratur ein ökonomiehistorischer Bogen von der frühindustriellen Mechanisierung des Textilgewerbes bis zum maschinisierten Fabrikssystem im späten Vormärz gespannt werden, der technologischen und politischen Grundzüge der beginnenden Kapitalverwertung als transeuropäischen Prozess nachzeichnet. Dabei soll deutlich werden, dass die mit der Durchsetzung der kapitalistischen Lohnform verbundene Monetarisierung des Alltags, welche am Ende jede Lebensäußerung der in diese Transformation gezwungenen Subjekte bestimmt, keineswegs „ohne Mittel der Gewaltherrschaft“ vor sich ging und dass die „Überlassung wertvoller Güter ohne Kampf Raub und Krieg“ am Ende des Zeitraums gerade nicht „wahrscheinlicher“⁶ geworden war.

Sklaverei und Gewaltherrschaft: Poesie des *homo oeconomicus*?

Nach der über einen längeren Zeitraum dominierenden, gelegentlich reduktionistisch auf inhaltliche Lektüre gerichteten sozialgeschichtlichen Betrachtung ökonomischer Sachverhalte in der Literatur⁷ hat sich seit den 1990er-Jahren die kulturwissenschaftliche Perspektive einer „Poetologie des Wissens“⁸ etabliert, welche die disparaten (monetären, juristischen, ökonomietheoretischen, ethisch-moralischen, philosophischen, literarischen, medi-

5 Hans-Joachim Stadermann. „Tabu, Gewalt und Geld als Steuerungsmittel.“ *Rätsel Geld. Annäherungen aus ökonomischer, soziologischer und historischer Sicht*. Hg. Waltraud Schelkle/Manfred Nitsch. 2. Aufl. Marburg: Metropolis, 1998. S. 161-162.

6 Jochen Hörisch. *Kopfoder Zahl. Die Poesie des Geldes*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1996. S. 201.

7 Zur „Abgrenzung von älterer soziologischer und marxistischer Literaturanalyse“ vgl. Bernd Blaschke. *Der homo oeconomicus und sein Kredit bei Musil, Joyce, Svevo, Unamuno und Céline*. München: Fink 2004. S. 42-52.

8 Joseph Vogl. *Kalkül und Leidenschaft. Poetik des ökonomischen Menschen*. 2., durchges. und korrigierte Aufl. Zürich u.a.: diaphanes, 2004.

zinischen etc.) Aspekte des zu erforschenden Gegenstands als ineinanderspielende Momente der Genese einer ökonomischen Formation begreift, in deren Zentrum der *homo oeconomicus* als „begehrende[s], arbeitende[s], produzierende[s] und konsumierende[s] Subjekt“⁹ steht. Aus der Lektüre vielfältigster Textzeugnisse kristallisiert Joseph Vogl in *Kalkül und Leidenschaft* einen epistemischen Bruch mit der aufklärerischen, noch am harmonisch-sympathischen Ausgleich divergierender Triebkräfte orientierten Ordnung ökonomischen Wissens¹⁰ heraus, der sich an der Epochenschwelle um 1800 ereigne und das vermeintliche Nullsummenspiel der vormodernen Ökonomie zugunsten einer autopoietischen und selbstreferentiellen Regulierung dynamischer Wirtschaftsprozesse ablöst.

Die Rückkopplungen des Ökonomischen als Fundament der modernen Wissensordnung sind beispielsweise in der frühromantischen Klage über das um der bloßen Nützlichkeit willen produzierte Buch abzulesen, dessen Geist laut Novalis so unrein sei wie zirkulierendes Edelmetall (Geld), denn „reines Edelmetall sei ‚in Handel und Wandel nicht zu brauchen.“¹¹ Geist als Wert des Sprachzeichens sei ebenso wenig gedeckt wie der Wert des Goldes als Geldzeichen:

Die Qualifizierung dieses Wertbestimmungsprozesses hebt sich hier in einer poetischen Reflexion auf, bei der nur noch die Weise der Repräsentation nachvollzogen werden kann. Sie findet ihre Parallele in der ökonomietheoretisch fundierten Reflexion des Wertes von Büchern, mit der sich sein aus Anlass der Leipziger Buchmesse verfasster erster Gesprächstext der ‚Dialogen‘ von 1798 befasst.¹²

An der Transformation ökonomischen Wissens zwischen 1780 und 1830 ließen sich im Kern vier Schlussfolgerungen ablesen: Erstens trete die externe politische Steuerung des ökonomischen Feldes und seiner Akteure zugunsten der schon bei Adam Smith beschriebenen Selbstregulierung zurück, „die sich im Bezug auf Rückkopplung, Regelkreise und Selbstreferenz vom Diktat souveräner Repräsentation wie auktorialer Intervention absetzen und

9 Vogl. *Kalkül und Leidenschaft* (wie Anm. 8). S. 17.

10 Vogl. *Kalkül und Leidenschaft* (wie Anm. 8). S. 107-138.

11 Reinhard Saller. *Schöne Ökonomie. Die poetische Reflexion der Ökonomie in frühromantischer Literatur*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2007. S. 90.

12 Saller. *Schöne Ökonomie* (wie Anm. 11). S. 91-92.

sich durch die Unabschließbarkeit ihres Prozessierens auszeichnen.¹³ Zweitens sei die Triebkraft des Ökonomischen die Erfahrung einer „fundamentalen Knappheit“, die sich trotz einer gigantischen Überschussproduktion daraus ergebe, dass „den anderen stets fehlt, was man selbst nicht besitzt.“ Daraus resultiere drittens eine neue Arbeitsweise, in der das Produkt „vor allem das Sich-Selbst-Fremd-Werden des Produzenten repräsentiert“ und in der Arbeit als das „materielle Entäußern des Eigensten“ verstanden werden müsse. Der vierte Aspekt betrifft Folgen dieses Prozesses für die Deckungskraft der im gesellschaftlichen Verkehr produzierten, nicht mehr an eine spezifische Materialität gebundenen Wert-Zeichen, die, gerade weil sie als „Zeichen eines Fehlens von Realität erscheinen“, mit dem „Titel eines poetischen Geistes versehen worden“ sind:

Die programmatische Nähe von Kreditökonomie und Poesie ergibt sich durch eine Zeichenform, für die das Bedeuten ein unabschließbarer, stets sich verzehrender Prozess geworden ist und schließlich eine Zirkulation des Scheinhaften dokumentiert.¹⁴

Hatte Bernd Blaschke bereits angemerkt, dass Vogl den „ökonomischen Diskurs aus den deutschen Kameralisten sowie den maßgeblichen französischen und englischen Quellen ableitet, den literarischen homo oeconomicus jedoch [...] zu einem sehr deutschen Menschen verkürzt“¹⁵ und mit Vogl auch die historische Stunde der Geburt dieser Wissensformation am Ende des siebzehnten Jahrhunderts infrage gestellt, so wäre ergänzend auf die im späten sechzehnten Jahrhundert beginnende und eng mit der spanisch-portugiesischen Kolonialpolitik verknüpfte politische Ökonomie des Merkantilismus zu verweisen, ohne welche die gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts zunächst in England einsetzende industrielle Revolution undenkbar ist – während umgekehrt die merkantilistische politische Ökonomie sich in kleinstaatlich zersplitterten Territorien ohne Zugang zum mediterranen oder transatlantischen Fernhandel nur rudimentär entfalten konnte.

13 Vogl. Kalkül und Leidenschaft (wie Anm. 8). S. 347.

14 Vogl. Kalkül und Leidenschaft (wie Anm. 8). S. 348-350.

15 Bernd Blaschke. „Die Geburt des homo oeconomicus.“ [Rezension über: Joseph Vogl. Kalkül und Leidenschaft. Die Poetik des ökonomischen Menschen. Berlin und Zürich: diaphanes, 2002. Absatz 5]. IASOnline. [15.12.2004]. URL: http://www.iasonline.lmu.de/index.php?vorgang_id=1022

Ziel der merkantilistischen Ökonomie ist die Aneignung von Geld, gemeint sind Edelmetalle wie Gold und Silber, durch eine unausgeglichene Außenhandelsbilanz. Bedingung der Möglichkeit eines Exportüberschusses ist die spanische Eroberung und Kolonialisierung Zentral- und Südamerikas mit ihren gigantischen Gold- und Silbervorräten. Ebenso wichtig ist der Zugang zu Rohstoffen (Baumwolle, Zucker, Rum) und Halbfertigprodukten, die nach England importiert und dort manufakturiell veredelt wurden, um sie anschließend in Länder mit unentwickelter gewerblicher Produktivität wieder zu exportieren. „Die Differenz zwischen dem Wert der rohen und dem der verarbeiteten Stoffe, die in der Handelsbilanz erscheint“ und die in Edelmetallen zu zahlen ist, „definiert die Größe des im Handel zu realisierenden, in der Form des Geldes anzueignenden Reichtums [...]“¹⁶

Kolonialherrschaft als Fundament der Industriellen Revolution

Neben dem ungleichen Tausch gründet die merkantilistische Ökonomie auf dem Handel mit Rohstoffen: Zucker und Baumwolle, von Sklaven auf Plantagen in Zentralamerika und Brasilien produziert. Afrikanische Sklaven wurden mit europäischen Manufakturwaren bezahlt und deutlich teurer nach Amerika verkauft, wo sie Rohstoffe produzierten, welche wiederum von französischen, niederländischen und englischen Manufakturen eingekauft, veredelt und als Tauschmittel für weitere afrikanische Sklaven verwendet wurden. Dieser Kreislauf befestigte den Zustand unterentwickelter Arbeitsproduktivität in den Kolonien und deren Pauperisierung; darüber hinaus [bedeutete], „dieses System [] für Afrika einen Völkermord, wie die conquista – mit den Zwangssystemen von mita und encomienda – einen Völkermord in Lateinamerika herbeigeführt hatte.“¹⁷

16 Gerhard Stapelfeldt. *Der Merkantilismus. Genese der Weltgesellschaft vom 16. bis 18. Jahrhundert*. Freiburg: ça ira, 2001. S. 179.

17 Stapelfeldt. *Der Merkantilismus* (wie Anm. 16). S. 156. Zum englischen Sklavenhandel vgl. auch Christopher Hill. *Von der Reformation zur Industriellen Revolution. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Englands 1530-1780*. Frankfurt/M. u.a.: Campus, 1977. S. 182-185. Zu den Arbeitsbedingungen auf den Plantagen im südlichen Nordamerika in Bezug auf die Durchsetzung des Fabriksystems siehe Peter Martin. *Zucker für die Welt. Die Anfänge der Sklaverei und der Fabrikgesellschaft in Amerika*. Hg. Hubert Olbrich. Berlin: Universitätsverlag

Dieser Handel im Verbund mit einer protektionistischen Handelspolitik Englands war die Basis der industriellen Revolution. Im Jahr 1700 wurde der East India Company verboten, indische Baumwolltuche nach England einzuführen, wodurch der Import von Rohstoffen und Halbfertigware stieg. Die Rohstoffproduktion durch Sklaven konzentrierte sich mehr und mehr auf bestimmte lateinamerikanische Regionen und auf die Südstaaten Nordamerikas, von wo aus sie dann nach England importiert und verarbeitet wurde, um neue Sklaven zu kaufen, die dann nach Amerika verschifft und dort in Baumwolltuche gekleidet wurden etc. pp.

Es ist klar, dass mit dieser Ökonomie – durchaus auch über einen längeren Zeitraum – gigantische Steigerungsraten privaten Reichtums erzielt werden können, die aber nicht zuletzt wegen der Pauperisierung der Importländer nur zu überbieten sind, insofern das akkumulierte Handelskapital in eine Steigerung der Arbeitsproduktivität in den inländischen Gewerbebetrieben investiert wird. Grundlage der einsetzenden Transformation ist unter anderem die bereits im Merkantilismus erfolgte Rationalisierung des Handelswesens, die jetzt auf die Produktion ausgedehnt wird: die Industrielle Revolution beginnt.

Die Rationalisierung der Arbeit bedeutete mithin deren Abstraktion, Quantifizierung in der Dimension abstrakter Zeit und Objektivierung. Die entqualifizierte Arbeit wurde gleichgültig gegenüber dem produzierten qualitativen Gebrauchswert und gegenüber dem individuellen Produzenten – sie war a priori entfremdete Arbeit, gesellschaftlicher Zwang. / Die Auflösung von vorbürgerlicher Ökonomie und handelskapitalistischer Organisation der Manufaktur-Produktion implizierte sodann die Setzung der Arbeitskraft als Ware. Der unmittelbare Produzent [...] mußte, um zu leben, seine Arbeitskraft verkaufen. Die Produktion des absoluten Mehrwerts bedeutete die Aneignung der Produkte der Arbeitskraft durch das Kapital und die Ausdehnung der Arbeitszeit bis an die Grenzen des 24-Stunden-Tages.¹⁸

Aufgrund seiner privilegierten Position im merkantilistischen Dreieckshandel, seiner geografischen Absonderung von Kontinentaleuropa und seiner kolonialen Eroberungen waren die Voraussetzungen in England dafür am günstigsten. Eine freie, auf Subsistenzniveau wirtschaftende Bauernschaft

der TU, 2002. – Zur Thematisierung der Sklaverei in der Vormärzliteratur vgl. unter anderem den Beitrag von Patrick Eiden-Offe in diesem Band.

18 Stapelfeldt. Der Liberalismus (wie Anm. 4). S. 100-101.

war vielerorts praktisch nicht mehr vorhanden, sodass es genügend Arbeitskräfte für den Einsatz in Manufakturen und kleinen Fabriken sowie ausreichend kapitalkräftige und experimentierfreudige Unternehmer gab, die ihren Überschuss aus dem merkantilen Dreieckshandel in die Erweiterung der Produktion zu stecken bereit waren. Seit Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gab es außerdem eine relativ entwickelte, sich über Meere, schiffbare Flüsse und Kanäle erstreckende Transportinfrastruktur¹⁹, einen vergleichsweise entwickelten Binnenmarkt, eine jahrhundertlang erprobte, sehr restriktive Arbeits-, Lohn- und Armengesetzgebung²⁰ sowie erfindungsreiches und neugieriges Fachpersonal, das sein Erfahrungswissen in Technik und Gewerbe gewinnträchtig zu investieren bereit war.²¹

„Die Industrielle Revolution begann also mit der Verwandlung eines Werkzeugs (Spinnrad) in einer Arbeitsmaschine, die Jenny“²², die es ermöglichte, „daß ein Heimspinner mehrere Fäden auf einmal spinnen konnte“ und damit das „mangelhafte Leistungsgleichgewicht zwischen Spinnen und Weben“²³ beseitigte. Mit Antriebskräften wie Wasser und Dampf konnte eine Automatisierung und Verstetigung der Produktion erreicht werden, die allein mit menschlicher Arbeitskraft undenkbar gewesen wäre. Infolge der mechanischen und späterhin maschinellen Produktivitätssteigerung steigt der Baumwollimport innerhalb weniger Jahre drastisch an. 1775 kamen 6 Mio. Pfund ins Land, 1792 sind es bereits 35 Mio. Pfund, um bis 1810 auf 132 Mio Pfund und 1844 auf sagenhafte 600 Mio Pfund zu steigen, wobei allerdings fünfzig Prozent der im Land hergestellten Tuche wieder exportiert werden.²⁴ Gegen

19 Vgl. Eric Hobsbawm. *Industrie und Empire I. Britische Wirtschaftsgeschichte seit 1750*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1969. S. 38.

20 Vgl. Gerhard Stapelfeldt. *Geschichte der ökonomischen Rationalisierung. Kritik der ökonomischen Rationalität. Erster Band. 2.*, erw. Auflage. Münster: Lit, 2004. S. 157.

21 Eric Hobsbawm schildert den beispielhaften Aufstieg des Baumwollfabrikanten Sir Robert Peel (1750-1830), dessen Vater, ein mittelständischer Freibauer, mit häuslich hergestellten Textilwaren noch hausieren ging; der Sohn [hinterließ] „bei seinem Tod fast anderthalb Millionen Pfund (für die damalige Zeit eine ungeheure Summe) [] – sowie einen Sohn, der sich gerade anschickte, Premierminister von Großbritannien zu werden.“ Hobsbawm. *Industrie und Empire I* (wie Anm. 19). S. 61.

22 Stapelfeldt. *Der Liberalismus* (wie Anm. 4). S. 82.

23 Hobsbawm. *Industrie und Empire* (wie Anm. 19). S. 58 und 57.

24 Vgl. Stapelfeldt. *Der Liberalismus* (wie Anm. 4). S. 83.

Ende des achtzehnten Jahrhunderts wird die Revolutionierung der Produktionstechnik von der Baumwoll- auf die Wollproduktion übertragen, um 1810 auf die Leinen- und anschließend auf die Seidenindustrie.²⁵

Pöbelhafte Armut

In der frühindustrialisierten Textilproduktion konnte mit relativ einfacher Technologie eine enorme Steigerung der Produktivität erreicht werden, die ihrerseits eine enorme Kapitalakkumulation nach sich zog. Neben der verheerenden Sklavenarbeit in den Kolonien führte die Produktion auf der britischen Insel zu einem drastischen Verfall der Preise und Löhne: Eine dramatische Pauperisierung der lohnabhängigen Bevölkerung setzte ein, die auch in der Phase der Frühindustrialisierung bereits intensiv diskutiert wurde.²⁶ Wird dabei zunächst konstatiert, dass Armut ihren Charakter verändert habe – „seit eh und je schien sie kaum etwas anderes zu tun als bittere Klage zu führen und eine mildtätige Hand zu erbitten – selbst wenn es bisweilen aufrührerisch wurde –, jetzt aber bekam sie etwas ‚Unaussprechlich Drohendes‘“²⁷ – so schöpfen die Bilder und Repräsentationen des Phänomens

25 „In Produktionsbereichen, die auf die Herstellung von Bekleidung für den Binnenmarkt bezogen waren [...] herrschte dagegen noch bis um 1850/60 die Exploitationsform der Hausarbeit oder der kleinen Handwerksbetriebe, die in einem Verlagssystem das ‚auswärtige Departement der Fabrik, der Manufakturen oder des Warenmagazins‘ bildeten [...]“ Stapelfeldt. *Der Liberalismus* (wie Anm. 4). S. 84.

26 Vgl. dazu die Zusammenfassung in „Die sozialpolitische Diskussion vom Beginn bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts“ in: Eckart Reidegeld. *Staatliche Sozialpolitik in Deutschland*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1996. S. 65-149. An Armut, Prekarisierung und Tendenzen sozialer Verwahrlosung knüpft auch Elke Brüns in ihrem Plädoyer für einen „social turn“ in der Literaturwissenschaft an. Elke Brüns. „Einleitung. Plädoyer für einen *social turn* in der Literaturwissenschaft.“ *Ökonomien der Armut. Soziale Verhältnisse in der Literatur*. Hg. Elke Brüns. München: Fink 2008. S. 7-19. Auch Christine Künzel verweist auf neue Wirtschaftsromane, Theaterstücke und Performances, die die aktuelle Prekarisierung in den Blick nehmen. Vgl. „Denn wovon lebt der Mensch? Literatur und Wirtschaft.“ Dirk Hempel/Christine Künzel (Hg.). Frankfurt/M. u.a.: Lang 2009. S. 13.

27 Gerd Stein. *Lumpenproletarier – Bonze – Held der Arbeit. Verrat und Solidarität*. Frankfurt/M.: Fischer, 1985. S. 9. Zur Repräsentation der Arbeit im

aus dem seit Jahrhunderten bekannten Repertoire einer unkontrollierbaren Naturhaftigkeit, in Körper- und Fertilitätspathologien oder auch als philosophische Konstruktion einer anorganischen Partikularität. Lassen sich die mittelalterlichen Armutsrepräsentationen immerhin noch so deuten, dass durch die „mildtätige Hand“ des gebenden Reichen eine soziale Integration des bettelnden Armen erfolgt, so spricht aus den „schaurigen“, teils mit Gewalt- und Vernichtungsphantasien gesättigten Armutsdarstellungen des neunzehnten Jahrhunderts ein fundamentaler Desintegrationsimpuls.²⁸

In seinen *Grundlinien der Philosophie des Rechts* hat Hegel dargestellt, dass Armut sich als „zentraler Effekt“²⁹ der Dynamik des Systems differenzierter, wechselseitig sich befriedigender Bedürfnisse in der bürgerlichen Gesellschaft ergibt. Differenzieren sich die Bedürfnisse, so auch die Mittel ihrer Befriedigung, woraus die Notwendigkeit zur Arbeit folge: „Jeder genießt, produziert, erwirbt für sich und produziert damit zeitgleich die Befriedigung der Bedürfnisse aller.“ Aber:

Ab einem bestimmten historisch-logisch notwendigen Maß ihrer notwendigen ökonomischen Entwicklung [...] vermag die bürgerliche Gesellschaft nicht mehr jedem Zugang zu Arbeit und damit die selbständige Subsistenzmittelsicherung zu gewährleisten. Dieser geschichtliche Moment der Entwicklung ist das Industriell-Werden der Arbeit in der Fabrik, mit dem die Maschine an die Stelle des Menschen tritt. [...] / Der Arme tritt nach der Auflösung der Familie als selbständige Person gegen andere Personen an, findet jedoch, und das ist entscheidend, keine Vertretung in einem die bürgerliche Gesellschaft strukturierenden Stand.³⁰

bürgerlichen Denken vgl. Klaus-Michael Bogdal. „*Schaurige Bilder.*“ *Der Arbeiter im Blick des Bürgers am Beispiel des Naturalismus.* Frankfurt/M.: Syndikat, 1978. Zur Fortdauer dieser Repräsentanzen bis heute vgl. Owen Jones. *Prolls. Die Dämonisierung der Arbeiterklasse.* Mainz: VAT, 2012.

- 28 Zur Veränderung des christlichen Bildes von Armut vgl. Jörg Füllgrabe in diesem Band.
- 29 Frank Ruda. *Hegels Pöbel. Eine Untersuchung der Grundlinien der Philosophie des Rechts.* Konstanz: Konstanz UP, 2011. S. 32. Vgl. auch S. 39, wo es heißt: „So scheint Hegel Bettelei als eine residuale und verminderte Art von Arbeit bestimmen zu wollen und sie in dieser Bestimmung zugleich als Mittel zu denken, die Entstehung des Pöbels zu verhindern.“ Zum staatlich lizenzierten Betteln in Italien vgl. den Beitrag von Christina Ujma in diesem Band.
- 30 Ruda. *Hegels Pöbel* (wie Anm. 29). S. 34.

Hier ist es die Dynamik der bürgerlichen Gesellschaft selbst, die die Einzelnen notwendig aus der ökonomischen Produktion und damit auch aus der Produktion ihres Vergesellschaftungszusammenhangs herausschleudert. „Und was bedeutet es nun, nicht in einem Stand zu sein?“

Der Arme, der weder die Naturprodukte des eigenen Grundbesitzes erschließen kann, noch Handwerker, Fabrikant oder Händler ist und nicht am politisch-repräsentativen Stand partizipiert, ist für die vernünftig-politische Ordnung des Staates Nichts, Niemand. Er ist bloß sozioökonomisch präsent, d.h. er erscheint zwar im ‚Raum des Sozialen‘ und in demjenigen der Ökonomie. Aber als vereinzelter Mensch ohne Stand steht er nicht in der vernünftig-politischen Ordnung des Staates. [...] Armut ist bei und mit Hegel ein *Un-Stand* geworden, zu dem, was, da es nicht in adäquater Weise existiert, nicht wahrhaft existiert.³¹

Insofern die Dynamik der kapitalistischen Fabrikarbeit das Phänomen der Armut ohne Zutun der verarmten Subjekte produziert, ist sie ein objektiver Tatbestand, der auch als fremd verschuldete ‚Unständigkeit‘ bezeichnet werden kann. Zwar ist auch der fremd verschuldete ‚Unständige‘ ehrlos; zum Pöbel wird er aber erst durch einen ‚vertiefenden Verlust‘, der sich in einer aus dem Empfinden der Rechtlosigkeit seines Zustands gespeisten ‚Empörung gegen die Reichen, gegen die Gesellschaft, gegen die Regierung usw.‘³² äußert:

Der Pöbel ist in doppelter Hinsicht dürftig, da er an dem Bedürftigen, Armen erscheint und sobald emergiert nichts anderes als das Exkrementale, das Ausgeschiedene, das Entbundene der bürgerlichen Gesellschaft selbst darstellt. Er ist das, was selbst noch von den Armen ausgeschieden wird. Der Pöbel entsteht an den Bedürftigen, ist aber selbst noch dürftiger als diese, da er das Erzeugnis einer weitergehenden, vertiefenden Privation ist. [...] So sieht er sich selbst als rechtlos an. [...] In der anklagenden Empörung des Pöbels vernimmt die bürgerliche Gesellschaft nichts als die widernatürliche Stimme, die sie selbst erzeugt, oder genauer: entbunden hat. Der Pöbel wird somit zur widernatürlichen Entbindung der und von der bürgerlichen Gesellschaft und erscheint ihr als widernatürliche Empörung.³³

31 Ruda. Hegels Pöbel (wie Anm. 29). S. 35. Vgl. dazu den Beitrag von Lena Christolova in diesem Band.

32 Georg Friedrich Wilhelm Hegel. *Grundlinien der Philosophie des Rechts*. § 244. Zit. nach: Ruda. Hegels Pöbel (wie Anm. 29). S. 65.

33 Ruda. Hegels Pöbel (wie Anm. 29). S. 65-66 und 67.

Nach der Kontinentalsperre: *Corn laws* und postmerkantile Zollschränken

Die englische Vormachtstellung wird durch die napoleonische Wirtschaftspolitik, deren prominentestes Ereignis die Kontinentalsperre war, noch weiter begünstigt. Infolge des in der Schlacht von Trafalgar endgültig gescheiterten Versuchs, die britische Seeherrschaft zu brechen, dekretierte Napoleon am 21. November 1806 in Berlin eine vollständige Blockade Britanniens (bekräftigt am 17. Dezember 1807 in Mailand), die jeglichen Kontakt zwischen Frankreich, seinen Alliierten und den neutralen Staaten einerseits und den britischen Inseln andererseits untersagte.

Das hat verheerende Auswirkungen auf die Entwicklung der französischen Wirtschaft: Transatlantischer Rohstoffimport und Warenexport brechen zusammen, was zu einem Kollaps der Industrie- und Gewerbebetriebe in weiten Teilen des Landesinneren führt, während gleichzeitig der Schmuggel aufblüht und militärische wie polizeiliche Kräfte in erheblichen Maße zur Überwachung der Blockadepolitik eingesetzt werden müssen.³⁴ Indem beispielsweise Portugals Handelsbeziehungen zu England einerseits unter Strafe gestellt wurden, versperrte Frankreich sich andererseits diesen bedeutenden Seehandelsweg und „trieb Brasilien in die Arme Englands“; es

ging zur Gegenoffensive über, bombardierte Kopenhagen und hielt damit die Ostseeroute offen, verstärkte seine Position im Mittelmeer (durch die Intensivierung des Bündnisses mit Sardinien, durch Verträge mit der Türkei und Persien), erweiterte sein Kolonialreich, faßte in Lateinamerika Fuß und öffnete sich schließlich Nordamerika durch Abschluß eines Handelsvertrages (März 1809).³⁵

Nicht zuletzt durch die Revolutionskriege gegen Frankreich verzögerte sich die Entwicklung des Binnenmarktes in England erheblich, denn große Kapitalien flossen in die Metallverarbeitung für die Kriegswaffenproduktion. Getreideimporte aus dem Ostseeraum, die es seit 1765 gegeben hatte, fielen aus, was

34 Gilbert Ziebura. *Frankreich 1789-1870. Entstehung einer bürgerlichen Gesellschaftsformation*. Frankfurt/M. u.a.: Campus, 1979. S. 92ff.

35 Ebd., S. 97 und 98. Insbesondere nach Lateinamerika, das sich 1810 bis 1824 in Unabhängigkeitskriegen von vom spanischen Kolonialismus befreit, wird im ausgehenden achtzehnten und beginnenden neunzehnten Jahrhundert überschüssiges Kapital exportiert. Vgl. etwa Hobsbawm. *Industrie und Empire I* (wie Anm. 19). S. 115.

die Getreidepreise in England wiederum in die Höhe trieb und zu erheblichen Gewinnsteigerungen der Großgrundbesitzer führte. Weitere Einhegungen gemeinschaftlich genutzter Flächen und agrikulturelle Fortschritte brachten zusätzliche Gewinnsteigerungen bei gleichzeitig wachsender Pauperisierung.³⁶

Das Ende der Kontinentalsperre hat zweierlei Konsequenzen: Erstens verhindern die englischen *corn laws*, dass die Getreidepreise sich wieder auf ein normales Maß einpendeln, während gegenüber Kontinentaleuropa ein Freihandel für Industrieprodukte gefordert wird. Da umgekehrt zweitens billige englische Massenwaren den Markt fluten und die aufkeimende industrielle Entwicklung besonders im kontinentalen Textilsektor stören, werden in den deutschen Territorien, in Frankreich und den USA das eigentlich merkantilistische Zoll- bzw. Prohibitivsystem zur Abwehr der englischen Konkurrenz und zum Schutz der aufblühenden Industrialisierung in Kontinentaleuropa wieder restauriert.³⁷

England ist die weltweit dominierende Macht in Produktion, Handel und Finanzwesen, als es am Ende der ersten Phase der industriellen Revolution überall auf dem europäischen Kontinent zu einer gravierenden Überproduktions- und Unterkonsumtionskrise kommt. Vier Hauptfaktoren sind für diese Krise verantwortlich: Erstens führen mehrere Missernten in der Landwirtschaft seit 1844 zu verheerenden Hungerkrisen, insbesondere in Flandern und Irland; zweitens führt die steigende Produktivität in der Textilproduktion bei gleichzeitig gesättigten Exportmärkten zu sinkenden Preisen und folglich zu sinkenden Profitraten, während drittens die sinkende Produktivität im Agrarsektor durch Kultivierung teils unfruchtbarer Böden zu steigenden Preisen führt, da zur Erzeugung der Agrarprodukte mehr Arbeit investiert werden muss und die *corn laws* diese Hochpreis-Tendenz weiter befördern.³⁸ Viertens ist nicht zuletzt aufgrund der Lohnzahlungen teils unterhalb des Subsistenzniveaus der Binnenmarkt nicht ausreichend entwickelt, um die Absatzkrise auf den Exportmärkten kompensieren zu können, die überdies noch durch das protektionistische Zollsystem (Deutschland, Frankreich, USA) geschützt waren.

36 Vgl. Hobsbawm. *Industrie und Empire I* (wie Anm. 19). S. 98-110.

37 Rainer Koch. *Deutsche Geschichte 1815-1848. Restauration oder Vormärz?* Stuttgart u.a.: Kohlhammer, 1985. S. 178-179.

38 Laut Stapelfeldt ändert auch die Produktivitätssteigerung durch Einführung künstlicher Düngemittel nichts daran. Vgl. Stapelfeldt. *Der Liberalismus* (wie Anm. 4). S. 114.

Das Modell der Industrialisierung des Textilgewerbes mit geringen technologischen Investitionen bei starker Exportorientierung und einer Produktion unter der Signatur des absoluten Mehrwerts hatte dazu geführt, dass überschüssiges Kapital vor allem in Lateinamerika investiert wurde. Nach dem ökonomischen Kollaps infolge der dortigen Unabhängigkeitskriege brachen die Exporterlöse allerdings so drastisch ein, dass auch die Mittel zur Schuldentilgung fehlten. Peru musste sogar seine Zahlungsunfähigkeit erklären:

[D]as Land konnte erst etwa zehn Jahre später seine Schuldentilgung wiederaufnehmen, als die englische Landwirtschaft durch Verwendung des peruanischen Guanos als Düngemittel rationalisiert wurde. Fast alle Staaten Südamerikas mußten um 1850 etwa 50 Prozent ihrer Exporterlöse für den Schuldendienst nach London überweisen. Das überschüssige Kapital Großbritanniens wurde sodann im Lande investiert [...].³⁹

Die Fabrikbourgeoisie reagierte auf das Ungleichgewicht zwischen landwirtschaftlichem und industriellem Profit mit der Forderung nach Abschaffung der *corn laws*. Durch freihandelsbedingt sinkende Getreide- und Rohstoffpreise, so das Kalkül, sollten produktivere Anbauflächen in aller Welt erschlossen werden, damit die zur Erzeugung der Agrarprodukte notwendige Arbeitszeit und so auch die Brotpreise sinken könnten – die ihrerseits wiederum das Maß für die Industrielöhne bildeten. Darüber hinaus würde Freihandel die interessanten deutschen, französischen und nordamerikanischen Märkte für Großbritannien öffnen. Der Vorstoß hat Erfolg: Im Juni 1846 werden die *corn laws* und ein Jahr später die Importzölle auf Baumwolle und andere Rohstoffe abgeschafft.⁴⁰

Für die nunmehr einsetzende zweite Phase der industriellen Revolution ist die Produktion unter der Signatur des relativen Mehrwerts charakteristisch:

Dabei wird die Zeit, die der Arbeiter über die zur Reproduktion des Werts seiner Arbeitskraft notwendige Zeit hinaus arbeitet und dabei Mehrwert erzeugt, verlängert, indem die notwendige Zeit verringert wird durch Steigerung der Arbeitsproduktivität, durch technische und organisatorische Revolutionierung des Arbeitsprozesses. Die Verlängerung des Arbeitstages wird abgelöst durch die steigende Verwendung produktivitätssteigernder Produktionsmittel

39 Stapelfeldt. Der Liberalismus (wie Anm. 4). S. 115.

40 Vgl. Stapelfeldt. Der Liberalismus (wie Anm. 4). S. 122.

(Maschinen) und durch produktivitätssteigernde Formen der Arbeitsorganisation (Kooperation, Arbeitsteilung, etc.).⁴¹

Neben einer vorsichtigen Entwicklung des Binnenmarktes durch steigende Löhne besteht das wichtigste Resultat darin, dass überschüssiges englisches Kapital nicht mehr nach Lateinamerika exportiert, sondern vor allem in die inländische Schwerindustrie investiert wird. Im Zentrum steht die Eisenbahn, deren Bau nicht nur eine enorme Kapitalakkumulation voraussetzt, sondern auch zu einer drastischen Steigerung der Eisen- und Stahlproduktion führt, die über die letztlich unproduktive Kriegswaffenherstellung hinausgeht⁴²:

Das überflüssige Kapital floß vor allem in die Eisenbahn, weil diese das Symbol des Kapitalismus war. Die Industrielle Revolution [...] konnte sich in der Eisenbahn bespiegeln. Die Eisenbahn begann, den geographischen Raum (Entfernung) in Zeit aufzuheben, die englische Ökonomie (Produktionsstätten, Märkte) miteinander eng zu verknüpfen, die Disziplin abstrakter Zeitordnungen der Fabrik auf die Gesellschaft auszudehnen. In der Eisenbahn wurde sich der Kapitalismus zum Wunder seiner selbst, zum Selbstzweck, wie im 20. Jahrhundert in der Atomkraft oder in der Mikroelektronik [...]. / Durch die Eisenbahn konnte die kapitalistische Überproduktionskrise von 1841/42 sowie 1847 überwunden und die kapitalistische Rationalität abstrakter Zeit zur Anschauung gebracht werden.⁴³

Tauschprozesse und Geldform im Zeichen abstrakter Arbeit

Anders als noch im Merkantilismus ist nicht länger der vorhandene Geld- oder Edelmetallbestand das Maß industriekapitalistischen Reichtums, sondern die „potentiell grenzenlose Produktion eines potentiell grenzenlos-abstrakten Reichtums“⁴⁴, der uns „auf den ersten Blick [] als ungeheure Warensammlung [erscheint]“⁴⁵.

41 Stapelfeldt. *Der Liberalismus* (wie Anm. 4). S. 123.

42 Zur Kohle-, Eisen- und Stahlproduktion in der zweiten Phase der Industrialisierung vgl. Stapelfeldt. *Der Liberalismus* (wie Anm. 4). S. 125-130.

43 Stapelfeldt. *Der Liberalismus* (wie Anm. 4). S. 128 und 129.

44 Stapelfeldt. *Der Liberalismus* (wie Anm. 4). S. 100.

45 Karl Marx. *Zur Kritik der Politischen Ökonomie*. MEW 13, S. 15. Vgl. auch MEW 23, S. 49.

Auch die Tauschprozesse haben sich grundlegend geändert. An die Stelle der für die Subsistenzwirtschaft typischen peripheren Tauschprozesse auf lokalen Märkten tritt eine universalisierte Zirkulation eigens für den Markt produzierter, beliebiger Waren, die in potenziell unendlicher Variation gegen ein beliebiges Äquivalent getauscht werden können.⁴⁶ Was macht nun die einzelnen Elemente dieser „ungeheuren Warensammlung“ in der Zirkulation vergleichbar?

Marx löst das Problem mit der Einführung der Kategorie der abstrakten Arbeit, die ein historisches Spezifikum marktförmig organisierter Warenproduktion darstellt. Die universelle Vergleichbarkeit jeder einzelnen Ware mit jeder anderen gründet in „der Reduktion auf den gemeinsamen Charakter, den sie als Verausgabung menschlicher Arbeitskraft, abstrakt menschliche Arbeit, besitzen.“⁴⁷ Dabei handelt es sich ausdrücklich nicht um ein materielles Substrat der physiologischen Verausgabung von Arbeitskraft, sondern um eine „objektive Gleichung, die der Gesellschaftsprozess gewaltsam zwischen den ungleichen Arbeiten vollzieht, für die subjektive Gleichberechtigung der individuellen Arbeiten“⁴⁸, also um eine „spezifisch gesellschaftliche Formbestimmung der Arbeit.“

Als Substanz des Wertes bestimmt er abstrakte Arbeit, und insofern diese gleichzeitig Resultat einer spezifischen gesellschaftlichen Organisation der Güterproduktion ist, kann sie kein in einer Ware auszumachendes materielles Substrat sein, sondern ihrerseits wieder nur ein an ihr vergegenständlichtes gesellschaftliches Verhältnis, das im Tauschakt als Effekt einer bestimmten Form des gesellschaftlichen Zusammenhangs realisiert wird. In Marx' Worten:

46 Zu Wertform und Äquivalentform vgl. Marx. *Das Kapital*. MEW 23, S. 70-85. Vgl. auch Oliver Schlaudt. „Marx als Messtheoretiker.“ *Kapital & Kritik. Nach der „neuen Marx-Lektüre“*. Hg. Werner Bonefeld/Michael Heinrich. Hamburg: VSA, 2011. S. 258-280. – In der Kulturwissenschaft figuriert „Tausch“ nicht nur als Fundament einer profitorientierten Ökonomie, sondern auch als fundamentaler Akt sozialer Verkehrsformen und als strukturierendes Moment des Deutens, Empfindens und Begehrens. Der Wert eines Objekts bemisst sich nicht nur über den in Zahlungsakt zu entrichtenden Preis, sondern über die Arbeit des temporären Verzichts, des Aufschubs, die es kostet, das begehrte Objekt in seinen Besitz zu bringen. Vgl. etwa *Tauschprozesse. Kulturwissenschaftliche Verhandlungen des Ökonomischen*. Hg. Georg Mein/Franziska Schößler. Bielefeld: Transcript, 2005.

47 Karl Marx. *Das Kapital*. MEW 23. S. 87-88.

48 Karl Marx. *Zur Kritik der Politischen Ökonomie*. MEW 13. S. 45.

Mit dem nützlichen Charakter der Arbeitsprodukte verschwindet der nützliche Charakter der in ihnen dargestellten Arbeiten, sie unterscheiden sich nicht länger, sondern sind allzusamt reduziert auf gleiche menschliche Arbeit, abstrakt menschliche Arbeit. [...] Es ist nichts von ihnen übriggeblieben als dieselbe gespenstige Gegenständlichkeit, eine bloße Gallerte unterschiedsloser menschlicher Arbeit, d.h. der Verausgabung menschlicher Arbeitskraft ohne Rücksicht auf die Form ihrer Verausgabung.⁴⁹

Das Quantum der Arbeitszeit, die *im gesellschaftlichen Durchschnitt* zur Produktion einer Ware gebraucht wird, ist das Maß ihres Werts; wie schon der Wert nur in der Gesellschaftlichkeit seiner Produktion entstehen konnte, so kann auch die Wertgröße nur im universellen Tausch bestimmt werden. Der universelle Tausch einer jeden Ware gegen jede beliebige andere Ware ist aber nur möglich, sofern der Wert als Tertium comparationis ein selbständiges Dasein findet – in der Form des Geldes.

In systemtheoretischen Beschreibungen gilt Geld symbolisch als generalisiertes Medium der Beschreibung einer Kommunikation, die die „Koordination wirtschaftlicher Handlungen mittels einer Spezialsprache“ erlaube, der „Sprache der Preise“⁵⁰. Durch ihre weitgehende Informationsreduktion bei universeller Verständlichkeit ermögliche diese sehr reduzierte Form der Sprache Koordinations- und Steuerungsprozesse einer durch allseitige Abhängigkeiten gekennzeichneten Weltwirtschaft; insofern könne Geld als „multifunktionales Sozialwerkzeug“ betrachtet werden, das Tausch-, Zahlungs-, Wertaufbewahrungs-, Rechen- und Disziplinierungsmittel zugleich sei.⁵¹

Hat Marx die ökonomischen Funktionen des Geldes sowie dessen Metamorphosen im Reproduktionsprozess des Kapitals analysiert und sich an verschiedenen Stellen auch zu dessen sozialpsychologischen Implikationen geäußert, so bleibt jenseits seiner teils nüchtern formelhaften, teils opulent ausschweifenden Darstellung jedoch offen, inwiefern ein über die geschilderten Kernfunktionen hinausweisender Bedeutungsüberschuss des Mediums Geld die Lebensäußerungen der gesellschaftlichen Subjekte in ihrer Totalität zu bestimmen vermag:

49 Karl Marx. Das Kapital. MEW 23. S. 52.

50 Heiner Ganßmann. „Geld, Arbeit und Herrschaft.“ *Rätsel Geld. Annäherungen aus ökonomischer, soziologischer und historischer Sicht*. Hg. Waltraud Schelkle/ Manfred Nitsch. 2. Aufl. Marburg: Metropolis, 1998. S. 125.

51 Vgl. Ganßmann. „Geld, Arbeit und Herrschaft“ (wie Anm. 50). S. 132.

Das Geld gehört vielmehr sowohl zu den wirklichkeitsbestimmenden Alltagsmythen als auch zu den alle Normalität übersteigenden Heils- und Unheilsmythen. Die psychophysische Faszination und die Motivationskraft des Geldes können auf der einen Seite bis in die elementare menschliche Triebstruktur hineinwirken und auf der anderen Seite zur höchsten moralischen und religiösen Existenzdeutung beitragen [...]. Das Geld war schon immer nicht nur ein Mittel zum Zweck, sondern auch ein fetischisiertes ‚Lustobjekt‘ und als solches das perpetuum mobile unbegrenzter Steigerung psychischer und sozialer Bedürfnisse und Befriedigungen. Und dennoch ist das Geld, als machtvoller Dauerkonkurrent zu jeglichen anderen, nichtmonetären Wertidealen, ein unaufhebbares Skandalon geblieben.⁵²

Im Kontext der neueren Forschung zur Geld-Problematik in der Literatur ist nach wie vor Jochen Hörischs Ansatz interessant, der die „poetischen Qualitäten des Geldes“ untersucht. Indem die Signatur des modernen Geldes sich zusehends gegen überkommene Heilsgewissheiten durchsetzt und dabei als „primäres Medium sozialer Synthesis“⁵³ auch die diskursiven Strategien wie den Erfahrungshorizont determiniert, innerhalb dessen die Subjekte sich ihres gesellschaftlichen Zusammenhangs vergewissern, nährt es jedoch gleichzeitig den Verdacht, dass die Einlösung des mit dem Geldzeichen gegebenen Versprechens auf universellen Reichtum ad infinitum aufgeschoben wird.

Gegenüber dem monetären, kalkulierender Rationalität verpflichteten Diskurs genieße der literarische einen entscheidenden Vorteil: Literatur könne zwar aufmerksam beobachten, anders als das Geld für die Deckung ihrer Aussagen aber nicht haftbar gemacht werden, und stehe weder für Richtigkeit noch für die Plausibilität ihrer Darstellungen ein. Vielmehr stößt sie in die Lücke eines ökonomischen Diskurses über Geld, der sich seinerseits als Rätsel wahrnimmt, sich bisweilen rätselhaft ausdrückt und vor der Komplexität seines Gegenstandes nicht selten in eine anglicisierte „börsianische“, metaphorreiche Ausdrucksweise flüchtet.⁵⁴

* * *

52 Lothar Bornscheuer. „Die Geltung des ‚Mythos Geld‘ im religiösen, ökonomischen und poetischen Diskurs.“ *Mythos im Text. Zur Literatur des 20. Jahrhunderts*. Hg. Rolf Grimminger/Iris Hermann. Bielefeld: Aisthesis, 1998. S. 58.

53 Jochen Hörisch. *Kopf oder Zahl* (wie Anm. 6), S. 100.

54 Vgl. hierzu *Finanzen und Fiktionen. Grenzgänge zwischen Literatur und Wirtschaft*. Hg. Christine Künzel/Dirk Hempel. Frankfurt/M.: Campus, 2011. S. 13ff.

Karin Baumgartner diskutiert in „*Der verarmte Edelmann wird Mäkler, Speculant, oder gemeiner Bauer ...*“ Geld, Ökonomie und Adel in den Texten von Adam Müller und Friedrich und Caroline de la Motte Fouqué Strategien zur Bewältigung der adligen Legitimationskrise nach den preußischen Landreformen und gegenüber einem bislang unbekanntem Rechtfertigungsdruck, der aus einer finanziell oftmals prekären Lage resultierte und seitens eines Bürgertums ausgeübt wird, das als produktive und staatstragende Klasse auf den historischen Schauplatz drängt. Als Gegner des Smithschen Liberalismus und vor allem der französischen Freiheitsdoktrin verteidigt der romantische Staatstheoretiker Adam Müller dabei das positive Recht als organisch gewachsene Institution, deren abrupte Veränderung zugunsten einer entfesselten frühkapitalistischen Produktivität die tradierte natürliche Balance zwischen gewerblichem und landwirtschaftlichem Sektor störe und umstürzlerische Auswirkungen nach sich ziehen könne.

Müller sei der Erste, so Karin Baumgartner, der Klasse und Geschlecht aneinanderkopple und damit „Caroline Fouqué Argumente liefert, um die Legitimationskrise des Adels in ihren Romanen als männlich-weibliche Beziehungskrise zu verarbeiten.“ Gegen den bürgerlichen Vorwurf der Unproduktivität führe Adam Müller darüber hinaus einen „Geist“ und eine „Tradition“ als allein durch den Adel einzubringende ideelle Ressourcen ins Spiel, die letztlich Stabilität des Gemeinwesens garantieren könnten.

Franziska Schößler untersucht die literarischen Strategien der Kommodifizierung von Weiblichkeit in Ernst Willkomm's Romanzyklus *Weisse Sklaven* und Louise Ottos *Schloss und Fabrik*. Willkomm und Otto sind mit dem modernen Phänomen der massenhaften Pauperisierung freigesetzter Arbeitskräfte vertraut und beteiligen sich schreibend an der marktgerechten Transformation weiblicher Arbeitskraft für die Bedürfnisse der Kapitalherrschaft: Frauen partizipieren am Marktgeschehen, indem ihre schönen, sexualisierten und leblosen Körper Zirkulationsprozesse in Gang setzen. In *Weisse Sklaven*, so der Befund, sind die sozialen Verwerfungen der frühindustriellen Textilproduktion personalisiert; die Unterwerfung unter das gesundheitszerstörerische Maschinensystem erfahre eine spektakuläre Inszenierung wie auf einer Theaterbühne, bei der mit schauerromantischen Elementen nicht gegeizt werde.

Anders als bei Willkomm würden in Louise Ottos *Schloss und Fabrik* die Möglichkeiten organisierten Widerstands der Arbeitenden zwar ausdrücklich thematisiert, zugunsten eines reformorientierten Programms der

bürgerlichen Verbesserung der Arbeit letztlich aber verworfen. Das Ideal romantischer Liebe zwischen einer Fabrikantentochter und einem Arbeiter besetze eine zentrale Stelle im Text, die durch deren Tod durch Erschießen während eines Streiks durchkreuzt wird. Als Ausweg aus dem Elend empfiehlt Louise Otto Mildtätigkeit und das Almosenwesen; Liebe sei überdies das alle Klassenkonflikte aushebelnde Instrument, das letztlich Kommunismus bedeute.

Unter dem Aspekt der universellen Kommodifizierung der modernisierten Herrschafts- und Geschlechterverhältnisse im Fabrikssystem beschäftigt sich Mirjana Vukovic in ihrem Beitrag *Ich lasse mich nicht verhandeln gegen schnödes Geld* mit dem emanzipatorischen Lebensentwurf der Protagonistin in Louise Aston's Roman *Aus dem Leben einer Frau* (1847). Johanna, Tochter eines verbitterten Pfarrers aus ärmlichen Verhältnissen, wird an den reichen Fabrikanten Oburn verheiratet, erkennt aber schließlich, dass sie lediglich als Handelsobjekt zwischen Vater und Ehemann fungieren solle. Sie verwertet die Schmuckgeschenke ihres Ehemannes, um die entmenslicht gezeichneten Hungergestalten in Oburns Fabrik zu einem menschenwürdigen Lohn zu verhelfen.

Gegen die klassische Autonomie-Ästhetik schreibe Louise Aston sich in ein Literatur- und Kunstkonzept ein, in dem die fragmentarisierte Wirklichkeit in „Form und Inhalt der Fiktion einfließen“ solle; ihre Legitimation beziehe diese Auffassung aus den obsessiven Revolten, die nahezu das gesamte 19. Jahrhundert prägen. In dieser Perspektive lässt *Aus dem Leben einer Frau* sich gegen die letztlich erfolgreichen Kanonisierungsbestrebungen Fontanes als politische Geschichte weiblicher Emanzipation aus der Allmacht des Geldes lesen, die größere wissenschaftliche Beachtung verdient hätte.

In „*Geld, Geld. Wer kein Geld hat*“. *Ökonomien des Mangels und Dramatik der Knappheit im Vormärz* untersucht Patrick Fortmann anhand ausgewählter österreichischer und deutscher Bühnendramatik die Popularisierung der Geldherrschaft in der modernen Gesellschaft und die Vermittlung des geldförmigen Verkehrs in den Alltag. Dabei verpflichtet die Dramatik der Wiener Volksbühne unter Einsatz des tradierten Motivs des okkulten Geldzaubers letztlich auf eine moderne Affekt- und Bedürfniskontrolle sowie auf Arbeitsfleiß und -disziplin, die als Konstituens des ökonomischen Menschen eine beschauliche, biedermeierliche Mittellage zwischen unermesslichem Reichtum und unermesslicher Armut garantieren.

Anders dagegen Georg Büchner und Sigismund Wiese, die die „sinnlichen Dispositionen des Einzelnen“ und die soziale Arbeitsorganisation in einer dramatischen Strategie konstellieren, welche elementarste Daseinsvollzüge der nahezu sprachlosen Subjekte in den „Ökonomien der Peripherie“ auf die Bühne bringen: „Physisch und psychisch deformiert werden sie zu den Tauschvorgängen und Arbeitsprozessen auf Distanz gehalten. So sind sie dazu gezwungen, das Abjekte zu bewirtschaften.“

Mit Luhmanns autopoietischem Begriff des Geldes, Hörischs Thesen zum Literatur-Geld als Transsubstantiationsmedium und Baeckers Verweis auf den potenziell umstürzlerischen „Unruhefaktor“ des Geldes in einer pauperisierten Bevölkerung zeigt Hans-Joachim Hahn das Ausmaß der teils aus nackter Not gebotenen quasi-religiösen Fetischisierung des Geldes im fortgeschrittenen Vormärz auf. In einem Großteil der herangezogenen Schriften von Friedrich Engels über Georg Büchner, Annette von Droste-Hülshoff, Moses Hess und weiteren werden dem Geld in je verschiedenen Konstellationen unmoralische Eigenschaften und die Verursachung allgemeinen Sittenverfalls zugeschrieben. Insbesondere bei Droste und Hess figuriere Geld als „satanischer Mammon“, während Marx und Büchner zwischen dem Tauschwertcharakter des Geldes und seiner Spekulationsfunktion zu unterscheiden wüssten. Nicht nur die unablässige Zirkulation, sondern vor allem auch der Mangel an Geld könne zum „Unruhefaktor“ werden – sofern nicht, wie in einem anonym erschienenen Artikel vorgeschlagen, durch Hebung des allgemeinen Bildungsniveaus oder eine politisch zu erkämpfende Distributionsgerechtigkeit Abhilfe geschaffen werde.

In seinem Beitrag *Von der Idealisierung der apostolischen Armut zur kirchlich-paternalistischen Fürsorge. Kirchliche Reaktionen auf das Arbeiterelend in der Zeit des Vormärz* beschäftigt Jörg Füllgrabe sich mit den differierenden Fürsorgekonzeptionen der christlichen Kirchen in Deutschland. Auf der Basis eines protestantischen Arbeitsethos verbinde Johann Hinrich Wichern die Linderung der Arbeiternot mit der Inneren Mission als einem umfassenden Programm christlicher Versittlichung; dieser Programmatik liege ein Paradigmenwechsel in der Armutskonzeption zugrunde, demzufolge die moderne Armut als Resultat subjektiven Unvermögens und Unwillens zur Arbeit selbst verschuldet sei. Der Katholizismus hingegen, der über die allgemeine Umwälzungen zu Beginn der Moderne hinaus auch noch die materiellen Einbußen durch die napoleonische Säkularisation zu bewältigen hatte,

setze auf eine sozialdisziplinierende Einbindung der Armutspopulation in die christlich-bürgerliche Gemeinschaft, wodurch eine gesonderte Institutionen der Armutsfürsorge obsolet erscheine und zugleich die Position der Kirche im säkularen Staat gesichert sei.

Spätere Ansätze aus dem ultramontanen Lager plädieren für eine korporatistische Korrektur der aufgeklärt-liberalen Gesellschaftsentwicklung, die sich vor allem in einer Adressierung des prekarisierten Handwerksstandes ausdrückt.

In *Von der Religionskritik zur Ökonomiekritik. Der Weg von Marx und Engels bis 1846* rekonstruiert Tobias Reichardt die Anfänge der Ausarbeitung einer Kritik der bürgerlichen Ökonomie bei Marx und Engels. Eine besondere Rolle spiele dabei die junghegelianische Religionskritik, deren Aufklärungspotenzial nicht zuletzt durch die Rezeption der frühen Ökonomie-Schriften von Friedrich Engels schließlich in eine andere Richtung gelenkt werde. Trotz eines noch philosophisch und nicht ökonomisch bestimmten Begriffs von bürgerlicher Gesellschaft liege den *Deutsch-Französischen Jahrbüchern* ein klares Bekenntnis zur Überwindung der bürgerlichen Gesellschaft und des bürgerlichen Staates vor. Dies habe sich auch in den Ökonomisch-philosophischen Manuskripten noch nicht grundlegend geändert; Marx behelfe sich hier mit der religionskritischen Figur der Entfremdung und dem damit verbundenen Begriff des menschlichen Wesens.

Der Bruch mit dem kontemplativen Weltverhältnis der Philosophie und darin die Begründung eines zunächst eher plakativ formulierten „historischen Materialismus“ erfolge in der *Deutschen Ideologie*, doch da die Kritik der klassischen Ökonomie erst im anbrechenden Jahrzehnt beginnt, müsse der historische Materialismus naturgemäß noch im Rahmen „vager programmatischer Absichtserklärungen“ verbleiben.

Patrick Eiden-Offe beginnt in *Weisse Sklaven: Oder wie frei ist die Lohnarbeit? Freie und unfreie Arbeit in den ökonomisch-literarischen Debatten des Vormärz* mit einer Übersicht über die verschiedenen Reflexionsweisen freier und unfreier Arbeit in der Sozialtheorie des Vormärz: bei Weitling, bei Heß und im „Gesellschaftsspiegel“. Es wird gezeigt, wie genau die verschiedenen Formen von Arbeit registriert werden, wie wenig aber auch noch eine präzise Begriffssprache für diese Phänomene existiert – die erst mit Karl Marx ausgearbeitet wird, der „Lohnarbeit“ und „Kapital“ als relationale Begriffe sowie als gesellschaftliche Formbegriffe entwickelt. Anknüpfend an die Kritik der

New Labour History gelte es festzuhalten, dass bei der begrifflichen Klärung der Blick auf die historisch-empirisch im Vormärz oft noch ungeklärte Situation verloren geht, weshalb Marx etwa die Sklaverei seiner Zeit nicht als funktionales Komplement, sondern lediglich als Residuum überkommener Arbeitsverhältnisse deuten könne. Empirische oder theoretische Annäherungen an das Problem seien also notwendig mit Ausschlüssen und partiellen Blindheiten verbunden.

In einer Betrachtung von Ernst Willkomm's Roman *Weisse Sklaven* konstatiert der Autor, dass Willkomm in seinem Entwurf eines sozialen Kontinuums von freier und unfreier Arbeit die funktionale Bezogenheit der verschiedenen Formen aufzeigt und dabei eine erstaunliche Hellsicht für globale Zusammenhänge beweist. Dies sei, so die These, allerdings allein im Medium Literatur möglich, indem die begriffliche Unschärfe produktiv gemacht und Zusammenhänge aufgezeigt würden, die theoretisch zum damaligen Zeitpunkt noch gar nicht eingeholt werden konnten.

In *Vom Bund der Geächteten (1834-1836) zum Bund der Gerechten (1836-1840): Anomie und Ausnahmezustand im Vormärz* untersucht Lena Christolova die sozialrevolutionären Kämpfe desintegrierter Arbeiter anhand des Anomie-Begriffs von Emile Durkheim und des Ausnahmezustandes bei Giorgio Agamben. Die vormärzliche „Anomie“ sei aus der Auflösung der subsistenzwirtschaftlichen Lebenszusammenhänge während der frühindustriellen Durchsetzung der Lohnform entstanden, in der nach Liquidation der tradierten rechtlichen Bindungen das Existenzrecht der billigen Arbeitskräfte dem ökonomischen Imperativ der Kapitalakkumulation unterlegen gewesen sei.

Dagegen spreche aus den Lohnforderungen der „Geächteten“ nicht nur der Anspruch auf angemessene Existenzsicherung, sondern darüber hinaus auch ein Widerstand gegen die Entwertung des „nackten Lebens“, das in der Phase der Produktion des absoluten Mehrwerts „nicht unter dem marktbestimmten Gesetz der Arbeitskraft subsumiert war.“

Der „Bund der Gerechten“ und sein 1847 gegründeter Nachfolger „Bund der Kommunisten“ hingegen können nach dem Streit zwischen Marx und Weitling in Bezug auf den systematischen Ort der Lohnfrage als Versuch der Integration der „Geächteten“ in eine moderne Arbeitsordnung gelesen werden, in der nicht nur die als Anarchismus verunglimpften Forderungen Weitlings aus der künftigen Revolutionsprogrammatik ausgeschlossen wurden, sondern „[] darüber hinaus auch die Verbannung des ‚nackten Lebens‘

aus der politischen Ökonomie durch das Arbeitswertgesetz von Marx [besiegelt]:“

Christine Künzel zeigt in ihrem Beitrag zu Georg Weerths *Humoristischen Skizzen aus dem deutschen Handelsleben*, inwiefern es sich entgegen der Ankündigung im Titel nicht um Humor, sondern um eine satirische Kritik am bürgerlichen Mythos vom ehrbaren Kaufmann handelt, der sich skrupellos verschiedenster betrügerischer Machenschaften inklusive Kriegswaffenhandel und ruinöser Spekulationsgeschäfte widmet. Weerths Demontage des Mythos kreist um die Fetischisierung des Geldes wie auch um den Handel als „Form des Krieges mit anderen Mitteln.“ Seine Kapitalismus-Kritik kulminiere in einem Spiel mit der kaufmännisch höchst bedeutungsvollen Null, die „an sich den Wert von Nichts“ bezeichnet und „ihre Bedeutung erst durch die vorhergehende Zahl oder Zahlenfolge erhält“ – eine gedankliche Spekulation, die auch als verborgene Revolutionsdrohung gelesen werden könne.

Alexander Ritter beschreibt in *Schreibfeder und Börsenkurse. Der ökonomische Mensch Charles Sealsfield und die Affinität zum Geld* den österreichisch-amerikanischen Autor Charles Sealsfield als sozial desintegrierten Literaten und Börsenspekulanten mit problematischer Biografie, in der zwei Momente des divergierenden Prozesses *storytelling* und *economics* verknüpft seien: in seiner verwertungsorientierten Publizistik sowie im Wertpapierhandel, die sich in den narrativen Strategien des Zentralmotivs Geld/Macht in seinen Romanen bündelten.

Trotz einer beeindruckenden Produktivität in den Jahren als Publizist sei die ersehnte finanzielle Absicherung und damit auch die gesellschaftliche Integration unter anderem an der Unkenntnis des amerikanischen und schweizerischen Buchmarktes gescheitert. Auf dem Hintergrund der problematischen Biografie Sealsfields führe diese Erfahrung in den 1830ern zu einer Konzentration seiner Tätigkeit auf den Wertpapierhandel; investiert werde nahezu ausschließlich in amerikanische Eisenbahngesellschaften. Der kontrollierende Blick auf das Börsengeschehen bestimme den Alltag des ehemaligen Autors. Mit der Transformation in den *homo oeconomicus* gelinge auch die soziale und finanzielle Absicherung sowie die Stabilisierung der Persönlichkeit.

Sealsfields literarisches Werk sei programmatisch am *american pastoralism* und an den ideologischen Vorstellungen des sklavenbesitzenden Agrar-

kapitals der Südstaaten orientiert. An drei Beispielen führt Alexander Ritter die narrativen Strategien vor, mit denen Sealsfield die vermeintliche Zerstörung der sozialen (auch wohlfahrtlichen) Übereinkünfte durch die korrumpierte Industrie-Elite des urbanen Nordostens zurückweist, gleichzeitig aber die reaktionäre Ideologie des südstaatlichen Agrarkapitals in die unaufhaltsame Modernisierungsdynamik der Gesellschaft retten will.

In *Idyllisches oder modernes Italien? Politik und Ökonomie in Fanny Lewalds Italienreisebeschreibungen* bietet Christina Ujma einen panoramatischen Überblick über die politischen und sozialen Veränderungen, die Fanny Lewald in ihren Berichten über Italien- und Rom-Reisen von 1845/46 bis 1877/78 registriert. Im *Italienischen Bilderbuch* wird häufig über die im Vergleich zu Deutschland lebhafteren Formen der Geselligkeit und ein entspannteres Geschlechterverhältnis berichtet. Die Straße etwa sei kein bürgerlicher Repräsentationsraum, in den die strikte Trennung des öffentlichen und privaten Lebens schon eingetragen sei, sondern Aufenthaltsort für die gesamte Bevölkerung, der, trotz eines äußerst geschäftigen Alltagslebens, bemerkenswert störungsfrei ablaufe. Darüber hinaus ist die Straße auch Ort der Arbeit – geschildert wird das geradezu idyllisch anmutende Gewerbe der toskanischen Strohflechter, die sich an frischer Luft ohne die Zumutungen repressiver Arbeitsgesetze und protestantischer Arbeitsethik ungezwungen und fast schon spielerisch ihrer Tätigkeit widmen können.

In der zweiten Reise, die im bereits hochindustrialisierten Nachmärz stattfindet, akzentuiert Fanny Lewald deutlich die politische Befreiung durch das Risorgimento und betrauert den Verlust der vormodernen Idylle, der im Bau der italienischen Eisenbahn symbolisiert ist. Gleichzeitig zeige sie sich entsetzt über die zunehmende Musealisierung Roms im Interesse der Tourismuswirtschaft – bei wachsender sozialer Verwahrlosung und plädiert für eine umfassende Modernisierung der Stadt, durch die die Stadt in eine urbane Metropole mit angenehmen Wohn- und Lebensverhältnissen für die ansässige Bevölkerung transformiert werden solle.

Karin Baumgartner (Salt Lake City)

„Der verarmte Edelmann wird Mäkler, Speculant,
oder gemeiner Bauer...“

Geld, Ökonomie und Adel in den konservativen Texten
des Vormärz

Einführung und Problemstellung

Mit dem Allgemeinen Landrecht von 1794 begann in Preußen der Prozess, das Verhältnis zwischen Individuum und Staat neu zu regeln. Damit eng verbunden waren wirtschaftliche Neuerungen, die vor allem nach den Reformen von 1807, 1811 und 1816 zum Tragen kamen. Diese Reformen wurden vom Adel jedoch als äußerst bedrohlich empfunden. Zum einen fürchtete er um sein wirtschaftliches Überleben, zum andern verschwand mit dem Feudalismus seine ideologische Legitimation. Die Romane von Caroline de la Motte Fouqué beispielsweise, einer Vertreterin des konservativen Flügels des Adelswiderstandes, erleuchten die Umbrüche der Zeit und die Motivation des preußischen Adels. Vor allem in ihren späten Romanen zeichnet die adlige Schriftstellerin ein dystopisches Szenario einer Welt, in der der adlige Mann seinen Herrschafts- und Legitimationsanspruch verloren hat und entweder zum kapitalistischen Großgrundbesitzer wird oder untergehen muss. Die Umgestaltung der Wirtschaft von einer feudalen Agrarwirtschaft in eine moderne Kapitalwirtschaft wird von konservativen Autoren als bedrohlich eingestuft und in ihren Romanen immer wieder thematisiert.

Die belletristischen Texte von Caroline de la Motte Fouqué beschäftigen sich größtenteils mit Beziehungsmelodramen in der großen, sprich aristokratischen, Welt.¹ Unter der etwas langweiligen Oberfläche der Fouqué'schen Romane brodelt es jedoch, und die Umbrüche der Zeit finden Eingang in die Texte. So schneidet die Autorin brisante politische Themen an, wie zum Beispiel die Debatte, ob Frauen an den politischen Diskussionen der Zeit teilnehmen dürfen, ob und wie aus den Trümmern des Römischen Reichs

1 Für eine Analyse des Gesamtwerks von Caroline Fouqué siehe Karin Baumgartner. *Public Voices: Political Discourse in the Writings of Caroline de la Motte Fouqué*. Bern, Oxford, New York: Peter Lang, 2009.

eine deutsche Nation hervorgehen könnte und welche Folgen die liberalen Reformen auf das Staatsgebilde haben werden. Geld und Wirtschaft, obwohl kaum wörtlich erwähnt, bilden m.A. den Hintergrund, vor dem die Figuren agieren.

Die These dieses Aufsatzes ist, dass Caroline Fouqué mit erstaunlicher Präzision die kapitalistischen Umwälzungen zu Anfang des 19. Jahrhunderts in ihren Romanen festgehalten hat und zwar aus konservativer Sicht. Der Diskurs um Geld, Besitz und die Rolle des Adels beginnt nach den Befreiungskriegen 1815 und endet mit ihrem Tod 1831. Fouqués Interesse an wirtschaftlichen Fragen sind zum Teil philosophisch bedingt – sie fragt, was die Rolle des Adels in einer post-feudalen Gesellschaft sein kann – und zum Teil persönlich. Um es hier vorweg zu nehmen: Der Adel gewann durch die wirtschaftlichen Reformen im 19. Jahrhundert an Kaufkraft und Privilegien und vermochte sich im Laufe des Jahrhunderts auf Kosten der Leibeignen und Bauern zu bereichern. So klingen heute die Klagen der Fouqués und ihrer adligen Freunde wie Zynismus einer reichen privilegierten Schicht. Doch zeigen diese konservativen Texte noch heute, welche existenziellen Ängste durch die Reformen freigesetzt wurden und was im Prozess der Modernisierung untergehen musste.

Dieser Beitrag konzentriert sich auf ausgewählte Texte von Friedrich und Caroline de la Motte Fouqué und Adam Müller, die sich explizit mit der Legitimationskrise des Adels und den wirtschaftlichen Reformen Anfang des 19. Jahrhunderts befassen. Nach einem kurzen biographischen Aufriss über die wenig bekannte Caroline Fouqué werde ich kurz auf die finanzielle Lage der Fouqués eingehen, bevor ich die preußischen Reformen und die daraus erwachsene Legitimierungskrise des Adels skizziere. In diesem Zusammenhang ist die öffentliche Auseinandersetzung zwischen Friedrich de la Motte Fouqué und seinem Freund und Verleger Friedrich Perthes aufschlussreich, um zu verstehen, was für Adel und Bürgertum jeweils auf dem Spiel stand. Danach werde ich mit Hilfe von Adam Müllers Staatstheorie beschreiben, wie Caroline Fouqué Geschlecht und Stand theoretisch verknüpfte, um so politische Entwicklungen in Beziehungsdramen darzustellen. Am Ende werde ich zwei späte Romane Caroline Fouqués analysieren, in denen die Autorin auf Geld und Ökonomie eingeht.

Die finanzielle Lage der Fouqués

Caroline von Briest wurde am 7. Oktober 1775 in Berlin geboren und heiratete 1803 in zweiter Ehe Friedrich de la Motte Fouqué (geb. 12. Februar 1777).² Gut Nennhausen, das Heim der Fouqués in der Mark Brandenburg, war ein gastfreundliches Haus. Friedrich de la Motte Fouqué zog seine literarischen Freunde dorthin, unter ihnen Karl August Varnhagen, August Wilhelm Bernhardt, Julius Hitzig, und sogar August Wilhelm Schlegel. Nicht lange nach ihrer Hochzeit begann auch Caroline zu schreiben und veröffentlichte 1806 ihren ersten Roman *Roderich*.³ Zusammen mit Friedrich wurde sie zu einer gesuchten Kritikerin für jüngere Schriftsteller und Redakteurin mehrere Zeitschriften. Obwohl die Freunde ihres Mannes, vor allem August von Varnhagen und E.T.A. Hoffmann, wenig Gutes über ihr literarisches Talent zu sagen hatten, war sie eine populäre und viel gelesene Autorin, wie die Inventare der öffentlichen Leihbibliotheken zeigen.⁴

Geld und Ökonomie waren keine abstrakten Themen für die Autorin, denn nach dem Tod ihres Vaters 1822 übernahmen die Fouqués das verschuldete Gut Nennhausen.⁵ C. Fouqué musste den König um ein Darlehen bitten, um das Gut über Wasser zu halten, welches sie bis an ihr Lebensende nicht zurückzahlen konnte.⁶ Es verwundert deshalb nicht, dass wir immer wieder

2 Eduard Schmidt. *Fouqué, Apel, Miltitz. Beiträge zur Geschichte der deutschen Romantik*. Leipzig: Dürr, 1908. S. 9. Siehe auch Friedrich de la Motte Fouqué. „Ueberblick des Merkwürdigen in der Geschichte des Rittersitzes und Dorfes Nennhausen.“ *Havelländischer Heimatkalender*. Potsdam: Stein, 1929. Band 17. S. 31-44, hier S. 39.

3 Caroline de la Motte Fouqué. *Roderich*. Berlin: Hitzig, 1806.

4 See Alberto Martino, *Die Deutsche Leihbibliothek. Geschichte einer literarischen Institution*. Wiesbaden: Otto Harrossowitz, 1990. Sieh Varnhagens und E.T.A. Hoffmanns Erinnerungen an Nennhausen. Karl A. Varnhagen von Ense. *Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens*. 1871. Hg. Konrad Feilchenfeld. Frankfurt/M.: Deutscher Klassiker Verlag, 1987. Band 1. S. 220f. *E.T.A. Hoffmanns Briefwechsel. Berlin 1814-1822*. Hg. Friedrich Schnapp. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1968. Band 2. S. 78.

5 Philipp Friedrich August Wilhelm von Briest starb am 7. Januar 1822. Vgl. Schmidt. *Fouqué, Apel, Miltitz*. (wie Anm. 2) S. 9.

6 Petra Kabus, „Caroline Fouqué – geschlechtsspezifisch motivierte Ausgrenzungsmechanismen der literarischen Kritik am Beispiel von Arno Schmidts Fouqué-Biographie“, *Friedrich und Caroline de la Motte Fouqué*. Wissenschaftliches

Hinweise in ihren Romanen finden, wie schwierig die Zeiten für den preußischen Adel waren.⁷ Schreiben war deshalb nicht nur eine kreative Beschäftigung für die Fouqués, sondern eine wichtige finanzieller Quelle in harten Zeiten. Beide Fouqué verstanden durchaus, dass sie sich mit ihren Schriften an der kapitalistischen Marktwirtschaft beteiligten, und verhandelten zielstrebig um ihr Honorar, Caroline Fouqué oft durch Varnhagen. So bat sie ihn 1811 um Hilfe, um das Werk *Briefe über die griechische Mythologie für Frauen* zu platzieren: „Das ganze Werk wird vielleicht dreißig bis fünf- unddreißig Druckbogen stark. Ich wünsche für den Bogen einen Friedr[ich d'or].“⁸ Das ist zwar um einiges weniger als die 3 Friedr.[ich d'or] für den Druckbogen, die Friedrich Fouqué auf der Höhe seiner Karriere von seinem Verleger, Cotta, verlangte, aber Caroline Fouqué kompensierte mit sehr langen Romanen, die 75 Bogen überstiegen, oft in dem von Leihbibliotheken bevorzugten dreibändigen Format.⁹ Dazu kamen Kurzgeschichten für die verschiedenen Musenalmanachen und kleinere Beiträge für das *Morgenblatt für gebildete Leser* oder die *Zeitung für die elegante Welt*. Caroline Fouqué erkannte klar, dass auch Literatur Modeströmungen unterworfen war, und so schrieb sie in allen populären Genres. Nach 1820 war Friedrich Fouqué weniger erfolgreich mit seinen Werken; er war „aus der Mode gekommen“ wie Caroline Fouqué 1829 resümierend an Varnhagen schrieb.¹⁰ Trotzdem versuchte auch er weiterhin, seine Romane und Schriften gegen Bezahlung an den Mann zu bringen. 1824 bat er den Verleger Cotta um Publikation seiner Gedichte mit Honorar, denn – das bleibt ungesagt – die Agrarkrise in Preußen bedrängte auch Gut Nennhausen und das Geld wurde gebraucht.

Colloquium zum 220. Geburtstag des Dichters. Brandenburg: Fachhochschule Brandenburg, 1997. S. 82.

- 7 Die Separation von gutherrlichem Land und Bauernland in Nennhausen dauerte von 1802 bis 1847. Alle Dienstverhältnisse waren bis 1835 aufgelöst. Siehe <http://www.havellandwetter.de/NennC.pdf>. Der geschichtliche Abriss beruht auf Wilhelm Gottschalk, *Die Geschichte des Dorfes NENNHAUSEN*. 1940 (unveröffentlicht). Siehe auch F. Fouqué, „Ueberblick“ (wie Anm. 2). S. 43f.
- 8 Brief vom 26. Mai 1811. Varnhagen von Ense. *Biographische Portraits*. Leipzig, Brockhaus, 1871. S. 128.
- 9 Brief vom 3. Oktober 1814. *Briefe an Cotta. Das Zeitalter der Restauration 1815-1832*. Hg. Herbert Schiller. Stuttgart. J.B. Cotta'sche Buchhandlung. 1927. S. 338.
- 10 Brief vom 18. November 1829. Varnhagen von Ense. *Biographische Portraits*. Leipzig: Brockhaus, 1871. S. 151.

[...] wie ich eben nicht auf ein hohes Honorar für die Ihnen angebotne Fortsetzung meiner gesammelten Gedichte bestehe, aber selbige doch nicht gern ohne alles Honorar fortgeben möchte. [...] Sie bestimmen den Preis, den Sie – entweder bogenweis oder in Pausch und Bogen – für einen neuen Band meiner Sammlung zahlen können.¹¹

Die privaten Geldsorgen der Fouqués waren sicherlich ein Grund, warum beide der sich liberalisierenden Wirtschaft kritisch gegenüberstanden. Man kann aber die Fouqués und ihre Argumentationsweise nur vor dem Hintergrund der adligen Legitimationskrise im frühen 19. Jahrhundert verstehen.

Preußische Reformen und adlige Legitimationskrise

Noch Ende des 18. Jahrhunderts stellte der Adel eine politisch privilegierte Schicht dar. Diese verlor aber an Kaufkraft, als sich die preußische Wirtschaft unter Zwang der Französischen Reparationszahlungen (1806) modernisieren musste und von Krise zu Krise wankte. Grund und Boden, welche bis dahin den adligen Anspruch auf politische Macht untermauert hatten, wurden nun frei verkäuflich, und reiche Kaufleute konnten adlige Güter kaufen und verkaufen. Damit wurde der Junker zum Großgrundbesitzer, und der Bürger durfte Junker spielen. Eine Schicht, die bisher außerhalb der frühkapitalistischen Wirtschaft existiert hatte, konnte jetzt ihren Grundbesitz zu Geld machen, verlor dabei aber ihre Legitimität. In *Fragmente aus dem Leben der heutigen Welt* (1820) prangerte eine höchst besorgte Caroline Fouqué gerade jene Junker an, die sich nicht weiter für ihre Güter interessieren, als was finanziell aus dem Boden zu ziehen war. Da prahlt ein stark alkoholisierte Junker: „Hole der Teufel alle Geschäfte! Ich schere mich nichts drum, Wälder und Felder sind verpachtet, künftiges Jahr parcellire ich sie.“¹² Fouqué warnt durch diese Darstellung, dass der Adel seinen Herrschaftsanspruch verliert, wenn er zum Grundstückspekulant wird. In dieser Furcht ist sie nicht allein. Auch der befreundete Adam Müller widmete sich in seinen *Elemente der Staatskunst* ausgiebig der Legitimierung des Adels:

11 Brief Friedrich de la Motte Fouqué an Johann Friedrich Cotta vom 15. August 1824. *Briefe an Cotta* (wie Anm. 9). S. 345f.

12 Caroline de la Motte Fouqué. *Fragmente aus dem Leben der heutigen Welt*. Berlin: Schlesinger, 1820. S. 127.

Es versteht sich aber von selbst, daß die göttliche Institution des Adels hier als erstes Mobil des wahren Staatsrechtes nur insofern aufgestellt wird, als der Adel seiner ursprünglichen Verfassung getreu bleibt, d.h. als der einzelne Adlige sich nur für den zeitigen Repräsentanten der Familienfreiheiten und als zeitigen Nießbraucher der Familienrechte ansieht. Verwandelt sich in einer unverständigen und sittenlosen Zeit der Adlige in einen einzelnen, freien Mann; will er die Familienmacht wie ein augenblickliches, bürgerliches Eigentum behandeln und bestärkt ihn die Regierung darin; so verwandeln sich alle seine Recht in Vorrechte, in gemeine Privilegien; die Abwesenden werden nicht weiter von ihm repräsentiert: er verhält sich nun zu den übrigen Bürgern gerade ebenso wie jeder andre Monopolist; er ist in dieser aller Freiheit widersprechenden Macht zu ohnmächtig, um den einseitigen Grundsatz von der Liberté de tous die Waage zu halten, und wird wie er sich auch sträuben möge, zugrunde gehen müssen.¹³

Die Ängste, die hier zum Vorschein kommen, werden ausgelöst durch die preußischen Reformen, die den Einzelnen aus dem Feudalismus lösen und die Landwirtschaft kapitalistischen Marktprinzipien unterwirft.

Eigentlich hatten die preußischen Landreformen bereits unter Friedrich II. begonnen. Schon zu Ende des 18. Jahrhunderts hatte der König versucht, mit dem neuen Allgemeinen Landrecht für die preußischen Staaten das Individuum aus der feudalen Ordnung herauszuheben und in eine direkte Verbindung zum Staat zu setzen.¹⁴ Friedrich II. und seine Berater sahen, dass die vielen, sich oft widersprechenden feudalen Gesetze der Konsolidierung königlicher Macht entgegenstanden und dem Staat nicht die Handhabe gaben, genug Steuern einzuziehen. Besonders nach der preußischen Niederlage 1806 war der Staat nicht mehr in der Lage, den wirtschaftlichen Bedürfnissen seiner Bürger Rechnung zu tragen, denn Napoleon hatte dem preußischen Staat harsche Konditionen auferlegt.¹⁵ Da weite Teile Preußens – vor allem auf dem Land – nicht Teil des modernen kapitalistischen Systems waren und Handel oft aus Tauschwirtschaft bestand, waren die Staatskassen

13 Adam Müller. *Die Elemente der Staatskunst. Sechsenddreißig Vorlesungen*. Berlin: Haude & Spener, 1808-1809. S. 113.

14 Reinhart Koselleck, „Staat und Gesellschaft in Preußen, 1815-1848.“ *Moderne deutsche Sozialgeschichte*. Hg. Hans Ulrich Wehler. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 1976. S. 60.

15 Robert Berdahl. *The Politics of the Prussian Nobility. The Development of a Conservative Ideology: 1770-1848*. Princeton: Princeton UP, 1988. S. 109.

im Nu leer. Der Staat musste notwendigerweise Reformen durchführen, die einen freien Boden-, Güter- und Arbeitsmarkt zum Ziel hatten.¹⁶

Am 9. Oktober 1807 wurde die Stände- und Zunftordnung in Preußen aufgehoben, Leibeigenschaft sowie Arbeitspflicht und Frondienst wurden abgeschafft und adliges Land wurde frei verkäuflich.¹⁷ 1811 wurde ein zweites Edikt erlassen, das den Bauern das von ihnen bewirtschaftete Land übertrug. Der Adel begann nun eine aggressive politische und ideologische Kampagne gegen diese Modernisierungsbestrebungen und erreichte, dass die Bauern eine Ablösung für Frondienst und andere erbliche Dienste bezahlen mussten. 1816 wurde dem Adel sogar eine Entschädigung für das verlorene Land zugesagt; d.h. die Bauern mussten die früheren Grundherren entschädigen und ein Teil ihres Lands ‚kaufen‘. So machten die Bauernbefreiung und das Regulierungsedikt von 1811 aus abhängigen Kleinbauern landlose Landarbeiter. Die geforderten Ablössungssummen für den Frondienst überstiegen oft die finanziellen Mittel dieser armen Kleinbauern, und viele mussten ihr kleines Stück Land an ihre früheren Grundherren abtreten. Dazu kam, dass die Allmende – traditionell gehörte sie allen – nun auch aufgeteilt und privatisiert wurde. Damit fehlte vielen Kleinbauern Land, um Vieh halten zu können.¹⁸ Im Fazit ist zu sagen, dass die Reformen zwar das feudale System abschafften, die Kosten aber praktisch vollständig auf die Bauern übertrugen. Dazu kam, dass Preußen politisch und legal im feudalen System verhaftet blieb, da der adlige Landbesitzer sowohl das Polizeirecht als auch das Gerichtsrecht behielt und weiterhin in allen politischen Gremien (Kommunen, Kreisregierung, Provinzregierung) vertreten war. Ergebnis dieser Revolution von oben war, dass die aristokratischen Landbesitzer am stärksten von den Reformen profitierten. Gleichzeitig waren aus den Bauern nun freie Individuen geworden, die sich nicht länger auf die Fürsorgepflichten des Adels verlassen konnten. Um 1830 befand sich der Landarbeiter also unter der administrativen Macht des Adels, konnte aber keine soziale Hilfe von demselben erwarten. Koselleck und Berdahl kommen zum Schluss, dass

16 Koselleck schreibt, dass der preußische Staat seine Ziele durchaus erreichte, denn 1848 war Preußen der Staat mit der niedrigsten Verschuldung. Koselleck, „Staat und Gesellschaft“ (wie Anm. 14). S. 68f. Siehe auch Berdahl (wie Anm. 15). S. 155f.

17 Vgl. Berdahl (wie Anm. 15). S. 117.

18 Die Reformer wollten damit die Produktivität von Agrarland erhöhen. Vgl. Berdahl (wie Anm. 15). S. 121 und Koselleck (wie Anm. 14). S. 70f.

die Reformen zwar die Wirtschaft liberalisierten und weitaus produktiver machten, aber versäumten, eine direkte, demokratische Beziehung zwischen dem Staat und seinen Bürgern zu schaffen.¹⁹

Neuere Forschung bestreitet heute die Folgerungen von Koselleck und Bergdahl und insistiert, dass die Liberalisierung der Wirtschaft auch den Bauern zugutekam. William Hagen beschreibt in seiner Studie zum Verhältnis von Brandenburger Junkern und Dorfbbevölkerung, dass die Beziehungen zwischen Adel und Landbevölkerung komplexer waren, als von Koselleck und Bergdahl dargelegt. Die Landbevölkerung stand der adligen Gebietsaneignung nicht passiv gegenüber und verhandelte hart (oft vor Gericht), wenn es um Ablösungssummen ging.²⁰ Seine Langzeitstudie zeigt, dass es den Nachkommen der abhängigen Bauern nach zwei Generationen sehr viel besser ging als vor der Bauernbefreiung.²¹ Hagen plädiert dafür, die Abhängigkeiten zwischen Adel und Bauern als eine praktische zu sehen, definiert durch taktisches Denken auf beiden Seiten.²² Hagens Forschung zeigt auch, dass die verschiedenen in der Studie berücksichtigten Güter bereits 1809 marktorientierte Betriebe waren, deren Ziel darin bestand, Gewinn zu maximieren. Die Legitimität des Adels spielte dabei keine Rolle. Hagen schreibt: „Of noble interest in paternalism, whether genuine or postured, there was little Stavenow evidence, whether before or after 1807’s abolition of subjection.“²³ Das legt die These nahe, dass die Kritik am Adel (und die hysterische Verteidigung dessen) wenig mit der Bauernbefreiung zu tun hatte und sehr viel mit der Einforderung von Rechten auf bürgerlicher Seite.

Seit der Niederlage von 1806 hinterfragte das Bürgertum nämlich einen wirtschaftlich privilegierten Adel, der im Staat so recht keine Funktion mehr hatte, wie beispielsweise aus Friedrich Fouqués Auseinandersetzung mit dem

19 Koselleck (wie Anm. 14). S. 73, Bergdahl (wie Anm. 1). S. 121.

20 William W. Hagen. *Ordinary Prussians. Brandenburg Junkers and Villagers, 1500-1840*. Cambridge: Cambridge UP, 2002. S. 652.

21 Hagen (wie Anm. 20). S. 643f.

22 „The bond linking manor and village was wholly practical and, if clouded by sentiment, then more by wary fearfulness than trusting reverence. Over the centuries the two parties approached one another as combatants, probing for weaknesses and opportunities for gain, now accepting truces, now breaking them to pursue strategic advantages [...]. These findings, too, ill fit prevailing views of seigniorial-princely domination and village passivity.” Hagen (wie Anm. 20). S. 652.

23 Hagen (wie Anm. 20). S. 652.

Hamburger Verleger Friedrich Perthes herauszulesen ist.²⁴ Die verlorene Schlacht von Austerlitz hatte bereits zu Adelskritik Anlass gegeben. Nun wurde der Ruf laut, den Erbadel durch einen ‚Leistungsadel‘ zu ersetzen, sodass in Zukunft nicht mehr Herkunft, sondern Können über das Schicksal des Einzelnen entscheiden würde. Mitglieder des preußischen Adels reagierten auf diese Legitimationskrise verschieden: Der konservative Flügel, zu dem die Fouqués gehörten, bestand auf der Wiederherstellung adliger Privilegien für alle Mitglieder des Erbadels. Joseph von Eichendorff und Achim von Arnim versuchten, den Adel zu retten, indem sie für einen spirituellen Adel plädierten, d.h. auf die Verbindung von Adel und edel hinwiesen.²⁵ Stolberg, ein Freund der Fouqués, plädierte für einen Leistungsadel, der seine Privilegien durch Verdienst und Wissen bezog, und der mit den Fouqués verwandte Friedrich August von der Marwitz verfocht das Prinzip des Majorats und des Fideikommiss für adlige Güter, um die Anzahl der Adligen klein zu halten.²⁶ F. Fouqué und Perthes prüfen diese verschiedenen Ansichten, um die Frage zu beantworten, welche Funktion der Adel im modernen Staat haben kann und soll. Staatspolitische Fragen – so beispielsweise ob der Adel ein Teil des Volkes sei, ob er durch Grund und Boden oder durch Leistung definiert werden und ob er weiterhin das Militär dominieren solle – verdecken existenziell wirtschaftliche Probleme. Nun wurde nämlich die Frage laut, welcher Teil des Staatsreichtums dem Adel gehörte und ob adliger Grund und Boden der Nation oder dem Einzelnen zustehe. Während Friedrich Fouqué ideologisch argumentiert, dass der Adel die Tradition im Staat verkörpere und einen Gegenpol zum Bürgertum darstelle, argumentiert Perthes bürgerlich-praktisch. Es solle zwar einen kleinen deutschen Erbadel geben, der müsse aber an Grund und Boden gebunden sein.²⁷ Das heißt, Adelstitel und Privilegien gehören zum Grundbesitz und übertragen sich nicht auf zweitgeborene

24 Friedrich de la Motte Fouqué und Friedrich Perthes. *Etwas über den deutschen Adel, über Ritter-Sinn und Militär-Ehre in Briefen von Friedrich Baron de la Motte Fouqué und Friedrich Perthes in Hamburg*. Hamburg: Perthes und Besser, 1819.

25 See Wolfram Siemann, *Vom Staatenbund zum Nationalstaat. Deutschland 1806-1871*. München: Beck, 1995. S. 114.

26 Weder Majorat noch Fideikommiss waren legal bindend für den preußischen Adel. Heinz Reif. „Adelserneuerung und Adelsreform in Deutschland 1815-1874.“ *Adel und Bürgertum in Deutschland 1770-1848*. Hgs. Elisabeth Fehrenbach und Elisabeth Müller-Luckner. München: Oldenburg, 1994. S. 208.

27 Fouqué/Perthes (wie Anm. 24). S. 83.

Söhne (das Beispiel Englands wird immer wieder zitiert). Perthes akzeptiert zwar die Möglichkeit eines Dienstadels, folgert aber, dass dieser nicht erblich sein dürfe, sondern mit dem Tod erlöschen müsse. Adlige ohne Grund und Boden müssen ein Gewerbe treiben und hätten keinen Anspruch auf adlige Privilegien.²⁸ Fouqués Hauptargument, dass Adel und Rittertum synonym seien, wird von Perthes energisch entkräftet. Rittersinn, erklärt Perthes, sei noch keine Institution. Was Fouqué hier wirklich anspreche, sei die Gleichsetzung von Militär und Adel, d.h. die Kontrolle von militärischer Macht durch den Adel.²⁹ Mit dem Hinweis auf die Napoleonischen Kriege, die gezeigt hätten, dass Tapferkeit nicht an Stand gebunden sei, argumentiert Perthes gegen diese Gleichsetzung. Wie viele Bürger insistiert er, dass die Mitglieder eines stehenden Heeres in Friedenszeiten verwildern und Gewalt (in der Form von Duellen) in die Städte bringen.³⁰ Insgesamt wehrt sich Perthes energisch gegen Fouqués Gleichsetzung von Adel und edel (Rittersinn) und fürchtet, dass damit dem Adel ungerechtfertigte Privilegien erwachsen. So weist er denn auch auf die weniger edlen Aspekte des feudalen Systems hin – die Leibeigenschaft, die Fouqué als nicht existierend für die Mark Brandenburg bezeichnet. Fouqués Einwand, dass die Beziehung zwischen Adel und abhängigen Bauern eine legale, mit im Hofbrief vertraglich vereinbarten Rechten und Pflichten sei, verklingt als naiv, obwohl William Hagens Forschung heute Fouqués Sicht bestätigt.³¹ Für Perthes gehört der Adel der Vergangenheit an, und Fouqués ideologische Argumente überzeugen den Hamburger Bürger wenig.³² Fouqués Freund Christian Graf von Stolberg unterstützt zwar Fouqués Argumentation in einem Brief an Perthes, schreibt aber privat an Fouqué, dass die Sache des Adels delikat anzugehen sei: „Da gerade itzt dem Adel so viele harte und ungerechte Vorwürfe von allen Seiten her gemacht werden; daher auch in einigen Ihrer letzten Schriften, die Verherrlichung der Wehrfester mir bedenklich geschienen hat. Wir können jetzt nicht vorsichtig genug in unseren Äußerungen sein, nicht genug vermeiden, der guten Sache eine Blöße zu geben.“³³ Hier wird deutlich, dass auch Stol-

28 Fouqué/Perthes (wie Anm. 24). S. 81f.

29 Fouqué/Perthes (wie Anm. 24). S. 68.

30 Fouqué/Perthes (wie Anm. 24). S. 86ff.

31 Fouqué/Perthes (wie Anm. 24). S. 22f. Hagen (wie Anm. 20). S. 651.

32 Fouqué/Perthes (wie Anm. 24). S. 70.

33 Friedrich Leopold Graf zu Stolberg an Friedrich Fouqué, 17. Juli 1819. *Briefe an Friedrich, Baron de la Motte Fouqué. Mit einer Biographie Fouqués von*

berg realisierte, wie sehr die Adelsfrage ideologisch bestimmt war und auf dem Feld der öffentlichen Meinung ausgefochten werden musste.

Adam Müller – Verteidiger des Feudalismus

Sowohl Friedrich als auch Caroline Fouqué stimmen in ihrer Argumentationsweise mit Adam Müller überein, der 1812 seine Schrift *Elemente der Staatskunst* und 1816 *Versuche einer neuen Theorie des Geldes* publizierte. Heute wird Müllers Werk als die erste konservative Staatstheorie gesehen, die die Rechte des Adels und des Feudalismus verteidigte.³⁴ Müller, lange intellektuell verpönt, erlebt heute eine Renaissance, so zum Beispiel in Richard Grays Studie *Money Matters*, in der er Müller als einen innovativen und progressiven Denker beschreibt, der früh begriffen hatte, dass Geld und Kredit das arbiträre Zeichensystem der Zukunft darstelle. Gray fasst Adam Müllers Theorie wie folgt zusammen:

Where Smith defends the division of labor, Müller opposes it; while Smith argues for the autonomy of the market and defends laissez-faire economic practices, Müller takes an interventionist stance, giving absolute authority over economic matters to the state; Smith valorizes competition as productive and cost-effective, whereas Müller vilifies it as the cause of human strife and disunity; Smith views private property as the holy shrine of sound economic theory and sees the protection of property rights as the primary purpose of the state, while Müller sees private property as a demonic institution that fuels human egoism and undermines the communitarianism necessary for any well functioning state; finally, Smith is a confirmed mentalist who argues the importance of specie as the primary monetary form, whereas Müller is a monetary nominalist, a staunch advocate of paper currencies.³⁵

Innovativ war Müller auch in seinem Rechtsverständnis. Als einer der Ersten verwarf er die Aufteilung von Recht in Naturrecht und positives Recht und wies darauf hin, dass der Begriff des Rechts nur in und durch eine Gruppe

Jul. E. Hitzig und einem Vorwort und biographischen Notizen von Dr. H. Kletke.
Hg. Albertine, Baronin de la Motte Fouqué. Berlin: Adolf, 1848. S. 433.

34 Berdahl (wie Anm. 15). S. 164.

35 Richard T. Gray. *Money Matters. Economics and the German Cultural Imagination, 1770-1850.* Seattle: U of Washington P, 2008. S. 51.

von Menschen entstehen konnte; also immer schon positives Recht war. Anders als die französischen Philosophen verstand er positives Recht als etwas organisch Gewachsenes, das nur langsam und mit großer Sorgfalt geändert werden konnte oder sollte.

Ähnlichkeiten in Argumentation und Themenauswahl zwischen *Elemente der Staatskunst* und den Fouqué-Texten schließen darauf, dass beide Fouqués Adam Müller gelesen und dessen Ideen in ihren eigenen theoretischen und belletristischen Schriften verarbeitet haben. Für meine Diskussion ist Müllers Verteidigung des feudalen Systems in *Elemente der Staatskunst* wichtig. Es stellt sich die Frage, wie ein, laut Gray, radikal denkender Theoretiker, ein Geldnominalist, der realisierte, dass die Wirtschaft der Zukunft auf Ideen aufgebaut sein würde, den Feudalismus propagieren konnte? Warum verteidigte er den Adel in seinen Schriften, obwohl bereits im 18. Jahrhundert erwiesen war, dass feudal gebundenes Land oft unproduktiv und unprofitabel war? Warum verteidigte er eine Schicht, die nach bürgerlicher Ansicht ungebührliche Privilegien genoss, gleichzeitig aber ihren Verpflichtungen nicht nachkommen konnte oder wollte?

In *Elemente der Staatskunst* geht es Müller darum, mit den Theorien der Physiokraten, der Merkantilisten und Adam Smith abzurechnen und deren Vernachlässigung des Staatswesens und die Folgen des freien Handels und des Frühkapitalismus auf den Staat zu erfassen. Wenn nur nach wirtschaftlichen Prinzipien regiert wird, fürchtet Müller, dann ist der Staat nicht von Dauer, und eine faire Aufteilung der Ressourcen kann nicht gewährleistet werden. Ausgehend von Fichte und dem romantischen Prinzip der Polarität argumentiert Müller, dass der Staat nur dann in Harmonie existieren kann, wenn Adel und Bürgertum, Männer und Frauen als gleichberechtigte Prinzipien im Staat leben können. Er folgt Wilhelm von Humboldt, wenn er schreibt, dass der Mensch nur als Idee, als unsichtbares Drittes „in der Mitte zwischen Mann und Weib“ existiere.³⁶ Analog dazu werden Bürgertum und Adel als die zwei Manifestationen des Staates definiert. Das Bürgertum repräsentiert die Rechte der Gegenwart, Mobilität, Handel und kurzfristiges Denken – der Adel die Vergangenheit, die Verbindung zwischen Vorfahren und Nachkommen und die Tradition. Ausdrücklich pflöpft er die Definition von politischen Ständen (Bürgertum und Adel) auf die herrschende Geschlech-

36 Siehe Wilhelm von Humboldt. „Über den Geschlechterunterschied.“ *Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften*. [1903]. Hg. Albert Leitzmann. Berlin: Gruyter, 1968. S. 311ff, vor allem S. 312. Müller (wie Anm. 11). S. 30f.

terphilosophie: „Der Adel soll das Unsichtbare, die Macht der Sitte und des Geistes im Staate repräsentieren, und so ist er in der großen Ehe, welche Staat heißt, was die Frau in der Ehe im gewöhnlichen Verstande.“³⁷ Müllers Argumentation ist besonders wichtig für das Verständnis von Caroline Fouqués Schriften, denn Müller ist der Erste, der Klasse und Geschlecht aneinanderkoppelt und damit Caroline Fouqué Argumente liefert, um die Legitimationskrise des Adels in ihren Romanen als männlich-weibliche Beziehungskrise zu verarbeiten.

Für Müller ist der Mensch nicht nur in die Gemeinschaft der ‚Gleichzeitigen‘ eingebunden, sondern ein Glied in der zeitlichen Verkettung zwischen Vorfahren und Nachkommen. Sowohl Vorfahren als auch Nachkommen genießen nach Müller Rechte im Staat. Was Vorfahren bestimmen, kann nach Müller nicht willkürlich abgeschafft werden, wie auch die Errungenschaften der Gegenwart nicht durch die Nachkommen zerstört werden sollen. Damit will Müller verhindern, dass Staatsressourcen von einer Generation aufgebraucht oder Institutionen nach Belieben erschaffen und abgeschafft werden können.³⁸ Die Bewahrung solcher idealer Güter sieht Müller durch den Adel gewährleistet, denn dieser Stand garantiere die zeitliche Einbindung des Menschen durch seinen ungebrochenen Stammbaum. Adlige Güter (wie auch Handelshäuser) sollen deshalb nicht dem Einzelnen gehören, sondern als Korporationen Personenrechte haben. Der Einzelne genießt davon nur die Zinsen ohne Zugang zum Kapital. Somit gehören diese Institutionen zum Nationalreichtum, d.h., sie gehören der Nation und werden für die Nachkommen erhalten.

Müller deduziert, dass ein wirtschaftlich privilegierter Adel ohne ideelle Werte auf die Länge nicht vertretbar ist. Wie Marwitz fordert Müller, dass der Adel zahlenmäßig beschränkt bleibe, dass adlige Güter nur in ältester, männlicher Linie weitergegeben werden und dass diesem Adel der Zugang zu jedem anderen Gewerbe verschlossen bleibe. So nimmt Müller auch in Kauf, dass der Adel als Schicht im Sinne Adam Smith’ unprofitabel ist, denn die Stabilität des Staatsgebildes ist wichtiger.³⁹

37 Müller (wie Anm. 13). S. 70.

38 Dieser etwas fremde Gedanke existiert auch im modernen Staatswesen, denken wir nur an die Einrichtung von Nationalparks, Museen oder Stiftungen, deren Kapital nicht von einer Generation aufgebraucht werden kann.

39 Müller (wie Anm. 13). S. 114, S. 170.

In *Feodora* (1815) gibt Caroline Fouqué Adam Müllers theoretischen Ansichten ein fiktionales Gewand. Gustav, ein Vertreter der ultrakonservativen Fraktion, fasst die Ergebnisse der Landreform zusammen:

Städtischer Luxus hat die [adligen] Familiensitze verschleudert, oder in ärmliche Marken zusammengezogen. Der verarmte Edelmann wird Mäkler, Speculant, oder gemeiner Bauer... Aermliche Rücksichten, gedrücktes, schlaffes Wesen, halbe Herzen, halber Muth, das geht aus dem Auseinanderziehn und Verschwimmen aller Verhältnisse hervor. Und was ist die Folge? Veräußerte Grundstücke, zersplitterte Kraft, erschütterter Staatsreichthum!⁴⁰

Gustav beschreibt hier eine Welt, in der der alte Adel seine Legitimität aufgegeben hat und sich wie der dritte Stand benimmt. Der Adel unterliegt hier dem kapitalistischen Profitdenken, das Gewinner (Mäkler und Spekulanten) und Verlierer (gemeine Bauern) produziert. Müller kritisiert aber gerade dieses Profitdenken im Frühkapitalismus, welches nach ihm außerstande ist, Wirtschaft und Staatslehre (d.h. Ökonomie und Politik) zu verbinden. Nach Müller können die drei herrschenden Richtungen von ökonomischer Theorie („die merkantilsche des Colbert, die physiokratische des Quesnay und die Freiheitssekte des Adam Smith“) die Frage nicht lösen, „welche Arbeit im Staate [...] eigentlich produktiv oder wirklich bereichernd [sei]?“⁴¹ Denn für Müller hat die wahre Nationalökonomie nicht nur die Aufgabe, Güter zu produzieren, sondern auch deren Konsolidierung, Kapitalisierung und Konservierung zu garantieren. Die herrschenden Wirtschaftstheorien sind aber nicht in der Lage, den Wert von Ideen zu ermessen, und realisieren nicht, dass Mehrwert in Gütern (vor allem in Konsumgütern) durch ideelle Werte erzielt wird (Müller nennt das die Vereinigung von Produkt und Idee).⁴² Eine umfassende Staatsform, die Wirtschaft und ideelle Werte verbinden könne, sei deshalb nur der Feudalismus.

40 Caroline de la Motte Fouqué. *Feodora*. Leipzig: Fleischer, 1815. S. 527f. Es ist übrigens kein Zufall, dass der ultrakonservative junge Adlige nach Fouqués älterem Sohn, Gustav von Rochow, benannt ist. Dieser war ein enger Freund des zukünftigen Königs Friedrich Wilhelm IV und wurde unter diesem zum Innen- und Polizeiminister. Siehe Jean Wilde. *The Romantic Realist: Caroline de la Motte Fouqué*. New York: Bookman, 1955. S. 80ff.

41 Müller (wie Anm. 13). S. 230f.

42 Müller (wie Anm. 13). S. 228f.

Für den Romantiker Müller hält der Feudalismus durch dessen System der institutionalisierten Abhängigkeiten den Staat lebendig. In einem solchen Staat kommen gemäß Müller die Gegenwärtigen zum Zug (d.h. dem dritten Stand steht Handel und Wirtschaft offen), während die Staatsressourcen durch den Adel geschützt werden, der diese zwar benutzen, aber nicht besitzen darf. In einem solchen Staat haben ideelle Werte ebenso Wert wie materielle Werte. Er schreibt: „[Der Staat] ist die innige Verbindung der gesamten physischen und geistigen Bedürfnisse, des gesamten physischen und geistigen Reichtums, des gesamten inneren und äußeren Lebens einer Nation, zu einem großen energischen, unendlich bewegten und lebendigen Ganzen.“⁴³ In einem solchen Staat wird der Staatsvertrag in ständiger intellektueller Auseinandersetzung zwischen Adel und Bürgertum langsam den jeweiligen Gegebenheiten angepasst. So bleibt der Staat ein lebendiges Gebilde, das die Bedürfnisse der Gegenwärtigen mit denen der Vorfahren und Nachkommen abwägt.

Ein solcher idealer Staat existiert aber nicht, wie auch Müller realisiert. Er analysiert den existierenden Sozialvertrag:

Da sich nun aber der Staat, wie er in unsern Theorien erscheint, um das weibliche Geschlecht und dessen mächtigen Einfluß unverhältnismäßig wenig, um das männliche Geschlecht hingegen unverhältnismäßig viel bekümmert; da ferner die Theorie des Staates die Rechte der Gegenwärtigen und ihr Interesse viel mehr in Schutz nimmt, als die Rechte der vorangegangenen Alten, [...] so ist unter den beiden verglichenen Gegenständen, dem Staat und der Familie, in der gegenwärtigen Wirklichkeit eine solche Inkongruenz, daß alle Vergleiche, [...], gänzlich verunglücken müssen.⁴⁴

Nach Müller wird der Adel vom Bürgertum unterdrückt wie auch die Frauen in der Ehe, denn sowohl Männer als auch Bürgertum besitzen alle wirtschaftlichen Vorteile. Müller befürchtet, dass ein dem Kapitalismus verschriebenes Bürgertum den Staat nicht zusammenhalten wird. Die in Frankreich propagierte Gleichheit (aller Männer) werde zur Gleichmacherei, denn die innere Natur der Menschen werde nicht länger geachtet.⁴⁵ Dieser Gedanke durchzieht auch das Werk von Caroline Fouqué, deren Sprachrohr Gustav sagt: „Die Gleichheit [im feudalen System, K.B.] war innerlich. Jetzt

43 Müller (wie Anm. 13). S. 27.

44 Müller (wie Anm. 13). S. 59.

45 Müller (wie Anm. 13). S. 95.

soll sie äußerlich werden, durch Hinwegnahme aller Schranken, das ist ein Unding. Keine Zeit darf Anspruch auf Bildung machen, die über Ordnung und Nothwendigkeit hinaushebt.“⁴⁶ Im Denken von Müller, den Fouqués und ihrer konservativen Freunden bedrängen die preußischen Reformen mit ihrem Ziel der allgemeinen Wettbewerbsfähigkeit nicht nur die adlige Legitimität, sondern unterwandern auch den Staat, da sie gezielt den männlichen Bürger privilegieren.

Adel, Geld und Ökonomie in Caroline Fouqués Romanen

Müllers theoretische Gleichsetzung von Stand und Geschlecht erlaubt es Caroline Fouqué, die Auswirkungen der Adelskrise in ihren Romanen zu verarbeiten, ohne die herrschenden Geschlechternormen zu verletzen. Als Unterhaltungsschriftstellerin kann sie ihre politischen Ideen in Romane verpacken, die, oberflächlich gesehen, Liebesbeziehungen zum Thema haben. Der Plot der späten Romane, gezeichnet durch die zunehmende Verzweiflung der Autorin an den politischen Entwicklungen in Preußen, werden immer abwegiger. Die Ehe, letztlich das Ziel eines Liebesromans, wird kaum mehr erreicht. Die Rezensionen der späten Romane finden den Fehler in der fehlenden Männlichkeit der Fouqué'schen Helden: „Zum wahren Leben ist es mit [dem Helden, K.B.] noch gar nicht gediehen; ein markloser Schwächling, entblößt von aller Sittlichkeit und Freiheit, getrieben von gemeinen Leidenschaften, unklar über die Welt und sich selbst, – das ist der Held.“⁴⁷ Damit haben die Rezensenten bestimmt recht, denn erfolgreich sind ja unterdessen die bürgerlichen Helden der historischen und sozialkritischen Romane, verkennen aber, dass Fouqué durch diese versagenden Helden die Auswirkungen der Reformen auf den preußischen Adel beschreibt.

Im letzten Teil meines Beitrags werde ich Fouqués Kritik an der politischen Entwicklung an zwei späten Romane darlegen, in denen die Autorin zeigt, was passiert, wenn der adlige Mann aus dem Feudalismus tritt. Müller hatte verlangt, dass ein erfolgreicher Adel vor allem durch männliche Selbstkontrolle (sexuell und wirtschaftlich) definiert werden müsse.⁴⁸ Im

46 Fouqué. *Feodora* (wie Anm. 40). S. 530.

47 Rezension zu *Bodo von Hohenried*. *Blätter für literarische Unterhaltung* 61 (1826): S. 242.

48 Nach Müller benötigt der Adel „strenge Aufsicht auf die Reinheit der Abkunft, besonders der männlichen (denn der Begriff der *mésalliance* scheint nur

Roman *Feodora* (1815) wird die Integration der dargestellten Gesellschaft noch erzielt, indem Felix, der jüngere Sohn und Held des Romans, auf Feodora, die weibliche Protagonistin, verzichtet. Feodora, ihrerseits das Produkt einer Mésalliance, heiratet am Schluss den mit Land und Gut ausgestatteten Gustav und kann so zur Stammutter einer erfolgreichen adligen Familie werden. Der zu Beginn rebellierende Felix akzeptiert am Ende diese Gegebenheiten und wird zum Lehrer einer neuen Generation. Auch der rebellierende Held von Fouqués *Frauenliebe* (1818) findet noch seinen Platz als Gutsherr und Berater des Monarchen, doch spätere Helden, wie Bodo aus *Bodo von Hohenried* (1825) und Hugo aus *Resignation* (1829), verweigern sich den Gesetzen des Adels.⁴⁹ Resultat ist, dass nach 1825 die Helden ohne männliche Nachkommen sterben und ihre Güter an ihre verbürgerlichten Verwandten fallen. Der verfrühte Tod der jungen adligen Helden hinterlässt eine Welt ohne adlige Familien, und das Gleichgewicht im Staat ist zerstört. Das zeigt sich besonders im Roman *Bodo von Hohenried*, in dem Bodo, eigentlich der rechtmäßige Landesfürst, ohne Nachkommen stirbt und auch der Usurpator keine männlichen Erben hinterlässt. Wie auch in *Resignation* besteht die dargestellte Welt am Ende des Romans aus kinderlosen adligen Töchtern, Mönchen und verbürgerlichten Adligen, die die von Müller definierte Funktion des Adels nicht mehr erfüllen können oder wollen. Noch in *Feodora* hatte Fouqué bekräftigt:

Sie werden in dem Adel das lebendige, bindende Princip des ganzen Organismus erkennen. Seine Thätigkeit ist die umgreifendste, wie die universal bedingende. Durch seine intensive Beziehung zu dem ersten und allgemeinsten Volksverhältnisse hält er die breite Masse zusammen, und wird ein Pfeiler, auf welchem der schirmende Damm gesetzlicher Verwaltung fest und sicher ruhet. Er trägt und beschützt das Gesetz, ist der Gränz- und Markstein jeder Willkühr, die natürliche, stets gewaffnete Ehrenwache des Thrones.⁵⁰

erkünstelt, wie er denn auch das Verderben der Rassen zur Folge hat)“ und „die Aufrechterhaltung aller besonderen Familieninstitutionen und gerade der Gesetze, die den einzelnen Nießbraucher recht zu beschränken scheinen, Fideikommiss, Majorate, Aufrechterhaltung aller Unveräußerlichkeitsbestimmungen.“ Müller (wie Anm. 13). S. 114.

- 49 Caroline de la Motte Fouqué. *Frauenliebe, ein Roman*. Nürnberg: Schrag, 1818. Dies. *Bodo von Hohenried. Ein Roman neuerer Zeit*. Berlin: Schlesinger, 1825. Dies. *Resignation*. Frankfurt/M.: Wilmans, 1829.
- 50 Fouqué. *Feodora* (wie Anm. 40). S. 525f.

Gerade diese Funktion erfüllt aber der Adel in *Bodo von Hohenried* nicht mehr. Bodo selbst verweigert sich der ihm auferlegten Rolle und irrt ohne Richtung oder Ziel durch den Roman. Nach seinem Tod gehen alle seine Güter an den ‚Freiherrn‘ über, der bereits seine eigenen Güter den physiokratischen Prinzipien der Profitvermehrung unterworfen hatte. Dieser Freiherr hat kein Interesse daran, am Regierungsgeschäft teilzunehmen, und ist so zu einem Vertreter des Bürgertums geworden, während der Staat – ohne geregelte Nachfolge – ins Chaos zu versinken droht.

Während Bodo wenigsten im Kampf der Griechen gegen die Türken sterben darf und so nominal die Rolle eines ‚Ritters‘ erfüllt, bringt sich der Protagonist von Fouqués letztem Roman *Resignation* um. Eine ältliche Nebenfigur im Roman fasst die Stimmung im Roman zusammen: „Ich ahnde ein Ungewitter und die Ausbrüche vulkanischer Gärung, die das lang Bewährte, langsam Geschaffene, in raschen Stößen zerstören werden.“⁵¹ An diesen Umwälzungen haben die Figuren aber selbst Schuld. Der junge Hugo kann beispielsweise das Opfer seines Onkels nicht verstehen, der unverheiratet blieb, damit Hugo Besitz und Adelstitel übernehmen kann: „Woran lag ihm zumeist, als er jenes viel berühmte Doppelopfer brachte und bringen ließ. Rettete er nicht auf Unkosten des Mädchens, dem er sich verlobte, was ihm mehr als das Mädchen galt? Neben des Gesetzes Vollziehung den Ruf, für den er ja heute noch allein lebt. Ein Egoist!“⁵² Hugo selber stellt privates Glück vor die Interessen der adligen Familie, was ihn bereits zum Bürger stempelt.

Die Zerrissenheit der adligen Figuren wird vor allem durch instabile Eheverbindungen gezeigt. Die Figuren heiraten und lassen sich scheiden und rütteln so nicht nur an der etablierten Geschlechterordnung, sondern auch an der Standesordnung. Für Müller, dessen theoretisches Modell Stand und Geschlecht verband, kann der erfolgreiche Staat nur existieren, wenn Mann und Frau, das Bürgertum und der Adel, in Harmonie miteinander leben.⁵³ In diesen späten Romanen stellt Fouqué eine Welt dar, in der Familie wie auch Ständeordnung fragil geworden ist und Geschlechtsbeziehungen auch dem kapitalistischen Konsumdenken unterworfen sind. Hugo gibt die Ehe mit der adligen Emma auf, um die geschiedene Elise zu heiraten, derer er aber schnell überdrüssig wird. Die adligen Männer in diesen Romanen, eigent-

51 Fouqué. *Resignation* (wie Anm. 49). Band 1, S. 355.

52 Fouqué. *Resignation* (wie Anm. 49). Band 2, S. 291.

53 Müller (wie Anm. 13). S. 59.

lich der Tradition und der Stabilität verpflichtet, tauschen ihre Partnerinnen aus, sobald diese als langweilig oder ‚aus der Mode gefallen‘ empfunden werden. Damit hat das Konsumdenken auch den Adel infiltriert, der sich als durch und durch verbürgerlicht entpuppt. Der in diesen letzten Romanen dargestellte Adel hat die Fähigkeit verloren, sich zu erneuern, und ist zu einer Schicht geworden, die nicht überleben kann. Die männlichen Figuren sterben deshalb auch ohne Erben, sodass ihr Geschlecht – und der ‚wahre‘ Adel – mit ihnen stirbt.

Fazit

In ihren Unterhaltungs- und Liebesromanen benutzt Fouqué das Konzept ‚Ehe‘, um über die sich neu bildende Gesellschaft in den 1820er Jahren nachzudenken. Der männliche (und bürgerliche) Trieb nach Individualismus unterminiert die Gesellschaft, während ‚Ehe‘ (im Sinne von Gemeinschaft, aber auch Tradition) den vom Frühkapitalismus gefeierten Individualismus zügeln könnte. Die Texte warnen davor, dass gerade adlige Männer in ihren Bahnen bleiben müssen, damit die Gesellschaft im Gleichgewicht bleibt. Diese aber nehmen ihre Verantwortung – die Gesellschaft vor den negativen Folgen des Frühkapitalismus zu schützen – nicht wahr und sind ihrerseits zu Monopolkapitalisten geworden. Fouqué sieht die Rettung im Feudalismus, der Raum für Tradition und Gemeinschaft bietet und nicht jeden und alles dem Prinzip der Wirtschaftlichkeit unterwirft. Die von Fouqué angebotenen Lösungen sind aber bereits im Vormärz veraltet und können weder dem politisch ungeduldigen Bürgertum noch dem sich verbürgerlichenden Adel Wegweiser sein. Der bittere Ton in *Bodo von Hohenried* und *Resignation* zeigen deutlich, dass Caroline Fouqué versteht, dass die ideologischen Kämpfe zwischen Adel und Bürgertum vorbei sind. Der Adel hat seine nach Fouqués Auffassung göttlich inspirierte Funktion im Staat über Bord geworfen. Das 19. Jahrhundert gehörte, wie auch der Literaturkritiker Wolfgang Menzel bemerkte, dem Bürgertum und denen, die sich dem Kapitalismus und der Modernität verschrieben hatte.⁵⁴

54 Wolfgang Menzel. *Die deutsche Literatur*. Stuttgart: Hallberger, 1836. Band 4. S. 58.

Franziska Schößler (Trier)

Frühsozialistische Kapitalismuskritik und die (literarische) Ausbeutung von Weiblichkeit

Zu Ernst Willkomm und Louise Otto

Goethe nimmt in seinen Altersroman *Wilhelm Meisters Wanderjahre* (1829) einen dokumentarischen Bericht von Heinrich Meyer auf, der die florierende Spinner- und Weberwirtschaft im Gebirge nahe Zürich beschreibt. Diese verzeichnet um 1800 aufgrund erhöhter Nachfrage nach weißem Gewebe einen rapiden Aufschwung; Werner Sombart spricht in seiner Studie über den modernen Kapitalismus von einer „fast unglaublichen Blüte der Baumwollspinnerei und Weberei in der Ostschweiz“ und verweist dabei auf Goethes Schilderungen.¹ Zentrales Merkmal der protoindustriellen Produktion, die Meyer schildert, ist die familiäre Organisation der Arbeit, der eigengesetzliche „Zusammenhang der familiären Einheit von Arbeit, Konsum und Reproduktion“.² Die Spinner und Weber sind arbeitsteilig in einer Art Heimindustrie tätig³, die von einer Verlegerin (als Signum der neuen Zeit) organisiert wird.⁴ Goethe zeichnet ein idyllisch-anachronistisches Bild handwerklicher Arbeit, das noch dazu mythisch unterfüttert ist. Die Verlegerin Susanne beispielsweise wird mit dem Namen der Schönen-Guten bedacht (der auf das antike Ethos der *kalokagathia* verweist).

Ganz anders sieht es wenige Jahre später in den sozialistisch engagierten Vormärz-Romanen von Ernst Willkomm und Louise Otto aus, die der

-
- 1 Werner Sombart. *Der moderne Kapitalismus*, Bd. 1 (2 Halbbände): *Die vorkapitalistische Wirtschaft*; Bd. 2 (2 Halbbände): *Das europäische Wirtschaftsleben im Zeitalter des Frühkapitalismus*. Berlin: Duncker und Humblot, 1969, Bd. 2.2. S. 885.
 - 2 *Industrialisierung vor der Industrialisierung. Gewerbliche Warenproduktion auf dem Land in der Formationsperiode des Kapitalismus*. Hg. Peter Kriedte/Hans Medick/Jürgen Schlumbohm. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 1977. S. 98f.
 - 3 Ebd. S. 132.
 - 4 Vgl. zum Verlagswesen Wilhelm Heinz Schröder. *Arbeitergeschichte und Arbeiterbewegung. Industriearbeit und Organisationsverhalten im 19. und frühen 20. Jahrhundert*. Frankfurt/M., New York: Campus, 1978. S. 80, S. 102f.

massiven Pauperisierung im Vormärz Rechnung tragen und sowohl empirisches Wissen in ihre Texte eintragen (darin Goethe ähnlich) als auch über die kommunistischen Positionen ihrer Zeit informiert sind; literarische Vorbilder beider sind Eugène Sues *Les Mystères de Paris* und die sozialen Romane von Charles Dickens. In ihren Texten hat sich die zünftische Handwerksordnung überlebt und weicht der freien Lohnarbeit⁵, die meist ‚die Freiheit vom Produktiveigentum‘ meint. Geschildert werden die massiven sozialen Folgen eines Umstrukturierungsprozesses, der auch die alten Sicherungssysteme (wie sie in bestimmtem Maße selbst die Leibeigenschaft kannte, die Ende des 18. Jahrhunderts intensiv diskutiert und zu Beginn des 19. Jahrhunderts vielfach zumindest formal aufgehoben wird) erodieren lässt. Gewinner dieser Umstrukturierung sind die bürgerlich-adeligen Gutsbesitzer (wie Goethes Turmgesellschaft und der Oheim aus den *Wanderjahren*); die Agrarreform schon die alte Eigentums- und Herrschaftsordnung.⁶

Willkomm und Otto kennen die frühindustrielle Produktion und die manifeste Pauperisierung zwar aus eigener Anschauung, doch sie schreiben für dasjenige bürgerliche Publikum, dem sie selbst entstammen.⁷ Beobachten lässt sich deshalb, auf welche Weise das Sujet Arbeit für ein spezifisches Publikum narrativiert und mit welchen Mitteln die Aufmerksamkeit der bürgerlichen Leser/innen geweckt wird: Es sind allem voran die melodramatischen Plots, die Personalisierungen und schauerromantischen Elemente, die die Lektüre zu einem süffigen Leseabenteuer werden lassen. Die beiden Autor/innen schreiben zudem bürgerliche Überzeugungen in ihre Texte ein, und dazu gehört insbesondere das Ideologem des Geschlechtscharakters, das die Schilderungen von weiblicher Arbeit bzw. von weiblicher Partizipation am Markt dominiert. Allein Schönheit und Mildtätigkeit (als Vorgriff auf die bis heute weiblich konnotierte soziale Arbeit) sind diejenigen Eigenschaften, die Frauen in den Markt und die Arbeitswelt integrieren.

5 Eckart Reidegeld. *Staatliche Sozialpolitik in Deutschland. Historische Entwicklung und theoretische Analyse von den Ursprüngen bis 1918*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1996. S. 32.

6 Ebd. Er macht deutlich, dass die Umstrukturierung und die Etablierung eines freien Marktes der Sicherung des preußischen Staates (unter anderem durch Steuern) diene. Ebd. S. 31.

7 Vgl. zu unterschiedlichen Darstellungsstrategien und Wirkabsichten im Vormärz (von Mitleid bis Politisierung) Gerhard Fischer. „Totenhemd und Leichentuch. Metaphorik zum Thema Arbeit in Gedichten des Vormärz (Chamisso, Hood/Freiligrath, Heine)“. *Limbus* 2 (2009): S. 51-70.

Prekäre Arbeit in Ernst Willkomm's Roman *Weisse Sklaven*

Willkomm legt zwei historische Schnitte, um eine Übergangsphase zu konturieren: Die Binnenerzählung schildert die Befreiung der wendischen Leibeigenen vor 1800 (durch eine Revolte, die die Heide spektakulär in Brand setzt), während die Rahmenerzählung die ausbeuterischen Verhältnisse in einer Textilfabrik um 1830 vergegenwärtigt, die sich von Goethes idyllischer Schilderung deutlich unterscheiden und die nächste Entwicklungsphase in der Textilproduktion, die Manufaktur, beschreiben. Die Aufhebung der Erbuntertänigkeit der Hofhörigen, Hintersassen sowie der Leibeigenschaft und die Beseitigung der ständischen Vorrechte, Güter zu erwerben und Gewerbe auszuüben, erscheint auf diese Weise als Voraussetzung der industriellen Arbeit. Beide Produktionsformen führt Willkomm jedoch in ihrer Gewaltförmigkeit vor, denn der Lohnarbeiter, der auf Gedeih und Verderb dem Fabrikbesitzer ausgeliefert ist, lebt und arbeitet nicht in komfortableren Verhältnissen als ein Leibeigener, der immerhin auf gewisse rechtliche Fürsorgepflichten der ‚Besitzer‘ zählte⁸; in einer Phase der Überbevölkerung wie zu Beginn des 19. Jahrhunderts konnte er beispielsweise nicht auf andere Arbeitsplätze ausweichen, schon gar nicht auf dem Lande. Der Roman zeigt *en detail*, was es heißt, zu dem gewerblichen Proletariat zu gehören⁹, das zwar juristisch und persönlich als frei galt, „frei aber auch von Produktionsmitteln“, „wirtschaftlich und damit sozial abhängig vom profitsuchenden Kapital als bewegende [...] Kraft“, „fremdbestimmt und herrschaftsunterworfen, was die Arbeitsprodukte, die Arbeitsart, die Arbeitsintensität, die Arbeitsmethode, die Arbeitszeitdauer, den Arbeitsort und die Arbeitsstelle anbetrifft“.¹⁰ Willkomm schildert die miserablen Arbeitsbedingungen, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die frühe Sterblichkeit der Arbeiter/innen, vor allem der Kinder, sowie Unfälle und

8 So betont auch Karl-Heinz Kratz: „Ernst Willkomm's *Weisse Sklaven*. Ein sozialer Roman zwischen Jungem Deutschland und Frühnaturalismus“. *Colloquia germanica* 16 (1983): S. 177-200, S. 186.

9 Ein gemeinsames Bewusstsein der Arbeiter/innen sowie Organisationsstrukturen des Widerstandes (wie Gewerkschaften) etablieren sich nur zögerlich; es sind zunächst kleine Intellektuellengruppen, die sich engagieren; erst im Umfeld der Revolution 1948 werden die Streiks, wie sie Louise Otto schildert, konsequent organisiert; Reidegeld. Staatliche Sozialpolitik in Deutschland (wie Anm. 5). S. 49.

10 Ebd. S. 34.

Krankheiten zur Folge hatten; Jürgen Kuczynski greift in seiner *Geschichte der Lage der Arbeiter* nicht von ungefähr Willkomm's Darstellung der schlechten Belüftung, der Dämpfe in den Fabriken sowie der fliegenden, die Lunge reizenden Wollfäden auf¹¹, um die schlechten Konditionen zu illustrieren.

Der Roman steigert jedoch die tödliche Unterwerfung des Menschen unter die Maschine (jenseits der anonymen Massenszenen) wiederholt zu spektakulären Szenen, die allein durch Personalisierungen möglich werden. Der illegitime Sohn Martell beispielsweise rächt sich an seinem Bruder, indem er den skrupellosen Fabrikherrn zur unvertrauten Arbeit an der Maschine zwingt. In einer spukhaften, schauerromantischen Szene mit entsprechenden Lichtverhältnissen treibt der Rhythmus der Maschinen, die Mechanisierung der Tätigkeit, den Gehassten in Wahnsinn und Tod. Willkomm bemüht sich wiederholt um eine ostentative Theatralisierung der Fabrik (zur spektakulären Bühne), auch dann, wenn der Ausbeuter mehrere Kinderleichen kunstvoll im Maschinenraum drapiert.¹² Arbeit, die der Roman auch als kollektiven monotonen und krankmachenden Prozess schildert¹³, wird auf diese Weise in das Genre des Schauerromans überführt.

-
- 11 Jürgen Kuczynski. *Geschichte der Lage der Arbeiter in Deutschland von 1789 bis 1849*. Berlin: Akademie-Verlag, 1961. S. 282.
 - 12 Er behandelt auf diese Weise das zentrale Thema der Kinderarbeit, das Friedrich Engels in seiner Studie *Die Lage der arbeitenden Klasse in England* aufgreift.
 - 13 Im Vergleich zu Goethes Schilderung der Weber und Spinner in *Die Wanderjahre* zeichnet sich die deutliche Veränderung des Berufsprofils in der Textilindustrie ab: Wird die Herstellung von Gewebe und das Spinnen in maschinisierte Arbeitsschritte zerlegt, also spezialisiert, so verändern sich die ehemals handwerklichen Berufe, die ursprünglich über einen breiten Dispositionsspielraum zur Organisation des eigenen Arbeitsprozesses verfügten; Schröder. Arbeitergeschichte und Arbeiterbewegung (wie Anm. 4). S. 79. „Ein eigenständiger Beruf mit breitem Tätigkeitsspektrum fällt [...] den Erfordernissen der Arbeitsteilung zum Opfer.“ Kratz. Ernst Willkomm's *Weisse Sklaven* (wie Anm. 8). S. 193. Vielfach konnten damit auch Frauen und Kinder als ungelernete Arbeiter/innen in die maschinelle Produktion integriert werden. Das handwerkliche Berufsmodell bleibt jedoch weiterhin das Kriterium für die Fabrikarbeit, was zu einer Differenzierung zwischen gelernten und ungelerten Arbeiter/innen führt, die ihre „Arbeit“ verrichten, jedoch keinen „Beruf“ haben (im Sinne von Berufung, wie es beispielsweise die Romantik und die bürgerliche Literatur mit

Willkomm's Text beobachtet sehr genau (zum Teil unter Berücksichtigung statistischen Materials¹⁴, das für Georg Büchner ebenfalls von großer Wichtigkeit war), welche Mechanismen zu den neuen Abhängigkeiten, zur ‚Versklavung‘ führen. An erster Stelle steht die kalkulierte Verschuldung der Beschäftigten, während das historische Trucksystem, das die Arbeiter/innen zwingt, sich durch (schlechte) Waren bezahlen zu lassen¹⁵, in seinem Roman kaum eine Rolle spielt. Prominentes Thema ist die Funktion von Schulden, wie sie die Anthropologie¹⁶ und die antikapitalistischen Bewegungen gegenwärtig intensiv diskutieren.¹⁷ Martell, der natürliche Sohn des ‚dämonischen‘ Grafengeschlechts, expliziert beredt, warum das große Wort der Freiheit, das im Anschluss an die Französische Revolution (zusammen mit seinem Pendant, dem Eigentum) in aller Munde ist, für den Arbeiter, der sich nicht im Besitz von Produktionsmitteln befindet, lediglich eine Farce sein kann: Nachdem sich die Arbeitenden an ein ‚luxuriöseres‘ Leben gewöhnt hatten (WS 3/350)¹⁸, um den Mehrwert zu steigern (WS 3/324) – die moderate Luxuskonsumption machen auch Goethe/Meyer für die protoindustriellen Verhältnisse geltend –, und Kredite für ein Häuschen aufgenommen hatten, geraten sie unweigerlich in die Abhängigkeit von ihrem Arbeitgeber, als dieser wiederholt drastische Lohnkürzungen vornimmt; zudem belasten zahlreiche Besteuerungen (WS 3/255). Die so entstehende Verschuldung sorgt für die Abhängigkeit der Arbeitenden, für neue Formen der Unterwerfung, wie eine der Figuren ausführt:

Freytag propagiert); Schröder. Arbeitergeschichte und Arbeiterbewegung (wie Anm. 4). S. 23.

14 Vgl. Kratz. Ernst Willkomm's *Weisse Sklaven* (wie Anm. 8). S. 182.

15 Kuczynski. Geschichte der Lage der Arbeiter in Deutschland (wie Anm. 11). S. 269f.

16 In der Anthropologie wird zuweilen von einem ursprünglichen Schuldzusammenhang ausgegangen, in dem der Einzelne steht, weil er in eine Gesellschaft hineingeboren wird, deren Fundamente er nicht geschaffen hat. Nietzsche und andere explizieren zudem den Zusammenhang von Schuld und Schulden.

17 Vgl. David Graeber. *Schulden. Die ersten 5.000 Jahre*. Stuttgart: Klett, 2012. S. 62f.

18 Die Angaben in Klammern mit der Sigle WS beziehen sich auf folgende Ausgabe: Ernst Willkomm. *Weisse Sklaven oder die Leiden des Volkes*. Leipzig: Verlag von Chr. E. Kollmann 1845.

Wir sind immer im Vorschuß, wir leben immer von der Zukunft und verlieren so allen Boden unter unsern Füßen! Das ist entsetzlich, wenn es einzelne Familien trifft, es ist aber der Anfang einer Weltempörung, wenn Millionen von diesem Gespenst Tag und Nacht geängstigt werden. (WS 3/255)

Im Bereich der Landwirtschaft – einige enttäuschte Arbeiter versuchen sich als Bauern – sorgt darüber hinaus die Parzellierung des Bodens für einen Schuldenkreislauf, der (in einer drastischen Formulierung) die Arbeitenden zu Sklaven werden lässt (WS 3/204). Die Leibeigenschaft, die die Binnenhandlung aufruft¹⁹, ist, so die These des Romans, zwar abgeschafft, die kalkulierte Verschuldung der Fabrikarbeiter wie Bauern (WS 3/349) produziert jedoch ganz ähnliche Abhängigkeiten wie die Leibeigenschaft (ohne entsprechendes Schutzsystem).

Der Roman propagiert zur Lösung des Arbeitskonflikts keine Maschinenstürmerei, sondern profiliert vielmehr die Erleichterungen, die die Maschinen mit sich bringen können²⁰ – ganz ähnlich wie Hannah Arendt die Maschine als menschengemachtes und damit nicht entfremdendes Medium beschreiben wird. Und der Roman propagiert (ähnlich wie Goethes *Wanderjahre* im Bezirk des Landwirtschaftsbetriebes) eine Gewinnbeteiligung der Arbeiter/innen – Vorbild ist der Musterbetrieb New Lanark von Robert Owens²¹ – sowie (anders als Goethe) legislative Maßnahmen zu ihrem

19 Vgl. zu dem historischen Vorgang, der zu Beginn des 19. Jahrhunderts zur Abschaffung der Frondienste und Leibeigenschaft führt und den Begriff der Freiheit eng mit dem des Eigentums koppelt, Peter Blickle. *Von der Leibeigenschaft zu den Menschenrechten. Eine Geschichte der Freiheit in Deutschland*. München: Beck, 2003. S. 155f. Die Leibeigenschaft wurde seit Mitte des 18. Jahrhunderts zunehmend als unproduktiv und menschenunwürdig betrachtet. Ebd. S. 162. Menschen in Leibeigenschaft galten dabei als *res* (ähnlich wie in der Antike). Ebd. S. 168.

20 Hier handelt es sich um die einfachste Form der Mechanisierung: „Einfunktionale Einzelaggregate mit der Notwendigkeit permanenter manueller Arbeit wiederholen ständig denselben einfachen Arbeitsabschnitt; die vorhandenen Einzelaggregate sind auf technische Weise nicht miteinander verbunden, eventuell notwendige Vermittlung zwischen zwei Aggregaten bleibt Aufgabe des Arbeiters. Der Arbeiter verrichtet dauerhaft Handarbeit, ihm obliegt die Zuführung und Abnahme des Arbeitsgegenstands sowie Planung und Ausführung des Arbeitsablaufes“. Schröder. *Arbeitergeschichte und Arbeiterbewegung* (wie Anm. 4). S. 151.

21 Kratz. Ernst Willkomm *Weisse Sklaven* (wie Anm. 8). S. 183.

Schutz. Der Plot entwickelt gleichwohl keine politische Lösung der existenziellen Probleme der Arbeiter/innen, sondern die Not wird allein durch die private Initiative des neuen Fabrikbesitzers abgemildert – ein Hinweis auf die bürgerliche Perspektive des Autors. Insbesondere der narrativen Tendenz der Personalisierung – die kolportagehafte Familiengeschichte bricht wiederholt in den Bericht über die zermürbenden Arbeitsverhältnisse ein – ist es dabei zu schulden, dass zentrale Aspekte des arbeiterlichen Widerstands verdeckt bleiben. So schildert Willkomm keine Massenszenen streikender Arbeiter/innen, sondern kehrt unmittelbar vor den neuralgischen Ereignissen des kollektiven Aufbegehrens zum Familienplot zurück.²²

Weibliche Schönheit als Marktfaktor

Der Text etabliert eine klare, ebenso personalisierte wie moralisch konnotierte Opposition zwischen den Adeligen, die als kapitalistische Unternehmer ausschließlich böse agieren und an der „Vertierung“ ihrer „Maschinenmenschen“ interessiert sind (WS 3/354), und den Arbeiter/innen – in dieser Hinsicht der Marx’schen Diagnose eines kapitalistischen Klassenantagonismus analog. Was in Willkomm’s Roman, der zwischen Informationsvermittlung (in Gesprächen) und Kolportage oszilliert, die *copula* zwischen den Gruppen bildet und den Text als einen aus bürgerlicher Feder ausweist, sind die Frauengestalten. An ihnen zeigt sich die infernalische Böseartigkeit des moralisch diskreditierten Adels ganz unverhüllt, und zwar durch sexuelle Übergriffe. Und auch in das kapitalistische Ausbeutungssystem geraten sie ausschließlich als körperliche Wesen; sie werden auf ihre Schönheit (als Marktfaktor) reduziert und getauscht, geraubt und verkauft. Sie sind das eigentliche Objekt des Begehrens und dasjenige Medium, das die Oppositionen (der Klassen) in narrative Bewegung setzt, und das gilt auch auf der Erzählebene: Der Erzähler wirft den gleichen erotischen Blick auf seine weiblichen Figuren, den er seinen lüsternen adeligen Protagonisten vorwirft. Frauen nehmen in diesem Machtkampf um Arbeit und Ausbeutung mithin eine exponierte Stellung ein, sie illustrieren und dynamisieren ihn. Sie selbst partizipieren an dem neuen Wirtschaftssystem allein durch ihren sexualisierten Körper – eine Zuschreibung, die den bürgerlichen Geschlechtscharakteren entspricht.

22 Ebd. S. 190.

In seinem Panorama der Ausbeutung begibt sich der Erzähler beispielsweise (im zweiten Band) in die Stadt, um den jüngsten Sprössling der Aristokraten, Aurel, in den Blick zu nehmen, und widmet sich der Prostitution sowie dem Verkauf von Frauen. Eine nahezu sadomasochistische Szene, die der Erzähler in liebevollen Details ausmalt, handelt von einer Auspeitschung; ein junges, selbstverständlich ‚bilschönes‘ Mädchen weigert sich, an eine Bordellbesitzerin, eine wahre *vetula*, verkauft zu werden. Der Vater bringt das herrschende Gesetz der Verdinglichung und der Angleichung der Dinge durch den „Leveller“ des Geldes (Marx), das auch vor Familienmitgliedern nicht Halt macht, auf den Punkt, wenn er erklärt: „Was da, Herr Kapitän, Handel ist Handel, und ob alte Lumpen oder frische junge Mädels, das ist all eins“ (WS 3/100). Auch die Familie, die Karl Marx’ *Kommunistisches Manifest* schleunigst abzuschaffen gedenkt, wird als ausbeuterisches Gewaltverhältnis demonstriert. An etwas späterer Stelle verweist eine ‚gefallene‘ Frau ausdrücklich auf die systematische Ausbeutung von Frauen bzw. ihrer Ressource Sexualität: „Ja, mein Herr, die Männer sind es mit ihrer Selbstsucht, ihrer kalten Grausamkeit, ihrer Genußsucht, ihrer Treulosigkeit, die aus so vielen leichtgläubigen und gutherzigen Geschöpfen das bejammernswerthe Heer derer vermehren helfen, die sie späterhin Verworfene nennen“ (WS 3/76). Die (auch ökonomische) Macht der männlichen Figuren zeigt sich an ihrer Verfügungsgewalt über Frauen, und das heißt bei Willkomm über ihre Sexualität.²³

Insbesondere Schönheit ist eine zentrale Bedingung, um am Marktgeschehen zu partizipieren und in die Ausbeutungsmaschinerie eingespeist zu werden. Einer der Seitenstränge des Romans handelt von den Versuchen junger Frauen vom Land, sich in der Stadt als Dienstmädchen zu verdingen – in einem familiennahen Arbeitsverhältnis also, das in der Regel informalisiert ist und bei Willkomm den nahezu selbstverständlichen Auftakt zu sozialen Abstiegs geschichten (in die Prostitution) darstellt, denn im Dienst wie in der Prostitution geht es um „glatte Püppchen“, die feilgeboten werden „wie frischgebackene Pfannekuchen“ (WS 3/140). Verlangt der Dienst (wie ihn später Veza Canetti in ihrer Erzählung *Die gelbe Straße* als letalen vorführen wird) emotionale Arbeit, die nicht durch klare Berufsprofile fixiert ist

23 In dem anachronistischen System der Leibeigenschaft regelt diese unter anderem das Recht der ersten Nacht, das *jus primae noctis* (WS 2/219, 277), das der Roman Willkomm als ‚legitime Vergewaltigung‘ in aller Anschaulichkeit und Drastik zeigt.

und Grauzonen zwischen Intimität und Arbeitsverhältnis entstehen lässt, so schildert Willkomm in Anlehnung an Eugène Sue den Fall einer jungen schönen Frau (durch das Verhältnis mit einem Aristokraten) und ihren Selbstmord, der ebenfalls ausgebeutet wird.²⁴ Als arme Frau ist sie dem anatomischen Institut ausgeliefert, dessen Adepten sich an dem schönen Frauenkörper delectieren – der Roman unterstreicht die Lüstertheit der Wissenschaftler, die sich wie folgt äußern:

Donnerwetter, das ist ein Bissen für uns! Eine von den drei Grazien ohne Widerrede! Wo das die Theologen spitz kriegen, muß der Protektor das Auditorium schließen lassen, sonst erdrücken uns die Jünger des heiligen Geistes, um den Genuß zu haben, ein junges schönes Mädchen im Naturzustande, so lange es ihnen beliebt, mit lüsternen Blicken betrachten zu können. (WS 3/150)

Die empörte Schwester muss erfahren, dass nur Arme (und schöne Frauen) diesem unerbittlichen Gesetz ausgeliefert sind, wie ihr ein Anatom erklärt:

Schönes Kind, sagte man zu mir, es thut uns leid, Deine Bitte nicht erfüllen zu können. Deine Schwester ist Mörderin und Selbstmörderin zugleich und überdies als liederliche Dirne aus der Welt gegangen. Solche Personen sind unrettbar dem Messer des Anatomen verfallen. Wäre Therese häßlich, nun, dann könnten wir allenfalls ein Auge zudrücken, so aber ist die Entleibte ein Meisterwerk der Schöpfung, und je seltener so tadellose Cadaver zu bekommen sind, desto mehr müssen wir danach angeln. (WS 3/151)

Die schöne Frau ist noch als tote (ähnlich wie in *Ödön* von Horváths Stück *Glaube, Liebe, Hoffnung*) ein verwertbares Objekt der Wissenschaft²⁵, die damit als lüsterne Instanz in Erscheinung tritt, wobei die Lust der Anatomen auch die des Erzählers ist. Der Roman Willkommsteigert die Drastik dieses Erzählstranges dadurch, dass die Schwester bei dem Versuch, die Leiche freizukaufen, ebenfalls auf einen Edelmann hereinfällt und damit ihr eigener sozialer Abstieg als Prostituierte beginnt.

24 Kratz. Ernst Willkomm *Weisse Sklaven* (wie Anm. 8). S. 181.

25 Goethe entwirft in den *Wanderjahren* aufgrund dieser Praktiken, die in aller Munde waren, ein alternatives Lehrsystem der Anatomie, wobei es auch in seinem Text ein Frauenkörper bzw. der schöne Arm einer Selbstmörderin ist, der dieses Projekt initiiert.

Willkomm schildert also ein Ausbeutungssystem, das einerseits auf Geld fixiert ist – der Vater der zur Prostitution gezwungenen Frau erklärt: „Geld, Herr, Geld, ein Sack voll blanker Drittelstücke oder junger Goldfuchse, ist mein Gott! Für, mit und durch ihn kann ich haben was ich will“ (WS 3/52) –, zugleich jedoch auf Macht, Eros und Lust, ganz wie es Michel Foucault beschrieben hat.²⁶ Der Roman bedient die Lüsterheit der Leser/innen und steigert die sexuelle Attraktivität der weiblichen Gestalten durch forcierte Hierarchien und Machtkonstellationen, die das ökonomische Spiel mit einem sadomasochistischen Eros korrelieren. Der Vater verfügt gewaltvoll über seine Tochter: „[I]ch kann sie lebendig schinden, wenn es mir gefällt, und Niemand hat ein Wort drein zu reden“ (WS 3/47), und der erotische Blick (der Figuren sowie des Erzählers) demonstriert eine ganz ähnliche Verfügungsgewalt, wenn es heißt:

In glücklichem Staunen hatte Aurel mit feurigen Blicken die wahrhaft reizende Gestalt Elwires verschlungen, die noch immer ganz erschöpft mit blutendem Rücken am Boden saß und ihren schönen Kopf mit den aufgelösten langen glänzenden Haarflechten an Gilbert's Brust lehnte. (WS 3/47)

Das (familiäre) Besitzverhältnis ist zugleich auch ein erotisches; der Roman entwirft ein wirtschaftliches System, das auf dem Begehren (von Waren) basiert, ähnlich wie es später Georg Simmel beschreibt: Das Begehren, das hier die schönen, sexualisierten Frauen initiieren, führt zum Tausch, zur Fixierung von Preisen und der Opferung von Besitz. Oder anders formuliert: Eros und Schönheit sind die (Tausch-)Werte der Frau, die die Zirkulation (von Geld und Personen) in Gang setzen und sie (als kommodifizierte Objekte) am Markt partizipieren lassen; sie verfügen nicht über Handlungsmacht und eigene Arbeitskraft. Der Erzähler beteiligt sich durch seine erotisierenden Beschreibungen an diesem System und steigert so (trotz seiner Kritik an der Ausbeutung) den Tauschwert der Frauen, aber auch den seiner Literatur. Während der Vergewaltigung Hertas erhöht er ihre Attraktivität für die imaginären Leser/innen: „Im ersten Schreck hatte Herta nicht bemerkt, daß ihr Nachtkleid von den runden Schultern gefallen war und sie

26 Foucault betont, dass das „Machtverhältnis [...] immer schon da [ist], wo das Begehren ist: es in einer nachträglich wirkenden Repression zu suchen ist daher ebenso illusionär wie die Suche nach einem Begehren außerhalb der Macht“. Michel Foucault, *Sexualität und Wahrheit*, Bd. 1: *Der Wille zum Wissen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1977. S. 101.

wie eine blendende Marmorbüste in reizender Formenschönheit dem Grafen gegenüber saß“ (WS 2/156). Der Text subvertiert auf diese Weise seine Botschaft, die empörende Darstellung von Ausbeutungsverhältnissen, wie sie die zu Kapitalisten mutierten Aristokraten etablieren.²⁷

Dieses Darstellungsverfahren engagierter Texte, die weiblichen Figuren zu sexualisieren und ihre Tätigkeit auf körperliche Zurschaustellung zu reduzieren, macht bis in den Naturalismus hinein Schule. Gerhart Hauptmann behandelt in *Die Weber* selbst die ausgemergelten Arbeiterinnen als Objekte des Begehrens und ästhetisiert ihr Elend. In der ausführlichen Prosaskizze des eröffnenden Nebentextes heißt es: „Die jungen Mädchen sind mitunter nicht ohne Reiz; wächserne Blässe, zarte Formen, große, hervorstehende, melancholische Augen sind ihnen dann eigen“.²⁸ Auch der einleitende Nebentext des zweiten Aktes entwirft ein Genrebild, das die siechenden und sterbenden Weberinnen zu Schönheiten verklärt und erotisiert: „Durch zwei kleine, zum Teil mit Papier verklebte und mit Stroh verstopfte Fensterlöcher der linken Wand dringt schwaches, rosafarbenes Licht des Abends. Es fällt auf das weißblonde, offene Haar der Mädchen, auf ihre unbekleideten, magern Schultern und dünnen, wächsernen Nacken, auf die Falten des groben Hemdes im Rücken, das, nebst einem kurzen Röckchen aus härtester Leinwand, ihre einzige Bekleidung ist“.²⁹ Hauptmanns Text nimmt in der Schilderung der weiblichen Gestalten seine aufklärerische Drastik zurück, schreibt die topische Gleichsetzung von Weiblichkeit und Schönheit fort und überträgt sie auf die arbeitende Frau. Das Kapital der Frau, das, womit sie in den Wirtschaftsprozess eintreten kann, ist ausschließlich ihr Körper und ihre Schönheit. Ihre Präsenz erotisiert die Hierarchien und Abhängigkeitsverhältnisse, stiftet Begehrligkeiten, die den Geldfluss zirkulieren lassen.

27 Dass Frauen nicht primär als wirtschaftliche Akteurinnen gelten, zeigt sich auch daran, dass sie das Ethos der Gleichheit zu verkörpern vermögen. Zwischen der (vergewaltigten) Leibeigenen Heideröschin und der Adelligen Herta (die durch ihren Vater zwischen den Ständen steht und bürgerliche Autoren wie Schiller, Novalis und Bürger rezipiert) stellt sich eine Herzengemeinschaft unter Gleichen ein (WS 2/144) – ähnlich wie unter Räubern Gleichheit herrsche (WS 2/341); Piraten gelten zuweilen als prototypische demokratische Gemeinschaftsformation.

28 Gerhart Hauptmann. „Die Weber. Schauspiel aus den vierziger Jahren“. In: ders.: *Das gesammelte Werk. Ausgabe letzter Hand*. Erste Abteilung. Zweiter Band. Berlin: S. Fischer 1942. S. 1-102, S. 6.

29 Ebd. S. 21.

Intellektuelle in Louise Ottos *Schloss und Fabrik*

Auch Louise Ottos Roman setzt dichotome Sphären gegeneinander, um die Verschiebung der Klassengrenzen (auch in Form von Mesalliancen) vorzuführen und so die Kontur eines möglichen Widerstandes gegen die Ausbeutungsverhältnisse in Fabriken (hier ebenfalls einer Textilfabrik) zu entwerfen. Louise Otto, die engagierte Frauenrechtlerin und Vorsitzende des Frauenbundes, ist vornehmlich an den Möglichkeiten weiblicher Kritik interessiert, schreibt auch (bürgerlichen) Frauen die Verantwortung für schlechte Arbeitsverhältnisse zu³⁰, propagiert jedoch zugleich, wie in ihrer Streitschrift *Das Recht der Frauen auf Erwerb* besonders deutlich wird, bürgerliche Werte wie Familie und Ehe (sehr zum Ärger Clara Zetkins). Ihr Roman *Schloss und Fabrik* bezieht sich zwar ausdrücklich auf die zirkulierenden kommunistischen Programme, die im Wortlaut zitiert werden – diese Partien fallen der Zensur zum Opfer³¹ –, distanziert sich jedoch von diesen Positionen, führt misslingende, ungeordnete Streikversuche (der Eisenbahner) vor Augen und vertraut vornehmlich auf das Engagement höher gestellter Intellektueller und ihrem symbolischen Kapital.

Anders als Willkommns Roman konstruiert die Autorin keine Genealogie zwischen aristokratischem Grundbesitz und Unternehmertum, sondern ein Rivalitätsverhältnis, wie es die räumliche Kontiguität zum Ausdruck bringt: Der Fabrikbesitzer, der die adelige Repräsentation auch durch seinen Kleidungsstil konterkariert – Vorbild könnte Werner aus Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahre* sein –, erobert nach und nach durch Schuldverschreibungen

30 Die Forschung stellt zuweilen eine Nähe zu Bettina von Arnims Text *Dies Buch gehört dem König* her. Irina Hundt. „Sich mit warmem Herzen an der Zeit und ihren Interessen beteiligen“. Bettina von Arnim, der Fall Schlöffel und der Roman *Schloß und Fabrik* von Louise Otto“. *Louise-Otto-Peters-Jahrbuch* (2004): S. 163-170, S. 170. Zu Ottos Konzept der weiblichen Verantwortung vgl. Helen G. Morris-Keitel. „Not, until Earth Is Paradise“: Louise Otto's Refracted Feminine Ideal“. *Women in German Yearbook* 12 (1996): S. 87-100, S. 89.

31 Vgl. zur Zensur Johanna Ludwig. „Ich martere mich selbst mit diesen Problemen...: Die Zensurgeschichte und zeitgenössische Bewertung des Romans *Schloß und Fabrik*. *Bürgerliche Gesellschaft – Idee und Wirklichkeit*. *Festschrift für Manfred Hahn*. Hg. Eva Schöck-Quinteros u.a. Berlin: Trafo, 2004. S. 179-200.

das adelige Grundstück (SF 14)³², eine Art moderates Güterschlachten, das aus dem schlechten Wirtschaften der Aristokraten resultiert (ähnlich wie in Gustav Freytags Roman *Soll und Haben*).³³ Und anders als in Willkommns Roman wird die Differenz zwischen Sklaven und Arbeitern zumindest ange-dacht. Als der Verein der Arbeiter verboten wird, der die Teufelsspirale von Alkohol, Spiel und Schulden zu durchbrechen versucht – eine seiner Klauseln lautet: „Sich von dem Fabrikherrn niemals Arbeitslohn vorausbezahlen zu lassen“ (SF 86) –, heißt es unter den Betroffenen zunächst: „Das leiden wir nicht! Wir sind freie Arbeiter! Wir sind keine Sklaven, keine Bedienten! Man darf uns keine solchen Vorschriften machen! Wir wollen doch sehen, wer dazu ein Recht hat!“ (SF 243) Allerdings steht dieses selbstbewusste Wort zur Disposition und wird durch die Meinung, dass Arbeiter/innen „Sklaven der Reichen“ seien, konterkariert (SF 243).

Der zensurierte Roman, der in seiner ursprünglichen Gestalt wieder hergestellt werden konnte und damit Einblick in die damalige Zensurpraxis gibt³⁴, tendiert durch seine dichotome Raum- wie Erzählstruktur zu zwei Genres: Derjenige Strang, der sich um eine junge gutbetuchte und eine adelige Dame rankt, gleicht einem Ehe- und Liebesroman; hier geht es vornehmlich um Liebschaften und Eheschließungen. Der andere Strang lässt sich einem frühsozialistischen Erzählen zurechnen, das stärker verallgemeinert von der Ausbeutung in der Fabrik, von der notorischen Armut und dem

32 Die Angaben in Klammern mit der Sigle SF beziehen sich auf Louise Otto-Peters. *Schloss und Fabrik. Erste vollständige Ausgabe des 1846 zensierten Romans*. Leipzig: Leipziger Kommissions- und Großbuchhandels-gesellschaft, 1996.

33 Die räumliche Kontiguität wird deutlich, wenn es heißt: „Bald erhob sich an diesem Platz eine neue Spinnerei, und bald schallte das Getöse der arbeitenden Dampfmaschinen weit hinüber in die stillsten Plätze des gräflichen Parks, und die Fabrikarbeiter verzehrten an seinem mit prachtvollen Blumen und majestätischen Baumgruppen verschönten Ausgang ihr Frühstück unter derben Scherzen oder rohem Gezänk.“ (SF 15) Der Wald, der die Grundstücke verbindet, geht an den Fabrikbesitzer über (SF 113) und wird zur geschändeten, abgeholten Industriebrache (wobei sich die Zerstörung in Grenzen hält, ähnlich wie in Karl Leberecht Immermanns *Epigonen*).

34 Vgl. dazu „Mit den Muth'gen will ich's halten“. *Zur 150jährigen aufregenden Geschichte des Romans „Schloß und Fabrik“ von Louise Otto-Peters. Mit der 1994 wiederaufgefundenen vollständigen Zensurakte*. Hg. Johanna Ludwig/Hannelore Rothenburg. Beucha: Sax-Verlag, 1996.

Kindersterben erzählt, zudem von den diversen Formen des Aufbegehrens und der beginnenden Organisation der Arbeiter/innen. Das kommunistische Programm, das auf Umsturz, Maschinensturm (SF 297) und gewaltvolle Revolution abzielt, wird zwar aufgerufen, nicht jedoch vertreten³⁵; Franz, in gewissem Sinne Sprachrohr der Autorin, führt vielmehr die (bürgerliche) Freiheit ins Feld und kritisiert den Angriff auf die Familie; das kommunistische Konzept „nimmt ihm die Familie und würdigt die Liebe der Gatten herab zu einem gemeinen sinnlichen Triebe“ (SF 251). Der Text erklärt den bürgerlichen romantischen Liebescode entsprechend für sakrosankt und das Modell des Widerstands³⁶, das der intellektuelle Arbeiter Franz vertritt – Louise Otto nimmt hier das Konzept schreibender Proletarier/innen vorweg –, sieht Reformen vor, wie sie nach Otto allein eingreifende Intellektuelle durchzuführen vermögen. Die Schilderungen der Misere durch die Betroffenen sollen höher stehende, einflussreiche Intellektuelle wie den Grafen und den Bruder Thalheims, den Lehrer, dazu inspirieren, die Verhältnisse (von oben) zu verändern. Franz erklärt seinem Antagonisten und Freund, der für den bewaffneten Widerstand eintritt:

Ich weiß, daß meine Bücher allein mit ihren Bitten und ihren Anklagen nichts ändern können, aber sie helfen dazu beitragen, daß man unsere Sache prüfen lernt, daß hochherzigen Menschen, welche bis jetzt mit edler Begeisterung ihren Pflichten, ein Volk zu vertreten oder für die Freiheit und den Fortschritt in geistreichen Schriften zu kämpfen, zu genügen glaubten, wenn sie die Sache der Bürger führten, daß diesen die Augen aufgehen werden, daß es noch unter der Klasse der Bürger eine noch tiefer gestellte gibt, welche auch einen großen Teil des Volkes ausmacht, und die sie bisher übersehen konnten – dann werden sie auch unsre Sache führen, und so wird es auf dem Wege friedlicher Fortentwicklung auch für uns besser werden. (SF 216f.)³⁷

-
- 35 In einer von der Zensur erzwungenen Anmerkung hält Otto fest, dass die kommunistische Position lediglich entwickelt werde, um sie zu widerlegen (SF 162); die Infragestellung sei allerdings zu schwach ausgefallen, wie der Zensor anmerkt.
- 36 Der gewaltvolle Ausstand wird in einem von der Zensur unterdrückten Brief als Plan der Jesuiten kenntlich, die sich mit dem Kommunismus solidarisieren, um ihre eigene Herrschaft zu etablieren (SF 270f.).
- 37 Dass Arbeiter/innen nicht die Adressat/innen der Bücher sind, wird ebenfalls reflektiert (SF 226). Auch die Zensur geht davon aus, dass insbesondere Bücher

Zugleich betont er die Notwendigkeit der Ausbildung, des Angehens gegen die „Stumpfheit“ (SF 157) und der Aufhebung von Kinderarbeit – Bildung spielt auch in Ottos *Das Recht der Frauen auf Erwerb* eine zentrale Rolle.

Es geht Otto also allem voran um den (männlichen) Intellektuellen der höheren Schichten, um den eingreifenden Denker, der die politischen Verhältnisse kennt und sich, ausgestattet mit symbolischem Kapital, engagiert. Diese Position wird durch die Liebesgeschichte, eine Mesalliance zwischen der Fabrikantentochter und einem Arbeiter, scheinbar legitimiert, bei genauem Blick jedoch durch das finale Melodram bzw. das romantische Liebeskonzept durchkreuzt. Der Schluss des Textes bemüht den Topos des Liebestodes: Die beiden Liebenden, die nicht zueinander kommen können, werden zufällig vom anrückenden Militär erschossen, das den Aufstand niederschlägt – ein Schluss, der den Streik und seine blutigen Folgen individualisiert und in eine affektive Schlussformel überführt, damit aber entpolitisiert. Ähnlich wie in Hauptmanns *Die Weber* wird das Paar von verirrtten Kugeln getroffen, hier, um eine Vereinigung im Tod zu ermöglichen: „Die Kugel folgt ihrem blinden Lauf und weiß nicht, wohin sie trifft, und die Hand, die im Dunkeln und auf Kommando den Hahn abdrückt, die Hand weiß auch nicht, daß sie das Herz des Bruders treffen kann“ (SF 318). Es heißt weiter: „Und sie drückten sich fest aneinander und ließen ihr Blut zusammenströmen, und im heißen Kuß der Liebe flohen die Seelen nach kurzem Erdenkampf aus den jugendlichen Körpern.“ (SF 318) Die kontingente Gewalt wird durch den Topos des Liebestodes (als libidinöse Schlussformel) abgemildert, um jenseits des agitatorischen Potenzials Mitleid zu entwickeln, den Lesegenuss zu steigern und eine Schließung des Textes vorzunehmen. Die verallgemeinernde systemkritische Erzählweise steht also konträr zum romantischen Liebespathos, das seine Ursprünge im bürgerlichen Code hat und bezeichnenderweise durch opulente Naturbilder beglaubigt wird.³⁸ Weiblichkeit fungiert in diesem Zusammenhang als Repräsentantin der Empfindsamkeit und des romantischen Liebescodes, sodass auch dieser Roman den bürgerlichen Geschlechtscharakter sanktioniert.

über 20 Bände – Ottos Text sollte ursprünglich in zwei Bänden mit diesem Volumen gedruckt werden – nicht von Arbeiter/innen gelesen werden.

38 Nach einem emphatischen Vergleich der Liebe mit Sternen und Blumen heißt es: „So war denn das ganze Maileben glühender keuscher Liebe für sie angebrochen“ (SF 234).

Weibliche Mildtätigkeit (als soziale Arbeit)

Schloss und Fabrik bringt zudem als genuine weibliche Haltung und als mögliche Konfliktlösung der Arbeitsmisere (weibliche) Mildtätigkeit und das Almosenwesen ins Spiel. Bereits das erste Kapitel schwört die beiden Freundinnen (aus verschiedenen Klassen) darauf ein, die prekären Verhältnisse in ihren jeweiligen Lebenskreisen zu mildern und sich gegen den erwartbaren Widerstand der Umwelt für Arme einzusetzen. Und sie statuieren ein Exempel, wenn sie sich für den verarmten Lehrer und ein Arbeiterkind engagieren – diese Geste initiiert ihre Freundschaft (SF 57). Paulines Schwur lautet:

Siehst du, wen Liebe unglücklich macht, den muß man es schon sein lassen, aber wer durch Armut unglücklich ist, dem kann man helfen, darum freue ich mich darauf, wenn ich in das Vaterhaus komme, ich werde dort wohl den Armen, denen ein Vater Arbeit und Brod gibt, noch manche Wohltat erzeigen können. (SF 58)

Sie agiert als „unser guter Engel“ (SF 115), der für die Armen leidet (wie auch die Aristokratin Herta in Willkomm's Text). Ein Großteil des Romans *Schloss und Fabrik* erzählt davon, wie sich die Tochter des Unternehmers (gegen ihren hartherzigen Bruder) für Milderungen einsetzt, durchaus in Vorwegnahme späterer wohlfahrtlicher Ausgestaltungen des Arbeitsplatzes. Ihr grundlegendes Argument ist, dass ein besserer Umgang mit den Arbeitenden, ein höherer Lohn sowie medizinische Versorgung letztlich die Anerkennung des Fabrikbesitzers zur Folge haben, die (ungleichen) Verhältnisse stabilisieren und die Produktivität steigern – zentrales Problem der drastischen Ausbeutung in den 1830er Jahren war das unproduktive, langsame Arbeiten, das auch als Widerstand eingesetzt werden konnte.³⁹ Der Vater Paulines hingegen vertritt das entgegengesetzte Argument, das auch Ernst Willkomm's aristokratische Ausbeuter wiederholt bemühen, dass nämlich allein Hunger und Armut als Schwächung der physischen wie psychischen Kräfte die Revolutionsgefahr bannen – Kraft (und Gesundheit) sind die zentralen Ressourcen insbesondere der männlichen Arbeiter, wie sich noch in Upton Sinclairs sozialkritischem Roman *The Jungle* von 1906 zeigt. Über den Streik der Eisenbahner heißt es in Ottos Roman zum Beispiel:

39 Kuczynski. Geschichte der Lage der Arbeiter in Deutschland (wie Anm. 11). S. 288f.

Die Leute verdienen viel bei leichter, gesunder Arbeit in freier Luft, da wird's ihnen zu wohl, sie werden übermütig, so ist es denn auch hier kommen. Hätten sie schlechtern Lohn und wären sie abhängig und auf lange Zeit gebunden, so wäre es ihnen nicht eingefallen zu revoltieren. (SF 224)

Die Unternehmertochter betätigt sich also vornehmlich als gütiger Engel der Armen, sie teilt Almosen, Nahrungsmittel und Weihnachtsgeschenke aus (allerdings mit zweifelhaftem Erfolg, der Licht auf den Narzissmus dieser Aktionen wirft). Der Roman Ottos legt die weiblichen (gesellschaftlich höher situierten) Figuren auf das Almosenwesen und die Geste der fürsorgenden Mildtätigkeit fest als genuine und einzige Strategie (jenseits der Aktionen männlicher Intellektueller), das prekäre Leben zu bessern.⁴⁰ Damit wird nicht nur für eine individuelle, nicht-systematisierte Form der Unterstützung jenseits des Staates plädiert, sondern zugleich ein bürgerliches Weiblichkeits- und Arbeitsbild zementiert – das der Agape, der liebenden Fürsorge und sozialen Arbeit (bis heute ein weibliches Berufsbild), das Goethe bereits in *Wilhelm Meisters Lehrjahre* entwickelt. Weibliche Arbeiterinnen treten bei Otto hingegen kaum in den Blick, obgleich die Realitäten anders aussahen.⁴¹ Ihr Roman lässt allerdings deutlich werden, dass das Nichtstun aristokratischer Damen unweigerlich zu Krankheiten führt⁴², wie um 1900 Charlotte Perkins Gilmans wegweisender Text *The yellow wallpaper*

40 Damit wird jedoch der Topos des ‚vertierten Arbeiters‘ aufgehoben, der in Willkommns Text als fester Bestandteil der ausbeuterischen Argumente ebenfalls eine zentrale Rolle spielt. Pauline sagt sich, dass das „tierische[...] Geheul“, das durch die Luft hallt, nichts anderes war als „der Aufschrei der beleidigten menschlichen Natur, welche zum tierischen Stumpfsinn herabgestoßen und entwürdigt war durch andere Menschen“ (SF 314). Die Texte dokumentieren, dass über den Arbeiter immer auch die Grenze zwischen Tier und Mensch verhandelt und damit eine radikale Ausschlussgeste vorgenommen wird.

41 Vgl. Gisela Notz. „Schloß und Fabrik. Zur Sicht der jungen Louise Otto auf die Probleme ihrer Zeit.“ *Louise-Otto-Peters-Jahrbuch* (2004): S. 152-162, S. 157. Notz schildert unter anderem die prekäre Lage von Frauen auch in den Gewerkschaften; sie wurden aufgrund der geringeren Einkünfte häufig als Lohndruckerinnen empfunden. Ebd. S. 159.

42 Vgl. dazu Carol Diethe. „England und Louise Otto-Peters *Schloß und Fabrik*: Ähnlichkeiten und Kontraste.“ *Louise-Otto-Peters-Jahrbuch* (2004): S. 171-178, S. 178.

drastisch vor Augen führt – (soziale) Arbeit, die sich zur Jahrhundertwende verstärkt als weibliches Betätigungsfeld durchsetzt, verspricht Heilung.

Der Text Ottos versucht seine kontradiktorischen Genres, das der romanistischen Liebe und des Arbeitskampfes, signifikanterweise durch die interdiskursive Leitchiffre der Liebe zu synthetisieren, die sowohl als Herzstück des politischen agitatorischen Programms auftaucht als auch das Zentrum des bürgerlichen Liebescodes bildet. Liebe scheint ein Medium demokratischer Gleichstellung zu sein, wenn Franz überlegt: „Welch' eine unvernünftige Gesellschaft, Welch' eine frevelhafte Unordnung in den bestehenden Verhältnissen mußte das sein, die um solcher Erbärmlichkeit willen zwei gleichschlagende Herzen für immer auseinanderriß.“ (SF 220) Auch die Zitate aus den verbotenen *Rheinischen Jahrbüchern* von Hermann Püttmann (hier veröffentlichte auch Ernst Willkomm⁴³), die eine Genese des Kapitals aus dem Geist des Raubmords, des Kannibalismus und der Sklaverei entwickeln (SF 162), münden in einen Liebesdiskurs ein: „Wir können uns auf der Stufe der Entwicklung, wohin wir gelangt sind, nur mehr gegenseitig ausbeuten und aufzehren, wenn wir uns nicht in Liebe miteinander vereinigen“ (SF 165) – diese Vereinigung wird Kommunismus genannt. Die Liebe knüpfe ein Band, das keinen „Unterschied mehr von reich und arm, hoch und niedrig, frei und gebunden“ kenne (SF 168), und keinen mehr zwischen melodramatischem und frühsozialistischem Genre, jedenfalls dieser These nach. Die Synthese von politischem Eingreifen und Liebe gelingt jedoch allein dem aristokratischen Paar. Und Louise Ottos eigene Praxis bzw. die Rolle der weiblichen Intellektuellen vergegenwärtigt der Text lediglich indirekt, wenn er das Schreiben über die Misere in einer „Poetik der Subalternen“ (im Sinne Gramscis) reflektiert und die nobilitierende Tragikfähigkeit des Paupers (ähnlich wie Büchner) betont: „Unter diesem kleinen Haufen elender Arbeiter, von deren Dasein die Klasse der bevorrechteten Menschen kaum mehr Notiz nimmt als von einem Ameisenbau, werden die seelenerstütterndsten Trauerspiele aufrührend gedichtet“ (SF 248).

Beide Texte, die die Misere der Proletarier/innen zum Gegenstand machen, schreiben also bürgerliche Weiblichkeitsimagines fort (als wesentlicher Bestandteil der ersten familialen Arbeitsteilung und der asymmetrischen Bewertung von produktiven und reproduktiven Tätigkeiten). Ernst Willkomm denkt Weiblichkeit und Markt allein unter dem Vorzeichen sexualisierter Körperlichkeit zusammen; Luise Otto hingegen demonstriert

43 Kratz. Ernst Willkomm's *Weisse Sklaven* (wie Anm. 8). S. 179.

den weiblichen Körper nicht als Ressource (und beutet ihn nicht literarisch aus), sondern insistiert auf einer scheinbar weiblich codierten Emotionalität (in der christlichen Tradition als Agape), die dem kommunistischen Impetus entgegengesetzt wird und dem bürgerlich-romantischen Liebesethos entspricht. Auch dieses schränkt den Aktionsraum weiblicher Tätigkeit stark ein und legt Frauen auf Mildtätigkeit jenseits des Arbeitskampfes und der systemischen Veränderung fest.

Mirjana Vuković (Berlin)

„Ich lasse mich nicht verhandeln gegen schnödes Gold.“
Geldallmacht und Warenlogik in Louise Astons *Aus dem Leben einer Frau* (1847)

1. Einleitung

„Alles wird verkäuflich und kaufbar. Die Zirkulation wird die große gesellschaftliche Retorte, worin alles hineinfliegt, um als Geldkristall wieder herauszukommen.“ (MEW 23, 145) An dieser Stelle im *Kapital* spricht Marx über die Expansion der Warenzirkulation in der industrialisierten Gesellschaft, die von einer wachsenden „Macht des Geldes“ (MEW 23, 145) begleitet wird. In ihrem ersten Roman *Aus dem Leben einer Frau* führt Louise Aston (1814-1871) vor, wie die Allmacht des Geldes sämtliche Lebensbereiche der Vormärz-Gesellschaft durchdringt. Der Text legt pekuniäre Vorgänge dar, die über die mit Arbeitskraft geschaffene Ware hinaus zwischenmenschliche Beziehungen von der Familie über die Fabrik bis zum Staat beherrschen. In dem Tauschprozess, der „beständig Geld aus[schwitzt]“ (MEW 23, 127), wird mit sozialem Prestige, Bildung, Kindern, Ehefrauen und Angestellten gehandelt. Um diese Thematik in den Mittelpunkt zu stellen, entwirft Aston eine an die Grundideen des Jungen Deutschland anknüpfende Literaturkonzeption, die sich von der Autonomieästhetik abgrenzt und in Inhalt und Form vor allem am „Leben mit seinen Beziehungen und Gegensätzen, mit seiner Noth und [...] mit seinen Kämpfen“ (ALF, 1)¹ orientiert ist. Deutsche Romane mit sozialem Schwerpunkt werden im 19. Jahrhundert wiederum ihrerseits den Regeln des Marktes unterworfen, wenn die Träger der Kanonisierungsprozesse ihren ‚Wert‘ im Vergleich mit dem ‚Literaturprodukt‘ des deutschen Bildungsromans oder der englischen Sozialromane bestimmen.

1 Im weiteren Verlauf wird auf Louise Aston. *Aus dem Leben einer Frau*. Hamburg: Hoffmann und Campe, 1847 mit ALF hingewiesen.

2. Erzählerische Strategien zur Darstellung der Allmacht des Geldes und der Warenlogik

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatten bürgerliche Frauen in Deutschland kein Recht auf eigenen Besitz und wurden vor dem Gesetz durch den Vater, Bruder oder Ehemann als Vormund vertreten.² Ihr Bewegungsraum war sehr beschränkt – die Ausbildung wurde üblicherweise spätestens im 14. Lebensjahr abgebrochen, und es galt als unnatürlich und unsittlich, wenn Frauen erwerbstätig waren, Literatur schrieben oder gar auf der Straße „müßig“ spazieren gingen. Astons Interesse an einer Intellektuellenlaufbahn und selbstständige Lebensführung nach ihrem Vorbild George Sand sowie ihr offen vorgetragener Atheismus und Kritik am preußischen Staat machten sie zu einer faszinierenden und skandalumwobenen Berühmtheit in der deutschen Öffentlichkeit. Die bekannteste ‚Emanzipierte‘ der Vormärz-Zeit wurde der Stigmatisierung und Verfolgung ausgesetzt, wiederholt aus ihren Wohnorten ausgewiesen und war gezwungen, in ständiger finanzieller Unsicherheit zu leben.³ Angesichts der restriktiven Lebensumstände von Frauen erscheint der Lebenslauf Astons sowie auch der ihrer Protagonistin umso brisanter.

-
- 2 Renate Möhrmann (Hg.): *Frauenemanzipation im deutschen Vormärz. Texte und Dokumente*. Stuttgart: Reclam, 1978. S. 62f.
 - 3 Germaine Goetzinger: *Für die Selbstverwirklichung der Frau: Louise Aston. In Selbstzeugnissen und Dokumenten*. Frankfurt/M.: Fischer, 1983. Barbara Wimmer: *Die Vormärzschaffstellerin Louise Aston. Selbst- und Zeiterfahrung*. Frankfurt/M. u.a.: Peter Lang, 1993. Katharina von Hammerstein: „Selbst – Geschichte(n) – Schreiben. Dokumente persönlicher Lebensführung und politischen Engagements einer Vormärzlerin. Louise Aston.“ *Autobiographien von Frauen. Beiträge zu ihrer Geschichte*. Hg. Magdalene Heuser. Tübingen: Niemeyer, 1996. S. 285-301. Katherine R. Goodman: *German women and autobiography in the nineteenth century. Louise Aston, Fanny Lewald, Malwida von Meysenbug and Marie von Ebner-Eschenbach*. Ann Arbor/Mich.: Univ. Microfilms, 1977. Ruth Whittle/Debbie Pinfold: *Voices of Rebellion. Political Writing by Malwida von Meysenbug, Fanny Lewald, Johanna Kinkel and Louise Aston*. Oxford u.a.: Peter Lang, 2005. Anne Kuhlmann: „Die Amazone im Salon. Frauenbilder und Revolutionsdarstellung bei Louise Aston.“ *Literatur und Politik in der Heine-Zeit. Die 48er Revolution in Texten zwischen Vormärz und Nachmärz*. Hg. Hartmut Kircher/Maria Kłańska. Köln: Böhlau, 1998. S. 123-136.

Der Lebens- und Bildungsweg der Hauptprotagonistin Johanna findet im Roman auf drei Schauplätzen statt. Zu Anfang steht ein bewegtes Gespräch zwischen der 17-jährigen und ihrem Vater, einem Pfarrer, in dem er mit paternalistischer Autorität darauf besteht, dass sie den Antrag des reichen Fabrikbesitzers Oburn annimmt. Wenige Jahre später wird sie in Karlsbad vom Prinzen C. nahezu vergewaltigt. Im letzten Teil kommt sie für die Lohnerhöhung der Arbeiter aus Oburns Fabrik auf, deren Familien vom Hungertod bedroht sind. Als Oburns Geschäfte schlecht laufen, bietet er sie dem Prinzen zur Prostitution an. Johanna rebelliert und verlässt ihren Mann, um in Berlin ein ungewisses, doch selbstständiges Leben anzufangen.

Bereits im ersten Dialog kommt das Thema Geld zur Sprache. Der Pfarrer erzählt seine Lebensgeschichte mit dem erklärten Ziel, Johanna vor „einer jugendlichen Täuschung“ zu bewahren (ALF, 10), denn aus all den „freudlose[n] Jahre[n]“ seines Lebens zieht er „die traurige Lehre [...], daß unter bedrückten äußern Verhältnissen jede Hoffnung auf Glück getäuscht wird.“ (ALF, 11). Als er als Kind Vollwaise wurde, bestimmte ihn sein Vormund dazu, Handwerker zu werden, weil „die Mittel zu einer höheren Ausbildung fehlten“ (ALF, 7). Er glaubte jedoch daran, durch Intelligenz und Fleiß mehr erreichen zu können, und erwarb sich einen Platz an der Universität. Enttäuscht stellte er fest, dass er als armer Student, der weder über Geld noch „Connexionen“ verfügte, „mit dem bittersten Mangel“ zu kämpfen hatte (ALF, 7). Er musste auf die „Freuden der Jugend“, das „Glück eines frischen Lebens“ und die „ungehemmte Freiheit der Existenz“ (ALF, 7) verzichten. Um die Isolation zu kompensieren, widmete er sich dem Lernen, stellte jedoch fest, dass auch da Mittel notwendig sind:

Aber auch die Schätze der Wissenschaft sind der Armuth verschlossen; und nur das Gold ist die Zaubersalbe des Abdallah, welche den Zutritt zu ihnen öffnet, und dem Auge erlaubt, in ihre Tiefen zu schauen. Mit großer Mühe mußte ich mich durchkämpfen zu den Quellen des Wissens, welche den begüterten Studenten mühlos und leicht zuflossen. Da schien mir dieses Metall eine Zaubermacht, gegen die anzukämpfen, nutzlos ist, mit der man sich verbünden muß, um das Leben zu besiegen. (ALF, 7f.)

Er entwickelt ein ambivalentes Verhältnis zum Geld: „Seit jener Zeit ist mir der Reichthum ein hohes Gut, das ich gehaßt und doch mit Gier erstrebt; dem ich nachjagte, während es mich floh, wie mein eigener Schatten.“ (ALF, 8). Diese Überzeugung ist zu der Zeit bereits so stark, dass er trotz

Erniedrigungen auf einer Hauslehrerstelle bleibt: „Wenn ich oft nahe daran war, das Haus zu verlassen – da tödtete der Gedanke an meine Armuth, an eine Zukunft ohne Mittel und Aussicht, den freien Entschluß.“ (ALF, 9). Eine Pfarrerstelle bietet eine sichere Existenz, lässt jedoch Wünsche nach Genuss und Selbstverwirklichung offen: „– ich hatte tüchtig mit dem Leben gerungen, bis ich diese Pfarrstelle erhielt, ein bescheidenes Loos, das meine Existenz sicherte; ohne mein Streben nach höheren Lebensgenüssen jener Welt, die der Reichtum zu schaffen vermag, zu befriedigen.“ (ALF, 10). Die Liebe zur jungen Gräfin endet trotz des Widerstandes ihrer Eltern in der Ehe. Doch sieht sich der Pfarrer aufgrund seiner begrenzten finanziellen Mittel auch hier vom Unglück verfolgt:

Aus großer, alles bezwingender Liebe war diese Ehe geschlossen worden; dennoch war sie nicht glücklich. Glaube mir, Mädchen, Liebe beglückt nur auf kurze Zeit! Deine Mutter ist edel und liebenswürdig; – dennoch waren wir Beide elend; deine Mutter, weil sie alle gewohnten Annehmlichkeiten des Lebens entbehren mußte; ich, weil ich nicht im Stande war, sie ihr zu verschaffen. (ALF, 11)

Die Lebensgeschichte folgt dem Muster eines komprimierten Bildungsromans von der Kindheit über die Ausbildungszeit bis zur Berufsergreifung und Familiengründung, mit dem roten Faden, dass der Geldmangel den Bildungsweg, den Zugang zur Wissenschaft und zum Arbeitsplatz, zuletzt auch Partnerwahl, Ehe und Familienleben beeinflusst habe. Sie vermittelt ein Verständnis vom Geld als einer allbestimmenden Macht, die alle Lebensphasen und -bereiche durchdringt. Es kann den (Hunger)Tod herbeiführen oder alle Wünsche erfüllen. Da seine Wirkung so mächtig, unvorhersehbar und unerreichbar ist, empfindet der Pfarrer es wie einen Zauber („Zaubersalbe“, „Zaubermacht“, ALF, 7).⁴

Doch stellt der Text die Glaubwürdigkeit des Pfarrers als Sprecher wiederholt in Frage. Zum einen wird er auf der Erzählebene durch negative Physiognomie diskreditiert, denn er wird eingeführt als „ein Greis mit finstern, unheimlichen Zügen“, welche den „Eindruck des ehrwürdigen Alters [störten]“ (ALF, 2). Zum anderen reagiert er mit Gewalt auf Ungehorsam: „An dem braunlockigen Haar riß er die Tochter wild hin und her, und stieß sie

4 Vgl. dazu Karl Marx: „Die Magie des Geldes“ (MEW 23, 107) und „Rätsel des Geldfetischs“ (MEW 23, 108).

dann mit den Füßen von sich, in maßlosem Zorn ausrufend: ‚Ungerathene! Ich fluche Dir!‘“ (ALF, 14). Der Anspruch, seine Tochter vor einem leichtsinnigen Fehler zu bewahren, ist eine Projektion der eigenen unerfüllten Wünsche nach sozialem Aufstieg: „Der Mann ist reich, sehr reich; Du wirst ein glänzendes, vielfach beneidetes Leben führen“ (ALF, 5).

Der Wutausbruch des Pfarrers wird durch die die Weigerung seiner Tochter verursacht, seinen Glauben an die Allmacht des Geldes als Lebensweg zu akzeptieren. Sie behauptet, dass seine „Geschichte“ nicht auf sie „pass[e]“ und ihr ein „einfaches Leben genügen“ würde (ALF, 12). Johanna weist das Geldprinzip für sich zurück und entwickelt ein alternatives Lebensmodell. Sie erkennt, dass sie als Ware im Handel zwischen Vater und Ehemann eingesetzt wird: „Ich lasse mich nicht verhandeln gegen schönes Gold [...]“ (ALF, 12). Da er sein ganzes Denksystem in Gefahr sieht, macht der Pfarrer keinen Hehl mehr daraus, dass er sie als seinen Besitz sieht: „Bist Du nicht mein Geschöpf? [...] Du mußt [...] gehorchen; denn ich bin Herr über Dich!“ (ALF, 13).

Der Text veranschaulicht die Besitzverhältnisse, die sich unter der Oberfläche der sozialen Praktiken in normkonformen Familienbeziehungen verbergen. Was als der edelmütige Versuch eines Vaters gilt, die Tochter vor Hirngespinnsten zu bewahren und ihr Lebensglück zu sichern, zeigt sich als durchaus auf den eigenen Vorteil bedachte Manipulationsstrategie. Die Tochter ist eine Projektionsfläche für den eigenen gescheiterten Ehrgeiz, und ihre Warenqualitäten werden im Handel mit dem Ehemann eingesetzt: Der Vater erhält einen Gewinn an sozialem Prestige und der Ehemann eine junge und hübsche Frau, die er begehrt und nach außen vorzeigen kann. Im Idealfall akzeptiert sie die Geschichte vom „Ernst des Lebens“ (ALF, 5) und lässt willig mit sich verfahren. Nichts bringt den geldgläubigen Pfarrer so sehr aus der Fassung wie die Aussicht auf den Profitverlust oder gar die Ablehnung der Regeln, denen er sich selbst unterworfen hat. Es ist nicht überraschend, dass Johanna sich wehrt, denn in diesem Modell ist er der Gewinner und sie die Ausgebeutete.

Ein Aspekt im Text, der Johannes Status als Ware verdeutlicht, ist ihre wiederholte Verdinglichung, was unter anderem am Motiv des Schmucks erkennbar ist. Der Schmuck, den Oburn Johanna während der Umwerbung schenkt, zeigt sich als Metapher dafür, was er von ihr als Gattin erwartet, nämlich ein Statussymbol zu sein. So schickt er sie nach Karlsbad, um den Neid des Adels auf seine hübsche junge Frau hervorzurufen (ALF, 31ff.). Er fordert, dass sie jederzeit geschmückt ist („Wo ist Dein Schmuck? Ich

will nicht, daß meine Frau wie eine Nonne einhergehen soll! Rasch! Putze Dich! Zieh' ein reiches Gewand an, und schmücke mit den Rubinen Deinen weißen Hals.“ ALF, 137), er verbietet ihr die Hausarbeit (ALF, 127) und schimpft sie eine „Närrin“ (ALF, 122) und „Romanheldin“ (ALF, 127), sobald sie Interesse an irgendetwas anderem als der zugewiesenen Rolle zeigt, wie beispielsweise an seinem Geschäft. Die Konsequenz dieser Haltung ist, dass er sie als Objekt, dessen Besitz Genuss spendet und der keine Gefühle hat, dem Prinzen C. für Geld zum Beischlaf anbietet.

Neben Johanna gibt es eine weitere Gruppe von Protagonisten, die wie Besitz bzw. Dinge behandelt werden: die Arbeiter in Oburns Fabrik. Ihre ausgemergelten Körper bezeugen die harte Arbeit und Mangelernährung: „dem Greisenalter nah, sichtbar abgemagert, mit eingefallenen, hohlen Augen, den Rücken krumm gezogen durch übermäßiges Arbeiten, die Hände voller Schwielen, um den elenden Leib einige Kleiderfetzen hängend“ (ALF, 114). Sie bewegen sich langsam und „einer nach dem andern“ (ALF, 114) und zeigen auf ihre „morschen, ausgemergelten Knochen“ (ALF, 117). Ihre Körper sind dem Reich des Todes näher als dem des Lebens, und es scheint, als sei ihnen die Menschlichkeit abhanden gekommen. Das der Schauerliteratur entlehnte Bild des Gespenstes rückt diese Problematik in den Vordergrund. Als die Arbeiter eine Gehaltserhöhung von Oburn verlangen, gründen sie ihre Forderung auf der Anerkennung als Mitmenschen: „Ja, [...] so kann es nicht länger mit uns bleiben. Wir sind Menschen und wollen auch menschlich leben.“ (ALF, 115). Doch Oburn sieht sie als „Kreaturen“ (ALF, 120), die man auf besondere Weise „behandeln“ muss (ALF, 134). Aus seiner Sicht haben sie den Existenzstatus von Maschinen, die bei Mangelfunktion ausgetauscht werden. Er behauptet: „Wo wollen sie denn hin? D i e sind mir sicher! Grade ihre Armuth fesselt sie an mich!“ (ALF, 124) und zeigt dadurch abermals, dass er demselben System der Geldallmacht verschrieben ist wie der Pfarrer.

Diese Konstellationen im Romantext problematisieren die Ungleichheit, die das Prinzip Geldallmacht produziert und festigt. Das Prinzip wird wiederholt als das einzig gültige Lebensmodell infrage gestellt, etwa durch Johannas Entwurf eines einfachen und geldarmen Lebens oder durch das Glück, das die Arbeiter mit der Vergangenheit verbinden, als ihr Alltag noch aus Arbeit, Familie, dem sonntaglichen Kirchenbesuch, Biertrinken und Tabakrauchen bestand (ALF, 116). Während ihr Vater mahnt, dass „unter bedrückten äußern Verhältnissen jede Hoffnung auf Glück getäuscht wird“ (ALF, 11), wird Johanna als reiche, doch unglückliche

Ehefrau ihre Anschauung bestätigt finden, dass das persönliche Glück nicht notwendigerweise mit dem Wohlstand einsetzt.

Bemerkenswert ist, auf welche Weise der Text eine Verknüpfung zwischen dem Warenstatus der Ehefrau und der Arbeiter herstellt. Nach ihrer Rückkehr aus Karlsbad und dem Vergewaltigungsversuch des Prinzen befindet sich die traumatisierte Johanna in einem „apathischen Zustand“ und hat sich „ganz einem innerlichen Leben zugewendet“ (ALF, 122). Sobald sie jedoch von der schlimmen Situation der Arbeiter und deren Forderungen erfährt, wird sie aktiv. Sie versucht, Oburn von der Lohnerhöhung zu überzeugen, verkleinert gegen seinen Widerstand den Haushalt und engagiert sich philanthropisch in den Arbeiterfamilien. Zudem trennt sie sich vom Symbol ihrer Ausbeutung – dem Schmuck, um für die höheren Gehälter aufzukommen. Der Ausbruch der bürgerlichen Frau aus dem System der pekuniären Allmacht wird durch die Erkenntnis initiiert, dass auch sie an der Ausbeutung von anderen teilhatte. Da auch sie wie Eigentum behandelt wurde, kann sie die Wichtigkeit der Forderung nach Mitmenschlichkeit nachvollziehen. Sie fängt an, über das Eigentum ihres Mannes zu entscheiden – den Schmuck, ihre Arbeitskraft und ihren Körper. Da der Ehemann sie braucht, um seine Herrschaftsposition zu erhalten, nimmt mit ihrem Entzug sein finanzieller Ruin seinen Lauf.

Das Schicksal der Arbeiter wird auf eine andere Weise zum Abschluss gebracht als Johannas. Es wird der Handlungsrahmen aufgebrochen und ein essayistischer Exkurs über ökonomische und geschichtliche Fragen eingefügt. Neben der realistischen Erzählung wird somit eine Ebene der politischen Reflexion eingeführt, die sich mit appellativer Dringlichkeit an die Leserinnen und Leser wendet. Die Erzählstimme beruft sich auf Autoritäten der zeitgenössischen Philosophie und Wissenschaft und entwickelt eine Argumentation mit pamphletistischem Ton, die eine zwingende Notwendigkeit der geschichtlichen Entwicklung bis zur Verwirklichung der Ideale Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit postuliert. Während sie die „neuesten Entwicklungen [...] der Menschheit“ kontempliert, beruft sie sich auf die „Arbeit der Denker“ (ALF, 132) und die Nachweise der „Wissenschaft“ und kommt zum Schluss, dass „Unrecht“ herrscht und Veränderungen unausweichlich sind (ALF, 132f.). Die „Besitzenden“ werden direkt angesprochen und in eine Linie mit den biblischen „Geldtyrannen“ gebracht, da sie eine Religion der Geldanbetung praktizieren:

Die Besitzenden müssen nicht länger ihre Ohren verstopfen vor dem neuen Evangelium der Liebe, das ihnen gepredigt wird, ein verstocktes Pharaonentum wird ihr eigenes Verderben sein. Die kleinen Geldtyrannen, welche auf ihr Erbe so stolz sind, wie die Herren von Gottes Gnaden auf das ihre, und einen Despotismus en miniature ausüben, werden, wenn sie nicht freiwillig abstehen von so quälendem régime, eine Revolution hervorrufen, welche den ganzen Bau der Gesellschaft zusammenschüttelt; der gegenüber die französische Revolution nur ein politisches Kegelschieben war. Darum, ihr Besitzenden! Erkennt die unveräußerlichen Menschenrechte an, in einer Association des Friedens und der Liebe, ehe sie euch proklamirt werden, von einer blutigen Association des Hasses und des Krieges. (ALF, 133f.)⁵

Der Essay eröffnet einen Interpretationsrahmen für die Besitzverhältnisse, die im Großteil des Romans auf der Handlungsebene in zahlreichen Konflikten ausgespielt werden. Die Herrschaft des Systems des Warenhandels und der Geldallmacht werden als unzumutbar und unhaltbar für die Gesellschaft diagnostiziert. Als Alternative wird zur Besinnung auf die aufklärerischen „unveräußerlichen Menschenrechte“ (ALF, 133) aufgerufen, d.h. zur Anerkennung des Gegenübers als Menschen statt als Ware.

3. Schreiben über das ‚Leben‘

Bevor Tochter und Vater ihre Kräfte in der Auseinandersetzung über die Wirkungsmacht des Geldes messen, fängt der Roman mit einer Distanzierung zu Literatur an, die die Realität idyllisch verklärt:

Eine alterthümliche Pfarrerwohnung gilt von jeher für das heimathliche Reich der Idylle. Hier quartiert, seit Vossens *Louise*, die gemüthliche Phantasie der Dichter ihre behaglichen Gestalten ein, welche in dem Comfort eines stillen, in sich befriedigten Lebens das letzte Ziel und den ganzen Werth der Existenz zu erschöpfen wännen. Etwas Lindenschatten und Abendroth, Mittagessen

5 Vgl. dazu: Friedrich Engels: *Die Lage der arbeitenden Klasse in England. Nach eigener Anschauung und authentischen Quellen*. Leipzig: Otto Wigand, 1845. Engels registriert einen „Groll, der über nicht gar zu lange – man kann sie fast berechnen – in einer Revolution ausbrechen muß, gegen die die erste französische [...] ein Kinderspiel sein wird.“ (S. 31). Der „Einsturz“ der Verhältnisse ist „so sicher [...], wie irgend ein mathematisches oder mechanisches Gesetz“ (S. 30).

und Gebet, eine Promenade durch die Kornfelder, die Bereitung des Kaffees und wenn es hoch kommt, eines Hochzeitbettes – das genügt dieser friedlichen Poesie, welche die breite Prosa des Lebens in ihre langathmigen Verse übersetzt. Doch der idyllische Kuhreigen hat in unserer Litteratur ausgetönt, da die Beschränktheit solcher Existenzen auch nicht auf Natur und Wahrheit Anspruch machen kann; sondern mit Recht als ein affectirtes Ignoriren des Lebens in der Welt und ihrer Geschichte angesehen wird, das Utopien einer spießbürgerlichen Phantasie. Diese Genrebilder ohne Perspective und Hintergrund finden kein Publikum mehr; denn sie sind poetische Grillen, welche der Wirklichkeit fern liegen. Selbst in das abgeschlossenste Pfarrhaus hinein dringt das Leben mit seinen Beziehungen und Gegensätzen, mit seiner Noth und Bedeutsamkeit; dringt der Zeitgeist mit seinen Kämpfen und seinen Zielen. (ALF, 1)

Durch das Anzitiern der Ballade *Luise* von Johann Heinrich Voss⁶ wird eine Bilderwelt evoziert, in der vor dem Hintergrund ausführlich beschriebener Mahlzeiten und Spaziergänge sowie in einer Atmosphäre allgemeiner Heiterkeit und Rührung eine Priestertochter den Heiratsantrag eines Jünglings annimmt. Um mit dieser Literaturtradition zu brechen, erhebt der Text Vorwürfe der Anachronie und Realitätsferne. Auf diese Weise wird der Rahmen für eine fiktionale Welt gesetzt, in der Konflikte und Not zur Sprache kommen. Die Bezugnahme auf die Hegelsche Dichotomie der Poesie des Herzens und der Prosa der Verhältnisse⁷, d.h. das Spannungsverhältnis zwischen dem individuellen Glücksstreben und der Lebenswirklichkeit, führt die konfliktreiche Romanstruktur ein, in der sich die Geldgläubigen und ihre Gegner wiederholt wiederfinden werden.

6 Johann Heinrich Voß: *Luise. Ein ländliches Gedicht in 3 Idyllen*. Königsberg, 1795.

7 „Eine der gewöhnlichsten und für den Roman passendsten Kollisionen ist deshalb der Konflikt zwischen der Poesie des Herzens und der entgegenstehenden Prosa der Verhältnisse sowie dem Zufalle äußerer Umstände: ein Zwiespalt, der sich entweder tragisch und komisch löst oder seine Erledigung darin findet, daß einerseits die der gewöhnlichen Weltordnung zunächst widerstrebenden Charaktere das Echte und Substantielle in ihr anerkennen lernen, mit ihren Verhältnissen sich aussöhnen und wirksam in dieselben eintreten, andererseits aber von dem, was sie wirken und vollbringen, die prosaische Gestalt abstreifen und dadurch eine der Schönheit und Kunst verwandte und befreundete Wirklichkeit an die Stelle der vorgefundenen Prosa setzen.“ G. W. F. Hegel: *Vorlesungen über die Ästhetik*. Bd. 3. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1986. S. 393.

Im Vorwort beschreibt Aston das Modell der klassischen Autonomieästhetik, um sich im nächsten Schritt davon zu distanzieren:

Wer den reichen Zauber der Gestaltung besitzt, und die Idee zu bannen versteht in ewige Formen: der wird nach Maß und Regeln der Schönheit, auch dies [...] Leben zu einem harmonischen Kunstwerk zusammenfassen, ihm dauernde Bedeutung geben und sich selbst mit ihm unsterblich machen [...] (ALF, Vf.)

„Wir anderen“, so heißt es, verfassen im Unterschied zu den „ewigen Formen“ der klassischen Kunstwerke „flüchtige Zeilen“, „einzelne Blätter“ und „Fragment[e]“ (ALF, VI). Aston erhebt explizit „*nicht* (Hervorhebung M. V.) Anspruch auf künstlerischen Werth“ (ALF, V). Und doch befindet sich, wie die sarkastische Spitze am Romananfang zeigt, hinter dieser rhetorischen Selbstverkleinerungsstrategie die feste Überzeugung vom eigenen, andersartigen Literaturverständnis. Der erste Satz des Vorworts zitiert den Anspruch der Autonomieästhetik, den nicht-harmonischen ‚Stoff‘ der Realität in ein harmonisches Kunstwerk zu überführen: „Das Leben ist fragmentarisch; die Kunst soll ein Ganzes schaffen!“ (ALF, V). Aston entzieht sich eben diesem Grundsatz und formuliert einen neuen in Abgrenzung davon – die Fragmentarizität des Kunstwerks soll mit der der Wirklichkeit korrelieren, die Disharmonien der Wirklichkeit in Form und Inhalte der Fiktion einfließen:

Diese Blätter gehören in Dichtung und Wahrheit dem Leben an, und machen nicht Anspruch auf künstlerischen Werth! Darum sind sie fragmentarisch, wie diese ganze moderne Welt, aus deren gährenden Elementen sie hervorgegangen, ein Beitrag zur Charakteristik unseres Lebens! (ALF, V).

Aston sagt sich von den beiden Polen der deutschen Klassik, aufgerufen durch die Referenz auf Goethes *Dichtung und Wahrheit*, los, und etabliert einen neuen, dritten Pol des ‚Lebens‘, dessen Merkmale „Gegensätze[]“, „Noth“ und „Kämpfe[]“ sind (ALF, 1) und der nun zur programmatischen Orientierung dient. Sie weiß wohl, dass sie mit diesem Literaturverständnis nicht zu denjenigen gehören wird, die „unsterblich“, d.h. Teil des Kanons werden (ALF, 5). In ihrem Literaturmodell zählt nicht mehr, für die Ewigkeit zu schreiben, sondern zur Erhellung der Gegenwart beizutragen. Das Gebot ist nicht länger, ein in sich stimmiges „Ganzes“ zu schaffen, als vielmehr den

„Zeitgeist“ (ALF, 1) in seiner „Charakteristik“ (ALF, V) aufzuzeichnen. Dieser Anspruch, wie auch die Kritik der vermeintlichen Leblösigkeit der klassischen Literaturkonzeption, stimmt mit der Programmatik des Jungen Deutschland überein. So formuliert Ludwig Börne in *Ankündigung der Wage* (1818) als die Aufgabe des „Zeitschriftsteller[s]“⁸, die „Aussagen der Zeit zu erlauschen, ihr Mienenspiel zu deuten und beides niederzuschreiben“⁹. Dabei steht die Beleuchtung der sozialen Missstände im Vordergrund, denn er betont die Pflicht, vor allem die „offenen Wunden“ im „innern Bau der bürgerlichen Gesellschaft zu erforschen“¹⁰. Die Phänomene des Umbruchs, die in der Revolution von 1848 kulminieren, beherrschen und beunruhigen die Öffentlichkeit und dürfen nicht ignoriert werden. Laut Aston bedeutet das Auslassen oder Ausblenden nicht nur, dass der oder die Schaffende den Anforderungen der Zeit nicht Folge leistet, sondern wirkt auch, wie die Kritik an *Luise* zeigt, hoffnungslos unzeitgemäß und lächerlich. Das Bewusstsein der Zersplitterung im Gegenwartsempfinden diktiert die Aufnahme konfliktträchtiger Inhalte und entsprechender Formen.

Astons Literaturkonzeption legitimiert ihre ästhetischen Entscheidungen. *Aus dem Leben einer Frau* handelt nicht von der glücklichen Verlobung einer Pfarrerstochter, sondern davon, wie sie von ihrem Vater, ihrem Ehemann und einem Adligen als Besitz und Ware im Handel mit Geld und sozialem Prestige eingesetzt wird. Im Text fordern die Fabrikarbeiter, wie Menschen behandelt zu werden statt wie eine Geldquelle, weil dies die Ursache ihrer Not ist. Das gedankliche Grundgerüst des Romans besteht aus der Schilderung der Ausbeutung und des Elends, der Mechanismen der radikalen Besitzverhältnisse sowie dem Appell, Menschenrechte zu ehren.

Doch gibt es auch Stimmen, die eine solche Ausrichtung eines Erzähltextes ablehnen. Theodor Fontane stuft in seinen Essays aus der Mitte des Jahrhunderts Romane mit Elendsschilderungen, sowohl deutsche als auch englische, als ästhetisch minderwertig ein. Er leistet einen Beitrag zu einem Kanonisierungsprozess, der insbesondere in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts wirksam wurde und in dessen Zuge das Werk von Aston und zahlreichen anderen Autorinnen und Autoren aus der ersten Jahrhunderthälfte

8 Ludwig Börne: „Ankündigung der Wage“. Ders.: *Sämtliche Schriften*. Hg. Inge Rippmann/Peter Rippmann. Bd. 1. Düsseldorf: Metzler, 1964. S. 667-684. Hier S. 668.

9 Ebd., S. 670.

10 Ebd., S. 671.

aus dem deutschen literaturgeschichtlichen und -wissenschaftlichen Kanon ausgeschlossen wurde.

4. Der deutsche Roman als Ware auf dem europäischen Literaturmarkt

In den Jahren 1853 und 1855 veröffentlicht Fontane zwei Essays über den deutschen Realismus sowie die „mustergültige Form“ des „deutschen Roman[s]“¹¹. In der Zeit der immens erfolgreichen englischen, französischen und russischen Erzählprosa bemüht er sich unter Einsatz vielfältiger Strategien um die Aufwertung der Ware ‚deutsche Literatur‘ im Vergleich zur internationalen Konkurrenz.

Im Aufsatz *Unsere lyrische und epische Poesie seit 1848* lehnt Fontane „das nackte Widergeben des alltäglichen Lebens“ in der Literatur ab:

Vor allen Dingen verstehen wir darunter nicht das nackte Widergeben des alltäglichen Lebens, am wenigsten seines Elends und seiner Schattenseiten. [...] Aber es ist noch nicht allzu lange her, daß man (namentlich in der Malerei) Misere mit Realismus verwechselte und bei Darstellung eines sterbenden Proletariers, den hungernde Kinder umstehen, oder gar bei Produktionen jener sogenannten Tendenzbilder (schlesische Weber, das Jagdrecht u. dgl. m.) sich einbildete, der Kunst eine glänzende Richtung vorgezeichnet zu haben. Diese Richtung verhält sich zum echten Realismus wie das rohe Erz zum Metall: Die Läuterung fehlt.¹²

Während er sein Ziel verfolgt, eine Begriffsbestimmung des deutschen Realismus zu entwickeln und etablieren, sucht Fontane eine Verbindung zur deutschen Klassik nachzuweisen.¹³ Er zieht Goethe als Zeugen heran, um

11 Theodor Fontane: „Gustav Freytag. Soll und Haben.“ Leipzig 1855. *Literarische Essays und Studien. Erster Teil*. Hg. Kurt Schreinert. München: Nymphenburger Verlagshandlung, 1963. S. 214-230. Hier S. 217.

12 Theodor Fontane: „Unsere lyrische und epische Poesie seit 1848.“ *Literarische Essays und Studien. Erster Teil*. Hg. Kurt Schreinert. München: Nymphenburger Verlagshandlung, 1963. S. 7-33. Hier S. 12.

13 So seien „die beiden Träger unserer sogenannten klassischen Periode [...] unterschiedene Vertreter des Realismus [gewesen], solange sie [...] aus einem vollen Herzen heraus ihre Werke schufen.“ Fontane: *Poesie seit 1848*, S. 10.

die Relevanz der Läuterung der Wirklichkeit bzw. des ‚Lebens‘ hervorzuheben: „Das Leben ist doch immer nur der Marmorsteinbruch, der den Stoff zu unendlichen Bildwerken in sich trägt; sie schlummern darin, aber nur dem Auge des Geweihten sichtbar und nur durch seine Hand zu erwecken.“¹⁴ Die Läuterung muss demnach als Ansatz sowohl im Inhalt als auch in der Form verwirklicht werden.

Die Unterschiede im Literaturverständnis von Aston und Fontane liegen auf der Hand: Ihre Orientierung auf das ‚Leben‘ mit seinen Nöten und Konflikten steht einer Dichtung gegenüber, die die „Schattenseiten“¹⁵ des ‚Lebens‘ wenn nicht völlig ausschließen, dann doch nicht ungeläutert darstellen will; und ihre Forderung nach Brüchen und Fragmentierung in Form und Inhalt widerspricht der Idee von einem geschlossenen Kunstwerk und der Läuterung.

Fontane ist der Auffassung, dass auch die englischen Autoren das Prinzip der „treue[n] Abschilderung des Lebens“¹⁶ praktizieren. Das geht aus seinem Aufsatz über Freytags *Soll und Haben* hervor. Zunächst lobt er die deutsche Romanproduktion im Vergleich mit der – eigentlich ungleich populäreren – englischen. „Dickens, Thackeray und Cooper“ seien zwar „unverkennbare Vorbilder“¹⁷ für Freytag gewesen. Die „Vorzüge des englischen Romans“ seien „aller Welt bekannt“, da „unübertoffen [...] in [...] treuer Abschilderung des Lebens und seiner mannigfaltigen Erscheinungen.“¹⁸ Doch erhebe sich, stellt Fontane fest, der Freytagsche Roman als „Sieger über diejenigen [...], die ihn großgezogen haben“, und zwar wegen seiner „Idee“ und „Form“¹⁹:

Aber was ihnen fehlt, das ist entweder die ideelle Durchdringung oder die vollendete Form. Sie verfolgen häufig das Nützlichkeitsprinzip, im günstigsten Falle eine Tendenz, sie machen den Egoismus, die Eitelkeit, die Scheinheiligkeit der Gesellschaft oder die Verderbtheit bestimmter Kreise und Klassen zum roten Faden ihrer Darstellung, das aber ist keine Idee in dem Sinne, wie wir es meinen. [...] so dünkt uns doch die Formlosigkeit des englischen Romans [...] ein unbestreitbares Faktum zu sein. [...] Solche Art des Verfahrens ist innerhalb des deutschen Romans, der zu allen Zeiten mehr sein wollte als eine lose

14 Ebd., S. 12.

15 Ebd.

16 Fontane: *Soll und Haben*, S. 216.

17 Ebd., S. 215.

18 Ebd., S. 216.

19 Ebd.

Aneinanderreihung von Charakterbildern, niemals heimisch gewesen, und der Freytagsche Roman bewahrt die alten Vorzüge seiner Gattung.²⁰

Zu dieser Wertschöpfungsstrategie gehört auch das Ausfindigmachen jener Art Fiktion, der es an „Idee“ und „Form“ mangelt, und ihr Abwerten als Unterhaltungsliteratur. So folgten die englischen Romane dem „Nützlichkeitsprinzip“ oder der „Tendenz“ und richteten sich in der Gestaltung nach dem Geschmack von „Publikum und Verleger“²¹. Die allzu leichte Lesbarkeit und „naive[] uns fesselnde[] Herzählung der buntesten Ereignisse“ werden als Signale der Minderwertigkeit identifiziert, die der ‚deutsche Roman‘ nicht aufweise, der aber „keineswegs leicht und heiter hingeschrieben, sondern vielmehr ernstlich aufgebaut“ sei und in dem „ordentlich und gewissenhaft verfahren sei“²².

Fontanes Vorwürfe hinsichtlich des Unterhaltungscharakters und der Marktorientierung, die er an die englischen Romanautoren richtet, weisen eine bemerkenswerte Ähnlichkeit mit denen auf, die an deutsche Autorinnen gerichtet wurden. So seien Autorinnen einer „Kunst von und für Frauen“ verpflichtet und vor allem „damit beschäftigt [...], Geld zu verdienen, während echte Genies solche Banalitäten verachteten.“²³ „In einer Ära gefangen zwischen den Anforderungen der Autonomieästhetik und der Kommodifizierung von Kunst, wurden Autorinnen und ihre Öffentlichkeit sowohl zum ökonomischen Motor als auch zum schlechten Gewissen des Verlagswesens.“²⁴ Astons ausführliche Begründung ihres Bekenntnisses zum ‚Leben‘ als literaturprogrammatischem Prinzip ist notwendig, um die an Frauen adressierte Bezeichnung künstlerischer Unfähigkeit abzuwehren: „Diejenigen Männer, die Mitte des 19. Jahrhunderts im literarischen Leben und in der Öffentlichkeit das Sagen hatten, erkennen Autorinnen die Fähigkeit an, Reiseliteratur und sentimentale Fiktion für Leserinnen zu schreiben, aber keine Fähigkeit des politischen Aktivismus oder philosophischer Stringenz.“²⁵ In seiner *Geschichte der deutschen Nationalliteratur im neunzehnten Jahrhundert* (1853) kritisierte Julian Schmidt scharf Ida

20 Ebd., S. 217.

21 Ebd.

22 Ebd.

23 Todd Kontje: *Women, the Novel, and the German Nation 1771-1871. Domestic Fiction in the Fatherland*. New York: Cambridge University Press, 2006. S. 8.

24 Ebd.

25 Ebd.

Hahn-Hahns politische Romane mit der Begründung, dass eine Frau, auch wenn sie sich zu einer Angelegenheit genauso gut informiere wie ein Mann und dieselbe Bildung genieße, immer noch ein unreifes Urteil abgeben werde, weil sie keinen persönlichen Zugang zu dieser Angelegenheit habe.²⁶

Im Fall von Astons *Aus dem Leben einer Frau* kreuzen sich Tradierungslinien der Texte von Autorinnen und des deutschen sozialen Romans, der an Strömungen der französischen und englischen Romanliteratur anknüpft.²⁷ Dies erkannte Todd Kontje in seiner wegweisenden Studie *Women, the Novel and the German Nation 1771-1871*.²⁸ Nicht zufällig geht es in Fontanes Aufsätzen um den ‚deutschen Roman‘, das deutsche Genie Goethe und den Anschluss an die deutsche Klassik. Im 19. Jahrhundert betreibt die deutsche literarische Öffentlichkeit intensive Anstrengungen zur Profilierung auf der europäischen Szene, die Größen wie Dickens, Balzac und Tolstoi hervorbracht hatte. So fragt Jeffrey L. Sammons: „Wo, werden wir Germanisten gefragt, sind der deutsche Dostojewski, Turgenev, Tolstoi, Balzac, Stendhal, Zola, Dickens, Thackeray, George Eliot, Hawthorne, Leville, etc.“²⁹ Er erklärt das ästhetische Defizit durch die einengenden Lebensbedingungen, d.h. die rigide gesellschaftliche Ordnung, die repressive Zensur, das Fehlen einer Hauptstadt und das traumatische Scheitern der 1848er Revolution. Es geht ihm darum hervorzuheben, dass der „Kanonisierungsprozess des 19. Jahrhunderts [...] das Verschwinden von deutscher Literatur zwischen der Romantik und der Moderne aus dem Bereich des Literaturstudiums und der gesellschaftlichen Wertschätzung zum Ergebnis hatte.“³⁰ Ein knappes Dutzend Werke aus einer Zeitspanne von einem Jahrhundert hat es in

26 Julian Schmidt: *Geschichte der deutschen Nationalliteratur im neunzehnten Jahrhundert*. 2 Bde. Leipzig: Herbig, 1853. S. 348f. Zitiert nach Kontje: *Women, the Novel, and the German Nation*, S. 8.

27 Hans Adler: *Soziale Romane im Vormärz*. München: Fink, 1980. Hans Adler (Hg.): *Der deutsche soziale Roman des 18. und 19. Jahrhunderts*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1990. Norbert Bachleitner: *Der englische und französische Sozialroman des 19. Jahrhunderts und seine Rezeption in Deutschland*. Amsterdam; Atlanta, GA: Rodopi, 1993.

28 Vgl. Anm. 23.

29 Jeffrey L. Sammons: „The Bildungsroman for Nonspecialists. An attempt at clarification“. *Reflection and Action. Essays on the Bildungsroman*. Hg. James Hardin. Columbia, S.C.: University of South Carolina Press, 1991. S. 26-45. Hier S. 37.

30 Ebd.

den Kanon der Bildungsromane geschafft. Tatsache ist jedoch, dass zwischen dem Ableben der Romantik und der Erscheinung Theodor Fontanes die Mehrheit der veröffentlichten Romane „historische, politische und soziale Romane“³¹ waren. Sammons beleuchtet die Rolle des Bildungsromans als der authentisch ‚deutschen‘ Gattung:

In seiner modernen Geschichte, die mit Wilhelm Dilthey gerade um die Zeit der Gründung des Deutschen Reiches anfang, nimmt [der Bildungsroman] eine bestimmte deutsche Tradition in Anspruch, die ihre philosophischen Anfänge in der klassisch-romantischen Epoche der *Humanitätsphilosophie* und im literarischen Urmuster von Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahre* hat. In dieser Zeit wurde deutsche Literaturgeschichte einer gründlichen und folgenreichen Rekanonisierung unterworfen, in der Goethe und die Romantiker zur Achse der Kulturtradition aufgestellt und später mit der neo-romantischen Moderne verbunden wurden, was zur Folge hatte, dass ein Großteil des literarischen Lebens dem Vergessen anheim gegeben wurde. Dies fand unter intensivem nationalistischen und ideologischen Druck statt, mit dem Ziel einen deutschen kulturellen *Sonderweg* vorzuzeigen, der nicht nur anders als die kulturellen Entwicklungen in West und Ost, sondern ihnen in gewisser Hinsicht auch überlegen war.³²

In der Tat nahm unter den Erfolgsautoren in deutschen Leihbibliotheken in den Jahren 1838-1848 Walter Scott den unumstrittenen ersten Platz ein. Eugène Sue, Alexandre Dumas, George Sand und Honoré de Balzac waren die populärsten französischen Autoren, während auf englischer Seite Charles Dickens, Shakespeare und Frances Trollope zu den meistgelesenen gehörten.³³ Die englischen und französischen gesellschaftskritischen Romane, in denen es um Besitz, Elend, Gier, Statusangst und Manipulation ging, waren demnach sehr beliebt.

Einer der deutschen Erzähltexte, die Geldlust und Elend sowie Besitz- und Machtverhältnisse behandeln, ist auch *Aus dem Leben einer Frau*. Der

31 Ebd., S. 33.

32 Ebd., S. 28f.

33 Die populärsten Lesestoffe des 19. Jahrhunderts lassen sich anhand der Verzeichnisse aus dem Leihbibliotheken ermitteln. S. dazu: Alberto Martino: „Restauration und Romankonsum. Die Blütezeit der Leihbibliothek (1815-1848)“. Ders.: *Die deutsche Leihbibliothek. Geschichte einer literarischen Institution (1756-1914)*. Wiesbaden: Harrassowitz, 1990. S. 135-288.

Roman bietet einen kritischen Blick auf die Herrschaft der Geldallmacht in den 1840er Jahren, die allgemeine Kauf- und Verkaufbarkeit als Lebensmodell, ebenso wie die Warnung, dass ein solcher gesellschaftlicher Zustand untragbar ist und zu einer Revolution führen wird. Astons Werk gehört zu der großen Anzahl von Romanen, die im 19. Jahrhundert im Prozess der wilhelministischen Rekanonisierung „marginalisiert“ wurden und „breitere wissenschaftliche Aufmerksamkeit“ verdienen.³⁴

34 Charlotte Woodford: “Introduction. German Fiction and the Marketplace in the 19th Century”. *The German Bestseller in the Late Nineteenth Century*. Hg. Charlotte Woodford/Benedict Schofield. New York: Camden House, 2012. S. 1-18. Hier S. 1.

Patrick Fortmann

„Geld, Geld. Wer kein Geld hat“

Ökonomien des Mangels und Dramatik der Knappheit
im Vormärz (Raimund, Nestroy, Wiese, Büchner)

I.

„Geld, Geld. Wer kein Geld hat. [...] Man hat auch sein Fleisch und Blut. Unseins ist doch einmal unselig in der und der andern Welt, ich glaub' wenn wir in Himmel kämen, so müßten wir donnern helfen.“¹ Wenn der Titelheld in Georg Büchners unvollendetem Epochendrama *Woyzeck* diese erschütternden, abgebrochenen Sätze spricht, dann misst er den Abstand zwischen den elementaren Bedürfnissen und der unablässigen Tätigkeit, zwischen der Notwendigkeit der Konsumption und dem Zwang zur Produktivität aus.² In dem Spalt, der sich im Diesseits auftut und bis ins Jenseits verlängert, versinkt eine ganze Schicht der Bevölkerung. Welchen Aufwand sie auch betreiben, sie verfehlen systematisch ihren Bedarf. Sogar die zeitgenössischen Nachschlagewerke wie der Brockhaus registrieren den niederschmetternden Befund, dass „eine zahlreiche Volksklasse sich durch die angestrengteste Arbeit höchstens das nothdürftigste Auskommen verdienen kann, auch dessen nicht sicher ist, in der Regel schon von der Geburt an und auf Lebenszeit solcher Lage geopfert ist.“³ Ermöglicht wird die Disparität dadurch, dass Arbeit von Selbsterhalt, Bedarf und Nutzen abgekoppelt und „auf ein komplexes Austauschsystem und insbesondere auf die Realität von Geld- und

-
- 1 Georg Büchner. *Sämtliche Werke, Briefe und Dokumente in zwei Bänden*. Hg. Henri Poschmann. Frankfurt/M.: Deutscher Klassiker Verlag, 1992-99. Bd. 1. S. 207.
 - 2 Vgl. hier die grundlegenden Analysen der Wissenspoetik: Joseph Vogl. *Kalkül und Leidenschaft. Poetik des ökonomischen Menschen*. Zürich: diaphanes, 2002, bes. Kap. 5. Komplementiert werden sie durch den ‚New Economic Criticism‘: Richard T. Gray. *Money Matters. Economics and the German Cultural Imagination, 1770-1850*. Seattle, London: University of Washington Press, 2008.
 - 3 Zitiert nach: Burghard Dedner. *Georg Büchner Woyzeck. Erläuterungen und Dokumente*. Stuttgart: Reclam, 2002. S. 222.

Kapitalverkehr bezogen“ wird.⁴ Wer nicht mehr wegen eines bestimmten Bedürfnisses arbeitet – um seinen Hunger zu stillen, seine Not zu lindern oder seinem Mangel abzuhelpfen –, sondern um Lohn zu erhalten, der leistet Verzicht. Er schiebt einen Genuss auf, um später eines anderen teilhaftig zu werden. In diesem Kalkül sind zumindest zwei Versprechen enthalten. Einmal, dass derjenige, der jetzt verzichtet, in der Zukunft tatsächlich genießen darf. Zum anderen aber das grundlegendere, dass der abstrahierte und verallgemeinerte Bedarf, der durch Arbeit zugleich gestillt und fortgezeugt wird, die elementaren Bedürfnisse des Lebens und seiner Subsistenz einschließt, mithin zumindest diese befriedigt. Genau das Versprechen kann die Arbeitsökonomie, die sich im Vormärz zu entfalten beginnt, nicht mehr einhalten. Schon „die Geburt eines begehrenden, arbeitenden, produzierenden und konsumierenden Subjekts“, die sich im ökonomischen Wissen nach 1800 ereignet, ist deshalb mit einem Fehler behaftet.⁵ Die Nationalökonomie als zeitgenössische Bündelung der entsprechenden Wissensbestände schenkt der unteren Schwelle, die in diesen Subjektbegriff eingezogen ist, zunächst wenig Beachtung. Sie ignoriert diejenigen, die wie Woyzeck von der allgemeinen Geldzirkulation ausgeschlossen sind und die an dem verzweigten Güterverkehr keinen Anteil haben. Diesen blinden Fleck, den der „*Homo oeconomicus* und die bürgerliche Gesellschaft“ als „zwei unzertrennliche Elemente“ aufweisen, beleuchtet die Dramatik.⁶ Dabei lässt sich eine Asymmetrie beobachten. Während die Arbeitsökonomie den Mangel, der sie in Gang bringt, systematisch reproduzieren muss, um funktionsfähig zu bleiben, stößt die Dramatik mit Notwendigkeit an die Grenzen der literarischen Darstellung. So müssen Dramen auf ein bestimmtes Repertoire zurückgreifen und – nicht zuletzt – zu einem Ende finden. Die Ökonomie des Mangels trifft also, insofern sie auf die Bühne gerät, auf eine Dramatik der Knappheit, die dem Missverhältnis von Produktion und Konsumtion, von Arbeit und Genuss sowohl eine heitere als auch eine tragische Seite abgewinnen kann. Im ersten Fall wird Mangel in Produktivität überführt; im zweiten wird Not durch den Ausschluss von Arbeit hervorgerufen oder sogar durch Überarbeitung intensiviert. Beiden Möglichkeiten soll im Folgenden am Beispiel

4 Vogl. *Kalkül und Leidenschaft* (wie Anm. 2). S. 338.

5 Vogl. *Kalkül und Leidenschaft* (wie Anm. 2). S. 17.

6 Michel Foucault. *Die Geburt der Biopolitik. Geschichte der Gouvernementalität II*. Hg. Michel Sennelart. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 2004. S. 406. Zum Kalkül des *Homo oeconomicus* siehe die Vorlesungen 11 u. 12.

ausgewählter Stücke des Wiener Volkstheaters und bestimmter, experimenteller Entwürfe auf der Schwelle zwischen bürgerlichem Trauerspiel und sozialem Drama nachgegangen werden.

II.

Begünstigt durch die Gattung des Zauberstücks beutet das Wiener Volkstheater die phantasmagorische Dimension des Geldes aus.⁷ Es führt die komplexen, abstrakten Prozesse von Kapitalbildung, grenzübergreifendem Handel und Börsenspekulation auf das Wirken übernatürlicher Mächte zurück. Es deutet die damit verbundene soziale Mobilität, „die Zufälle des Reich- und Armwerdens, der Akkumulation und des Bankrotts, als Eingriffe von Feen und Magiern.“⁸ Dabei ist die Magie auf doppelte Weise ökonomisiert, sodass der zugehörige Apparat konsequent zurückgedrängt und auf die dramatischen Wendepunkte beschränkt werden kann. Zum einen erzeugt der Zauber nun bevorzugt Geld. Zum anderen muss auch der magisch erworbene Reichtum produktiv gemacht werden, wenn er nicht wieder zerfließen soll. Der unfassbare Geldverkehr und indirekt auch die magischen Eingriffe gewinnen somit nur dann Realität, wenn sie an geschäftige Tätigkeit gebunden sind. Geld muss, kurz gesagt, auf Arbeit bezogen sein. Mit dieser Verknüpfung bewegt sich das Volksstück ganz auf der Höhe des Wissens der neuen Nationalökonomie. Um Bühnentauglichkeit zu gewährleisten, kommt ein Zug zur Veräußerlichung hinzu. Ökonomische Abläufe und der allgemeine Tauschverkehr werden dadurch anschaulich gemacht, dass Geld und Güter buchstäblich von Hand zu Hand gehen.⁹ So muss Reichtum

7 Vgl. zur Formenvielfalt und Gesamtübersicht: *Volksstück. Vom Hanswurstspiel zum sozialen Drama der Gegenwart*. Hg. Jürgen Hein u.a. München: C.H. Beck, 1989 sowie bezogen auf Wien: Ders. *Das Wiener Volkstheater*. 3. Aufl. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1997.

8 Gerhard Scheit. *Hanswurst und der Staat. Eine kleine Geschichte der Komik. Von Mozart bis Thomas Bernhard*. Wien: Deuticke, 1995. S. 83.

9 Zu Geld und Ökonomie in anderer, als der hier vorgeschlagenen Akzentuierung: Herbert Herzmann. „Die Majestät des Geldes“. *Wirtschaftliche Umwälzungen im Spiegel der Stücke Ferdinand Raimunds*. *Wirrendes Wort* 43 (1993): S. 568-574; Elke Brüns. „Die beiden Nachtwandler oder Das Notwendige und das Überflüssige“. *Mangelwirtschaft und Begehren des ökonomischen Menschen*. *Nestroyana* 26 (2006): S. 36-47; Ulrike Tanzer. „Elende Milionär’s

durch harte Münze, Luxusware oder Juwelenschmuck gezeigt werden. Armut andererseits lässt sich kaum anders als durch die Thematisierung von Abwesenheit oder den Hinweis auf Verlust darstellen. Parallel zu Geldumlauf und Warenverkehr werden schließlich die Befindlichkeiten verhandelt, die mit Haben und Nicht-Haben einhergehen. Bezeichnenderweise wechseln wirtschaftliche Gewinner und Verlierer in nahezu jedem Stück die Positionen, wenn von Emotion statt von Ökonomie die Rede ist. Der Positionswechsel dient weniger der Demonstration „des zeitlos gültigen Satzes ‚Reichtum bietet keine Zufriedenheit‘“¹⁰ als vielmehr der Anwendung des Ausgleichs als unterschwelliger Leitfigur. Spätestens im Schlusstableau pendeln sich die Stücke nämlich auf die (klein)bürgerliche Mittellage ein, in der Handwerksarbeit und Familiengründung ein bescheidenes Glück im Kleinen verheißen. Oberhalb der Armutsgrenze, aber weit entfernt vom Reichtum erweist sich allein die häusliche, arbeitssame Mittellage als belastbar, zukunftsfähig und deshalb erstrebenswert. Die Dramatik des Wiener Volksstücks ist darauf ausgerichtet, diesen Zustand zwischen Exzess und Mangel herbeizuführen. Darin mag man die Epochensignatur des Biedermeier wiedererkennen. Doch mit Blick auf das ökonomische Wissen um den produzierenden und konsumierenden Menschen, der auch dann rastlos hervorbringen will, wenn er seine Bedürfnisse befriedigt hat, zeigt sich in dieser Dramatik der Versuch, die Ausgleichsökonomie der Aufklärung mit der modernen Arbeitsökonomie zu kombinieren.

Das tiefe Misstrauen gegenüber einem Vermögen ohne Grundlage in der Erwerbsarbeit äußert sich in dem Drama *Der Verschwender* (1834). Es handelt sich dabei um das letzte Stück von Ferdinand Raimund.¹¹ Im Untertitel noch als „Original-Zaubermärchen“ ausgewiesen, ist das Zauberreich gegenüber der Menschenwelt stark zurückgedrängt. Das Wirken der Feen und Geister bleibt auf die Menschen bezogen und spiegelt ihre Sphäre. Auch die

und glückliche Tagelöhner“. Konzeptionen von Armut und Glück am Wiener Volkstheater: Ferdinand Raimund und Johann Nestroy“. *Ökonomien der Armut. Soziale Verhältnisse in der Literatur*. Hg. Elke Brüns. München: Fink, 2008. S. 127-142.

10 Jürgen Hein/Claudia Meyer. *Ferdinand Raimund. Der Theatermacher an der Wien. Ein Führer durch seine Zauberspiele*. Wien: Lehner, 2004. (Quodlibet, Bd. 7) S. 40.

11 Ferdinand Raimund. „Der Verschwender“. *Sämtliche Werke*. Hg. Friedrich Schreyvogel. München: Winkler, 1960. S. 507-598. Nachweise im Haupttext mit der Sigle „DV“.

magische Gegenwelt muss sich an ihrer Produktivität messen lassen: „Weh dir, wenn du Unwürdige beglückst“ (DV, 535), weiß die Fee Cheristane. Sie ist zu Anfang des Stücks bereits dort angelangt, wo „der reiche Edelmann“ Julius Flottwell, erst am Ende sein wird; sie hat fast ihren gesamten Vorrat an Zaubern „verschwendet“ (DV, 536), und zwar zugunsten von Flottwell, dem sie in Liebe und Sorge zugetan ist. Wie sein Reichtum schöpft auch ihre Magie aus einem beschränkten Fundus. Für jeden Zauber muss sie eine Perle aus ihrer Krone brechen. Mit der letzten erschafft sie einen Schutzgeist, den sie ihrem Protegé an die Seite gibt. Danach wird er seinem Schicksal überlassen: „Er selber bring sich Unheil oder Segen.“ (DV, 529)

Wie im Titel des Stücks angekündigt, exponieren der erste und der zweite Akt Szenarien menschlicher Verschwendung. Flottwell verzichtet darauf, seinen Reichtum produktiv zu machen: „Ich habe kein Verdienst als meines Vaters Gold“ (DV, 527), gesteht er. Seinen Bauern erlässt er die Abgaben; wirtschaftlichen Unternehmungen geht er nicht nach; und den Bauauftrag für ein neues Schloss erhält ein Architekt mit einem Ruf für Pfusch. So löst sich langsam, aber sicher die Werts substanz des Vermögens auf. Flottwell verbaut, verschenkt, verzehrt, verkauft, verteilt, verspekuliert und verspielt sein Gut. Ganz so, wie zu Anfang emphatisch erklärt: „Oh, wär ich überreich! Ich wünscht es nur zu sein, um meine Schätze mit der Welt zu teilen“ (DV, 526). Nicht nur werden die inflationären Summen, um die es geht, wie auf der Soll-Seite eines Bilanzbuchs Szene um Szene aufgelistet (z.B. „für eine einzige Arie fünfzig Dukaten“, DV, 519), sondern auch die Akte der Übertragung werden immer wieder dargestellt; sei es, dass die entsprechenden Beträge oder Luxusgüter durch Diener und Boten überbracht werden oder dass sie aus der Börse des Herrn unmittelbar in die ausgestreckten Hände eines Bittstellers wechseln. Als besonders geschickt in der Kunst, dem Herrn etwas abzuhandeln, zeigt sich die ominöse Figur des Bettlers im zweiten Aufzug. Dessen Forderungen steigern sich bei jeder Begegnung, von wenigen Dukaten bei der ersten (II,3) bis zur Hälfte des Vermögens bei der letzten (II,18). Im dritten Aufzug wird das Geheimnis des Bettlers gelüftet. Er stellt sich als Doppelgänger Flottwells heraus, genauer gesagt, als die Verkörperung seines Lebens im Alter von fünfzig Jahren, wenn sein Vermögen restlos verbraucht ist und „Gattin, Kind und all mein Gut“ (DV, 572) dahin sind.

Als Flottwell dieses Alter erreicht hat, kehrt er in der Tat bettelarm und einsam zu seinen Schlössern zurück. Das alte wird von seinem ehemaligen Kammerdiener bewohnt, der durch Betrug an seinem Herrn reich geworden ist, aber jetzt geldbesessen und melancholisch im Sterben liegt. In der

Ruine des neuen Schlosses begegnet er seinem Schutzgeist in Gestalt des Doppelgängers, der ihm nun seine früheren Gaben zurückerstattet. Zwanzig Jahre lang hat er sie verborgen in einem Stein des Schlosses aufbewahrt. Die schicksalsträchtige Figur des Doppelgängers, die in der Romantik Wahnsinn und Tod verheißt, erweist sich hier als gewissenhafter Bankier, der die Einlage auf Heller und Pfennig ausbezahlt. Wieder mit Vermögen versehen, ist Flottwell imstande, zur Rolle des Herrn als Hausvater zurückzukehren, „der seine Diener alle liebt wie eigne Kinder“ (DV, 514). Während der untreue Diener seinem Schicksal überlassen wird, wird der treue belohnt. Flottwell verspricht, ihn bei sich aufzunehmen und für die Ausbildung seiner Kinder zu sorgen. So ergibt sich am Schluss ein Familientableau mit aufschlussreichen Konturen. Das Kapital kann seiner Funktion zugeführt, sprich produktiv eingesetzt werden. Dafür verschwimmen im Rahmen der erweiterten Familie die sozialen Hierarchien. Einerseits spricht der ehemalige Diener weiterhin von „Euer Gnaden“; anderseits jubeln seine Kinder „jetzt werden wir lauter gnädige Herrn!“ (DV, 597). Wo die Standesunterschiede derart ausbalanciert werden, stellt sich fast zwangsläufig die Mittellage ein, die alle gemeinsam einnehmen und die allen im Verein mit geschäftiger Tätigkeit ein bescheidenes Maß an „Zufriedenheit“ (DV, 598) verheißt. Das berühmte „Hobellied“ im dritten Aufzug fasst diese Momente von Ausgleich und Kontingenz im Bild der Erwerbsarbeit zusammen: „Da streiten sich die Leut herum / Oft um den Wert des Glücks, / [...] Da ist der allerärmste Mann / Dem andern viel zu reich. / Das Schicksal setzt den Hobel an / Und hobelt s’ beide gleich.“ (DV, 583) Kaum zufällig hat man in diesem Lied das Zentrum des Stücks erkennen wollen.¹² Begreift es doch selbst das Wirken des Schicksals als Handwerksarbeit, die für Ausgleich sorgt, indem sie produktiv tätig ist.

Während der Wohnungswechsel von Herrn und Diener im *Verschwender* nur eine Episode darstellt, läuft das gesamte Geschehen in einer der Possen von Johann Nestroy genau darauf hinaus. *Zu ebener Erde und erster Stock oder Die Launen des Glückes* (1835) verweist schon im Titel auf die Unbeständigkeit des Schicksals, das nicht zuletzt über die Adresse im Mietshaus entscheidet.¹³ Zwischen Parterre und Beletage, die auf einer Doppelp Bühne

12 Heinz Politzer. „Alt-Wiener Theaterlieder“. *Das Schweigen der Sirenen. Studien zur deutschen und österreichischen Literatur*. Stuttgart: Metzler, 1968. S. 160-184, hier S. 179.

13 Johann Nestroy. *Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe*. Hg. Jürgen Hein u.a. 42 Bde. Wien: Deuticke, 1977-2012. Bd. 9/II. Nachweise im Haupttext

simultan dargestellt werden, gelten transparente Hierarchien. Im Erdgeschoss haust die Familie des armen Trödlers Schlucker; im ersten Stock residiert der Spekulant und Millionär Herr von Goldfuchs samt Familie und Personal. „Drei Unglücksfälle widerfahren dem übermütig reichen Herrn von Goldfuchs oben, drei Glücksfälle der desperat armen Tandlerfamilie unten, mit dem Ergebnis, dass Oben und Unten die Quartiere tauschen.“¹⁴ Die Ströme des Geldverkehrs erscheinen dabei nicht nur undurchsichtig, wechselhaft und zufällig, sie entziehen sich auch weitgehend der Darstellung auf dem Theater.¹⁵ Botenfiguren oder Schriftstücke müssen immer wieder bemüht werden, um die Nachrichten von Gewinn oder Verlust zu übermitteln.¹⁶ Sie werden stets mit der größten Überraschung aufgenommen. So z.B. am Ende des zweiten Aufzugs als unten die Mitteilung eines Lotteriegewinns und oben der Brief über einen Schiffsuntergang gleichzeitig eintreffen:

FRAU SEPHERL. (*in freudigster Überraschung*). Mich trifft der Schlag! [...]

GROB. Achthundert Gulden! [...]

SCHLUCKER. Weib! Das enorme Glück!

(*Stürzen sich jubelnd in die Arme.*)

GOLDFUCHS (*indem ihm der Brief aus der Hand fällt*). Entsetzliches Unglück! Das Schiff ist gescheitert! (*Sinckt den ZWHEY ihm zunächst stehenden BEDI[E]NTEN in die Arme.*) (LG, 85)

Die punktgenau choreographierte Entsprechung der Abläufe vom Empfang der Botschaft bis zur Umarmung suggeriert einen geschlossenen Kreislauf, als ob der Gewinn auf der einen Seite an den Verlust auf der anderen Seite gekoppelt wäre. Derartige Symmetrien sind eine Möglichkeit, um Ordnung in den unübersehbaren Geldverkehr zu bringen. Eine weitere, von der die

mit der Sigle „LG“.

14 Franz H. Mautner. *Nestroy*. Heidelberg: Stiehm, 1974. S. 199.

15 Walter Pape. „Der Schein der Wirklichkeit“. Monetäre Metaphorik und monetäre Realität auf dem Wiener Volkstheater und am Burgtheater: Nestroy und Bauernfeld.“ *Realismus-Studien. Hartmut Laufhütte zum 65. Geburtstag*. Hg. Hans-Peter Ecker/Michael Titzmann. Würzburg: Ergon, 2002. S. 45-59, hier S. 53.

16 Vgl. zur Handlungskonstruktion: Jürgen Hein/Claudia Meyer. *Theatergeschichte. Ein Führer durch Nestroys Stücke*. Wien: Lehner, 2001. (Quodlibet, Bd. 3) S. 112-116.

Posse überreichen Gebrauch macht, besteht im Rückgriff auf die Allegorie.¹⁷ Verweise auf das Walten Fortunas ersetzen im Stück den Zauberapparat. Der Bogen wird weit geschlagen, vom Titel bis zum Schlusschor: „’s Glück treibt ’s auf Erden sehr b[unt,] / ’s Glück bleibt halt stets kugelrund.“ (LG, 120). Durchbrochen wird das Kreislaufmodell nur dadurch, dass auch der nun allseits verhängte Glückszustand auf Arbeit und Produktivität bezogen bleibt: „Die Frau Sepherl hat aber g’sagt, auch im Glück muß man fleißig und arbeit-sam seyn; [...] so setz’ ich mich halt her und spinn.“ (LG, 95) Nur die ununterbrochene Tätigkeit sichert vor den Wechselfällen des Glücks, wobei hier beide Momente bezugsreich durch das Spinnenrad vergegenwärtigt werden.

Der böse Geist Lumpazivagabundus oder Das liederliche Kleeblatt (1833) ist vielleicht Nestroys populärstes Stück.¹⁸ Es stellt unverbesserliche Charakterschwächen als Ursachen von Armut und Nicht-Sesshaftigkeit vor. Entsprechend der im Untertitel genannten Mischform der „Zauberposse“ wird der scheinbare Unwillen, sich in die gegebene Ordnung einzufügen und produktiv tätig zu werden – zeitgenössisch als „Liederlichkeit“ angesprochen –, sowohl in der Höhe der Feenwelt als auch in den Niederungen des Menschlichen verhandelt und auf seine komisch-groteske Seite zugespitzt. Die Theaterlieder bilden, wie für die Wiener Volksbühne üblich, eine dritte Ebene, in der sich das Thema und seine Problemlagen spiegeln. Das sogenannte ‚Kometenlied‘ (III,8) ist berühmt geworden, da es das Vagabundentum in kosmische Dimensionen verlängert: „Es is kein Ordnung mehr jetzt in die Stern, / D’ Kometen müßten sonst verboten wer’n; / Ein Komet reist ohne Unterlaß / Um am Firmament und hat kein Paß, / Und jetzt richt a so a Vagabund / Uns die Welt bei Butz und Stingel z’ Grund“ (DBGL, 179). Hier geht der Affront gegen Metternichsche Repression eine brisante Synthese mit der apokalyptischen Angst vor dem Weltuntergang ein. Irrläufer sorgen für Irritationen, am Sternenhimmel ebenso wie in der Ordnung des Sozialen. Sie legen ein allgemein sichtbares Zeugnis darüber ab, dass jeder Zug zu Kontrolle, Vorhersage und Beherrschung unweigerlich eine Gegenbewegung hervorruft, die sich genau dem entzieht. Im Zauberreich entspricht dem Wechselspiel die Konfrontation des Feenkönigs mit einem Neuankömmling, der den sprechenden Namen Lumpazivagabundus trägt. Der böse Geist

17 Vgl. Wendelin Schmidt-Dengler. *Nestroy. Die Launen des Glückes*. Wien: Zsolnay, 2001. S. 64-72; 156-158.

18 Nestroy. *Sämtliche Werke* (wie Anm. 13). Bd. 5. S. 135-187 (Druckfassung). Nachweise im Haupttext mit der Sigle „DBGL“.

wird verklagt; er habe „sich der Herzen unserer Söhne bemächtigt und sie vom Pfade der Ordnung gelockt. Sie verabscheuen jetzt jede Beschäftigung, sie spielen, trinken, stürzen sich in tolle Liebesabenteuer“ (DBGL, 137). Mit der Einführung dieser Figur wird die ‚Liederlichkeit‘ allegorisch sichtbar gemacht und zugleich personal zugerechnet, denn es ist der Einfluss des Geistes, der auch im Menschenreich spürbar sein soll. In der Folge kommt es zu einer Auseinandersetzung, die in einer komplexen, mehrfach modifizierten Wette mündet.¹⁹ Ähnlich wie im „Prolog im Himmel“ von Goethes *Faust* (1808) soll der Streit durch die Prüfung von Menschen entschieden werden.²⁰ Die Figur der Fortuna als „das allegorische Zentrum in Nestroys Werk“ diktiert die Bedingungen der Wette²¹:

Ich wähle unter den Sterblichen drei seiner [des Lumpacivagabundus] Anhänger, lockere Gesellen, jedoch nur solche, welche schon der Armuth drückend Los gefühlt. Diese will ich mit Reichthum überschütten; werfen sie, wie er gesagt, das Glück zum Fenster hinaus, so dringe ich es ihnen zum zweiten Male wieder auf; treten sie es dann mit Füßen, so erkenne ich mich als besiegt. (DBGL, 140)

Das Glück entspricht hier, ohne dass das ausdrücklich gesagt werden müsste, nicht dem Reichtum, sondern der biedermeierlichen Familien- und Arbeitsidylle. Die Sterblichen, die auf die Probe gestellt werden, sind drei Handwerksburschen: der Tischler Leim, der Schneider Zwirn und der Schuster Knieriem. Die Namen weisen auf die Berufe hin, die diese einmal gelernt haben, aber nur noch sporadisch ausüben, seitdem sie als Vagabunden auf der Landstraße unterwegs sind. Die Binnenhandlung ist ähnlich verwickelt wie die Vorgänge im Zauberreich und schließt insbesondere einen Lotteriegewinn ein. Dabei fällt die Probe durch den Feenzauber wie erwartet aus: Knieriem und Zwirn bringen ihr Geld innerhalb eines Jahres durch und kommen noch weiter herunter als zuvor. Nur Leim hat seinen Reichtum

19 Vgl. zur Übersicht über Dimensionen und Stränge der Handlung: Hein/Meyer. *Theaterg'schichten* (wie Anm. 16). S. 76-81 sowie zur Deutung: Jürgen Hein. „Biedermeiers Glück und Ende. Johann Nestroys ‚Der böse Geist Lumpacivagabundus‘“. *Deutsche Komödien*. Hg. Winfried Freund. München: Fink, 1988. S. 97-109.

20 Peter Cersowsky. *Johann Nestroy oder Nix als philosophische Mussenzen. Eine Einführung*. München: Fink, 1992. S. 53.

21 Schmidt-Dengler. *Nestroy* (wie Anm. 17). S. 56-63, hier S. 56.

durch Arbeit gemehrt, hat geheiratet, ist Meister geworden und drängt seine Freunde zu einem Leben in geordneten Verhältnissen. Beide lehnen mit grotesk übersteigerten Gesten ab, die deutlich machen, wie weit sich bei ihnen Aufwand und Bedürfnis voneinander entfernt haben. Jeder von ihnen hat nur noch ein bestimmtes Bedürfnis. Doch dieses ist so stark, dass es keinen Aufschub duldet. Zwirn macht den Vorschlag: „gib du mir jetzt 4 oder 5 Ducaten, das ist mir lieber als wenn du mir nachher 1000 gibst.“ (DBGL, 182) Bei der Weigerung seines Gastgebers läuft er von der Bühne. Knieriem rettet sich vor der Bürgerlichkeit durch einen Sprung aus dem Fenster, der ihn geradewegs zur Branntweinflasche führt. Noch verstörender als die Unmittelbarkeit des Verlangens, die jede Vermittlung durch Geld unterläuft und konsequenterweise die Arbeit ablehnt, ist das emotionale Befinden, das damit einhergeht: „betteltutti. [...] Aber dabei immer Allegro und fidel.“ (DBGL, 173) Angesichts derartiger Widerstände bedarf es der vereinten Anstrengungen des Zauberreichs, um ein gattungsgemäßes Finale herbeizuführen. Nach einer „Verwandlung“ des Bühnenraums finden sich die Gesellen, nun alle geläutert und auf den Weg der Besserung geführt, unter dem Dach eines Hauses versammelt. Jeder geht fleißig seinem Gewerbe nach und wird von Frau und Kindern umringt. Der Schlusschor hebt an: „Häuslich und arbeitsam – so nur allein / Kann man des Lebens sich dauernd erfreun.“ (DBGL, 187) Eingebunden ins Familienidyll und angespornt zur Handwerksarbeit werden selbst aus eingefleischten Vagabunden ökonomische Menschen, zumindest im Zwischenreich des Schlusstableaus.

III.

Die tragischen Konsequenzen des Missverhältnisses von Arbeit und Bedarf führen v.a. zwei Dramen vor Augen: Georg Büchners *Woyzeck* (1836/37) und der weitgehend in Vergessenheit geratene Einakter *Die Bettler* (1837) des Leipziger Theaterautors Sigismund Wiese. Die nahezu zeitgleich entstehenden Stücke sind auf der Schwelle zwischen bürgerlichem Trauerspiel und sozialem Drama angesiedelt.²² Auf der einen Seite beziehen sie sich auf Familienkonstellationen und Tugendkonzeptionen, wie sie vom bürgerlichen Trauerspiel bekannt sind. Sie messen gleichsam dessen Fallhöhe zum Boden

22 Franziska Schößler. *Einführung in das bürgerliche Trauerspiel und das soziale Drama*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2003. S. 63f.

des Sozialen aus. Auf der anderen Seite konzentrieren sie sich nicht mehr auf bestimmte soziale Anliegen oder Missstände, wie etwa die sozialkritischen Dramen des Sturm und Drang. Stattdessen rücken sie die Armut und das Leben an der Peripherie des Sozialen auf radikale Weise ins Bild. Dabei ersetzen sie das dramatische Konfliktpotential zwischen den sinnlichen Dispositionen des Einzelnen und den Strukturen des Sozialen durch den fundamentalen Zugriff wirtschaftlicher Zwänge auf das Leben in seinen elementaren Vollzügen und Verrichtungen. Anders als die Wiener Volksstücke lassen sich diese experimentellen Dramen auf kein Modell des *Homo oeconomicus* festlegen, sondern entwerfen jeweils ganz spezifische Ökonomien der Peripherie.

Die Bettler ist ein Trauerspiel von wenigen Seiten.²³ Es verdichtet das Tragödienschema zu einem Akt: der Katastrophe. Dargestellt wird der Untergang der Familie Leberecht. Der Name ist bitterste Ironie. Dieser Familie ist es nicht vergönnt, ein rechtschaffenes Leben zu führen. Wer sein Dasein in drückender Armut fristet, darf derartiges nicht erwarten. Der Vater beschreibt, warum die Ausweglosigkeit ihrer Lage in einer Ökonomie des Abjekten begründet liegt:

ich bin in diesem Jammerstand geboren, erzogen; habe darin geheirathet, Kinder gezeugt, und werde mein Ende in ihm finden. Denn das sollt Ihr wissen, unser Einer stelle sich an, wie er will, er bringt's nicht hinaus über den Lump – warum? Die Herrn-Menschen wollen nichts mit uns Knechts-Menschen zu schaffen haben; es sei auf's Höchste, daß sie uns ihre Schmutzarbeiten zutheilen und unsre Kranken und Krüppel nicht bei lebendigem Leibe verhungern lassen! (B, 208)

Wer einmal auf dem Boden der Sozialordnung angekommen ist, für den gibt es keinen Aufstieg. Der Grund dafür liegt, wie Leberecht beobachtet, in den

23 „Die Bettler. Trauerspiel in einem Akte. Von Sigismud Wiese“. *Jahrbücher für Drama, Dramaturgie und Theater*. Hg. Ernst Willkomm/Alexander Fischer. Leipzig: Julius Wunder, 1837. Bd. 1. S. 207-214. Nachweise im Haupttext mit der Sigle „B“. Vgl. dazu Horst Denkler. *Restauration und Revolution. Politische Tendenzen im deutschen Drama zwischen Wiener Kongress und Märzrevolution*. München: Fink, 1973. S. 232-234; Gertrud Maria Rösch. „Geschichte und Gesellschaft im Drama“. *Zwischen Restauration und Revolution 1815-1848*. Hg. Gert Sautermeister/Ulrich Schmid. München: Hanser, 1998. (Hanser Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Bd. 5) S. 378-420; 670-675, hier S. 417-419.

rigiden Ausschlussmechanismen. Er macht sie an der Ständegesellschaft fest. Doch seine Rede von „Herrn-Menschen“ und „Knechts-Menschen“ zeigt, dass sich die alten Unterscheidungen längst aufgelöst haben. Jetzt geht es nicht mehr um sogenannte ehrliche oder unehrliche Arbeit – dort hätte auch Leberecht, von Beruf Lumpensammler, seinen festen Platz gehabt – sondern um Zugänge zu Erwerbsarbeit und Verdienstmöglichkeit. Ausgehend von den ökonomischen Gegebenheiten und Verteilungen öffnet sich die Schere im Sozialen so weit, dass sich zwei streng getrennte Blöcke gegenüberstehen: auf der einen Seite die Besitzenden, Sesshaften, Arbeitenden, Gesunden, Rechtschaffenen; auf der anderen Seite die Habenichtse, Vagabunden, Tagelöhner, „Kranken“, Versehrten, „Lump[en]“. In den Begriffen von Michel Foucaults biopolitischen Analysen stehen die Normalen gegen die Anormalen. Das Trauerspiel lässt keine Zweifel daran, dass die Anormalen das Abjekte sind, das aus dem Ganzen des Sozialen abgestoßen und ausgesondert werden soll.

Als Leberecht seine Schlüsselrede hält, liegt er alt, arbeitsunfähig, todkrank und verlassen in einer Dachkammer. Einer Nachbarin, die sich seiner aus Nächstenliebe annimmt, erzählt er seine Lebensgeschichte. Es ist eine Geschichte von Entbehrung, Misshandlung und Verlust. Weil er seine Frau gegen die Nötigung eines Reichen verteidigte, geriet er in die Mühlen der Justiz und wurde ins Gefängnis geworfen. Während seiner Haft verstarb die Frau, und die Kinder wurden ihm weggenommen. Seit seiner Entlassung verrichtet er wieder die „Schmutzarbeiten“, die kein anderer leisten will, bis zum körperlichen Zusammenbruch. In der verhängnisvollen, stürmischen Nacht, auf die sich das Stück mit Anklängen ans Schicksalsdrama konzentriert, kommt es zum Wiedersehen mit den Kindern, Anna und Stephan. Anders als der Vater, der anspielungsreich den Namen „Hiob“ trägt, wollte und will der Sohn seine Leiden und die seiner Schwester nicht geduldig hinnehmen. Sein Stolz und ihre Schönheit bestimmen das Schicksal der Geschwister, das wiederum im Dialog nachgetragen wird. Im Vergleich mit dem Vater zeigt sich eine Intensivierung der Anormalität. Die Geschwister sind zu Vagabunden und Delinquenten geworden. Die Ursache benennt der Sohn in Übereinstimmung mit dem Vater: „An redlichem Verdienst fehlte es; wie ich auch bat und suchte, kein Mensch hatte die Gnade, mich in Arbeit zu nehmen [...]. So wünsch' ich, die Sündfluth käme daher, und Alles stickte in dem Cloack!“ (B, 210) Der Ausschluss von der Arbeit hat einen erbarmungslosen Abstieg zur Folge. Doch das Beharren auf seiner Würde ungeachtet seiner Situation und die Fürsorge für die zarte Schwester bewirken, dass beim Sohn

immer wieder Gesten der Verzweiflung mit solchen der Empörung wechseln. Dazu gehört auch der Ausruf, mit dem er die Welt dahin wünscht, wohin sie ihn gesteckt hat, in den Abort. Auf dem Weg in diese Niederungen mussten die Geschwister zahllose Ausschlüsse erfahren:

ANNA: [...] der harte Wirth, drohte, uns hinauszuerwerfen. [...]

STEPHAN: Wir wurden [ins Gefängnis] eingesteckt und hatten nun ein Aus- und Unterkommen.

ANNA: Darauf schickte man uns über die Grenze.

STEPHAN: Ein Unbarmherziger peitschte uns dem andern zu.

ANNA: Nein, jetzt wurd' es schlimmer. Nirgend ein Aufenthalt, nirgend wollte man uns. Wir stahlen uns scheu an lustige Feste hin, an Todtenmahle scheu –

STEPHAN: Grad' auf die Kirhhöfe hin. Wir bettelten uns in Särge und speis- ten mit den Würmern. (B, 211f.)

Der Willkür und dem Zufall ausgesetzt, abgewiesen und ausgegrenzt, entladen sich Verzweiflung und Not in einem Raubüberfall. Da Pauperismus und Delinquenz ohnehin in der Anormalität zusammengefasst sind, ist es sozial – nicht moralisch – vom einen zum anderen nur ein kleiner Schritt. Doch Delinquenz wird rigider geahndet. Die Häscher ergreifen die Flüchtenden vor Augen des Vaters. Leberecht stirbt vor Gram noch in der Dachkammer. Im Zuchthaus, in dem die kurze, zweite Szene spielt, ersticht Stephan erst seine Schwester, um sie vor der routinemäßig vorgenommenen Züchtigung beim Antritt der Strafe („Willkomm“) zu bewahren, und dann sich selbst. Dieses Schlussbild radikalisiert das Ende von Lessings *Emilia Galotti* (1772) und senkt so das bürgerliche Trauerspiel auf das Niveau des Pauperismus herab.

Vor seinem Tod hält der Lumpensammler Leberecht noch eine weitere Schlüsselrede:

Die Menschen, die Menschen! Sich bestellen sie ein stolzes Haus, uns stießen sie hinaus! „Seht, wie ihr draußen fertig werdet, wir werfen euch ja dann und wann ein Paar Brosamen zu; für euch ist weder Arbeit, weder Unterhalt!“ Was, sind wir nicht Menschen, wie sie? Wollen wir nicht arbeiten und unser Theil auch haben an dem allgemeinen Gut? (B, 211)

Mit biblischen Wendungen führt Leberecht vor Augen, wie Armut und Mangel aus Prozessen des biopolitischen Ausschlusses hervorgehen. Diejenigen, die in der Ordnung des Sozialen keinen Platz haben, werden in die Asyle

gezwungen. Sie finden ihren Ort im Zuchthaus oder im Narrenhaus, in der Dachkammer oder dem Friedhof. Physisch und psychisch deformiert werden sie zu den Tauschvorgängen und Arbeitsprozessen auf Distanz gehalten. So sind sie dazu gezwungen, das Abjekte zu bewirtschaften.

Mit *Woyzeck* löst Georg Büchner eine zentrale poetologische Forderung seiner Schriften ein²⁴: Das Drama bringt „das Leben des Geringsten“ in unverstelltem Realismus auf die Bühne.²⁵ Es führt Buch über die Wirkungsweise der Biopolitik am Untergrund des Sozialen. Szene um Szene erschließt sich das Leben in drückender Armut.²⁶ Einmütig beschreiben sich die Figuren aus dieser Tieflage: „ich bin ein armer Kerl“ (*Woyzeck*); „ich bin nur ein arm Weibsbild“ (*Marie*); „Bist doch nur ein arm Hurenkind“ (*WZ*, 207, 205, 203). In *Maries* Kammer gibt es keine Lampe (*H4,2*); sie sieht in ein „*Stückchen Spiegel*“, um sich zu betrachten (*WZ*, 204). In der sog. Testamentsszene hat *Woyzeck* so gut wie nichts vorzuweisen: ein Unterhemd, ein Kreuz, ein Ring und ein gedrucktes Heiligenbildchen machen seine ganze Habe aus (*H4,17*). Alles andere, das Bett, das er sich mit einem Kameraden teilt (*H4,13*), die zerschlissene Uniform, die er trägt, und das zweifelhafte Essen, das er zu sich nimmt und das seit einigen Wochen nur noch aus Erbsen besteht (*H2,6*; *H4,8*), teilt ihm das Militär zu. Der Vollzug und die Verrichtungen des Lebens können unter diesen erbärmlichen Bedingungen nur als Arbeit, und zwar als körperliche Arbeit, begriffen werden. Für diejenigen, die sie leisten müssen, gibt es kein Entrinnen, von der Wiege bis zum Sarg: „Was der Bub schläft. [...] Die hellen Tropfen steh'n ihm auf der Stirn; Alles Arbeit unter d. Sonn, sogar Schweiß im Schlaf“; und in der schon zitier-

24 Vgl. zum Drama die Synthesen von Alfons Glück. „*Woyzeck*: Ein Mensch als Objekt“. *Interpretationen: Georg Büchner. Dantons Tod, Lenz, Leonce und Lena, Woyzeck*. Hg. Walter Hinderer. Stuttgart: Reclam, 1990. S. 177-215; Gerhard P. Knapp. *Georg Büchner*. 3. Aufl. Stuttgart, Weimar: Metzler, 2000. S. 176-209 und Harald Neumeyer. „*Woyzeck*“. *Büchner-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Hg. Roland Borgards/Ders. Stuttgart, Weimar: Metzler, 2009. S. 98-118.

25 Büchner. *Sämtliche Werke* (wie Anm. 1). Bd. 1. S. 234. Zitate folgen dieser Ausgabe und werden mit der Sigle „WZ“ im Haupttext nachgewiesen. Verweise auf Einzelszenen beziehen sich unter Angabe der üblichen Siglen (*H1*, *H2*, *H3*, *H4*) – abweichend von der von Poschmann besorgten Edition – auf die erhaltenen Fassungen und Entwürfe. Zur Kurzinformation siehe die in der vorhergehenden Anmerkung genannte Literatur.

26 Alfons Glück. „Der ‚ökonomische Tod‘. Armut und Arbeit in Georg Büchners ‚*Woyzeck*““. *Georg Büchner Jahrbuch* 4 (1984): S. 167-226.

ten erschütternden Wendung: „wenn wir in Himmel kämen, so müßten wir donnern helfen“ (WZ, 205, 207). Die Erträge, so spärlich sie ausfallen, werden wiederum genau bilanziert. Auf der Haben-Seite stehen die Einkünfte, die ohne Ausnahme zum Unterhalt der Familie verwandt werden: „Ich habe wieder was gespart *ab*“; oder, differenziert nach Einkunftsquellen: „Das is wieder Geld Marie, d. Löhnung und was von mein'm Hauptmann“ (WZ, 192, 205) Seitdem Woyzeck nur noch Erbsen konsumiert, läßt er sich das Verpflegungsgeld auszahlen: „Das Geld für die menage kriegt die Frau“, versichert er dem Doktor; dessen Vergütung für die Versuche, „2 Groschen täglich“ und die gewährte „Zulage“, gehen sicher an dieselbe Adresse (WZ, 209f., vgl. 199). Auf der Soll-Seite stehen die Langzeitwirkungen: die Auszehrung, der physische Verfall, die psychische Degeneration, oder mit einem Ausdruck aus *Dantons Tod*, „der Mord durch Arbeit“.²⁷ Die Arbeit kann nicht ohne Unterlass geleistet werden, und doch erfordert die Armut genau das. Aus diesem Dilemma entsteht die Ökonomie des bloßen Lebens.

Das Drama macht die Ausweglosigkeit des Kreislaufs von Arbeit und Armut auf singuläre Weise sichtbar: Es versetzt die Zentralfigur in Bewegung. Woyzeck „überquert die Bühne im Laufschrift“.²⁸ Zwar ist er in der Mehrzahl der ausgearbeiteten Szenen gegenwärtig, aber häufig erhält er nur einen kurzen Auftritt. Er bricht gleichsam in die Szene ein und hastet nach wenigen Repliken wieder davon. Mit den rasanten Auf- und Abtritten radikalisiert Büchner die Bühnentechnik des Szenenschnitts, von der das klassische Drama keinen Gebrauch machen wollte. Zusammen mit der Verkürzung der Szenen, der Verdichtung des Geschehens, dessen Dimensionen und Zusammenhänge schlaglichtartig beleuchtet werden, und der Reduktion der Sprache (in den Handschriften bis zur Verschleifung der Silben betrieben) wird so der Effekt einer umfassenden Dynamisierung der dramatischen Formen erzeugt. Dazu werden Woyzecks beschleunigte Bewegungsabläufe wiederholt zum Thema gemacht. Von außen unterliegt er dem Disziplinarregime des Militärs, dessen Signale ihn ohne Aufschub in die Kaserne eilen lassen.²⁹ Von innen wirkt das Wissen, dass die Arbeit wartet. Daher ist Woyzeck ständig in Zeitnot. „Ich muß fort“ (WZ, 192, 204, 205), lautet

27 Büchner. *Sämtliche Werke* (wie Anm. 1). S. 19.

28 Glück. „Ein Mensch als Objekt“ (wie Anm. 24). S. 188.

29 Vgl. Bernhard Sicken. „Das großherzoglich-hessische Militär. Struktur, Rekrutierung, Disziplinierung“. *Georg Büchner: 1813-1837. Revolutionär, Dichter, Wissenschaftler*. Hg. Susanne Lehmann u.a. Basel: Stroemfeld, Roter Stern,

die kurze, monoton wiederkehrende Abschiedsformel, mit der er sich nach wenigen Augenblicken von Frau und Kind losreißt und zur nächsten Arbeit hetzt. Woyzeck versieht seinen regulären Dienst als „geschworne Füsilier“ (WZ, 216). Dazu verrichtet er zahlreiche Nebentätigkeiten. Für die Offiziere schneidet er Stöcke vor den Toren der Stadt (H4,1). Seinem Hauptmann dient er als Bursche, holt ihm Wein (H1,8) und rasiert ihn (H4,5). Von dem Professor lässt er sich zu Studienzwecken vorführen (H3,1). Dem Doktor geht er mehrfach zur Hand, fängt ihm Frösche und andere Versuchstiere (H2,6)³⁰ und stellt sich ihm für Experimente zur Verfügung (H4,8). Greift das Disziplinarregime des Militärs umfassend auf seinen Körper zu, der durch Exerzieren, Zucht und Drill abgerichtet, in seinen Bewegungen kontrolliert und in seinen Lebensvollzügen mit dem Kollektiv koordiniert wird, so richtet sich das Interesse des klinischen Blicks auf die Vorgänge in seinem Inneren. Woyzeck verkauft dem Doktor nicht weniger als die Kontrolle über seine Lebensfunktionen, seinen Pulsschlag, seine Nahrungsaufnahme, seine Ausscheidungen, sogar seine Gedanken und Vorstellungen („fixe Idee, mit allgemein vernünftigem Zustand“, WZ, 210).³¹ Der Zugriff von Normalisierungsdispositiv („Woyzeck, er hat keine Moral!“ WZ, 206), Disziplinarmacht und dem Willen zum Wissen um die Vitalfunktionen des Körpers ist so vollständig, dass Woyzeck kaum das nackte Leben bleibt.

Das prekäre Gefüge kollabiert, wenn Ökonomie mit Sexualität konfrontiert wird. Woyzeck, gewohnt die Welt nach Haben und Nicht-Haben zu vermessen, betrachtet die Frau als Gut, „hab sonst nichts – auf de Welt“ (WZ, 199). Wenn er auch diesen Besitz verliert, ist die Reihe der Ausschlüsse komplett. Sexualität geht in den Zirkulationsprozess ein, an dem Woyzeck keinen Anteil hat. Ohne die Geliebte gibt es kein Bedürfnis mehr, dem seine Arbeit dienen könnte. Das entscheidende Glied in der Kette von Anstrengung und Nutzen ist gerissen. Als Woyzeck beim Tanzfest den Betrug seiner Frau mit eigenen Augen sieht, ist in mehrfacher Hinsicht ein

1987. S. 56-65 und Eva Horn. „Militär und Polizei“. *Büchner-Handbuch* (wie Anm. 24). S. 187-191, hier S. 188f.

30 Zum Versuchsprogramm in H2,6: Udo Roth. „Das Forschungsprogramm des Doctors in Georg Büchners ‚Woyzeck‘ unter besonderer Berücksichtigung von H 2,6“. *Georg Büchner Jahrbuch* 8 (1990-94): S. 254-278.

31 Vgl. zum ernährungswissenschaftlichen Experiment: Harald Neumeyer. „Hat er schon seine Erbsen gegessen?“ Georg Büchners *Woyzeck* und die Ernährungsexperimente im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts“. *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 83 (2009): S. 218-245.

Umschlagspunkt erreicht. Erhitzung und Erregung treffen auf Ermüdung und Erschöpfung, Bewegung auf Stillstand. Nach der Geldzirkulation muss Woyzeck nun auch die Körperzirkulation aus dem Abseits beobachten. Der ohnmächtig erlebte Tanz ruft eine apokalyptische Vision hervor, die Kopulation und Katastrophe in der Drehbewegung verschmilzt: „Es ist mir als wälzten sie sich in einem Meer vor Blut, all miteinander!“ (WZ, 179) In dieser Figur beschleunigter, nicht-linearer Bewegung verschränken sich Tanz und Halluzination, Körper und Psyche, Sexualität und Austausch. Der Dynamik dieser Bewegung, die die Wirtshausszene entfesselt, kann Woyzeck nicht mehr entkommen. Erst der Mord verschafft ihm wieder Zugang zu dem, wovon er ausgeschlossen wurde: „Rühr mich an Franz! Ich hätt lieber ei Messer in den Leib, als die Hand auf meiner!“ (WZ, 200) Allerdings setzt der Tod der Frau jeder Form von Zirkulation ein Ende, und damit auch der Ökonomie des bloßen Lebens.

IV.

Die Bühnen des Vormärz stehen vor der Schwierigkeit, dass die Prozesse der Ökonomisierung, die im 19. Jahrhundert sowohl die gesellschaftliche Organisation wie auch die maßgeblichen sozialen Praktiken auf fundamentale Weise neu gestalten, sich im Grundsatz der literarischen Darstellung entziehen. Insbesondere der sichtbarste Ausdruck dieser Vorgänge, die Ubiquität und die ungleiche Distribution des Geldes, ist als solcher weder beobachtbar noch bühnenfähig. Das Interesse dieser Studie galt den dramatischen Strategien, mittels derer der Mangel an Ressourcen und die abstrakte Undurchschaubarkeit des Geldkreislaufs als etwas im Grunde Undarstellbares, dennoch auf die Bühne gebracht wird. Die Dramatik reagiert, so die These, im Rahmen ihres Repertoires mit einer Verknappung, wenn sie mit der Ökonomie des Mangels konfrontiert wird. Dabei lassen sich mit dem Wiener Volksstück auf der einen Seite sowie mit Vorläufern des sozialen Dramas auf der anderen eine heitere und eine tragische Variante unterscheiden. Zu Anfang der 1830er Jahre wird in Wien der übernatürliche Apparat der Zauberspiele zurückgenommen und gleichzeitig mit der Zirkulation von Geld und der Verteilung von Gütern verbunden. Ferdinand Raimunds *Der Verschwendter* (1834) bietet eine geschlossene Konstruktion, innerhalb derer soziale und monetäre Volatilität erst dann stabilisiert werden kann, wenn Produktivität und Erwerbsarbeit Einzug gehalten haben. Johann Nestroys

Zu ebener Erde und erster Stock (1835) ist in gewisser Weise eine Spiegelung von Raimunds Wechselverhältnissen, bei der die Parteien eines Mietshauses die Wohnungen tauschen und das Geld die Funktion des ‚Deus ex machina‘ übernimmt. Wiederum bietet das Haus einen gleichbleibenden Bezugsrahmen, in dem die Positionen konstant gehalten werden, obwohl die Besetzungen wechseln. Weiter geht der frühere *Lumpazivagabundus* (1833), der die unfassbaren Ströme der Geldzirkulation mit den sichtbaren Wanderungsbewegungen, hier denen dreier Handwerksgehlen, parallel führt und Nicht-Sesshaftigkeit als unverbesserlichen Charakterfehler vorstellt, wobei Bedarf und Nützlichkeit auf geradezu groteske Weise entkoppelt werden. Während im Wiener Volksstück somit der Versuch stattfindet, die Expansions- und Arbeitsökonomie des 19. Jahrhunderts mit der von Adam Smith entworfene Balance- und Ausgleichsökonomie zu versöhnen, geraten auf der Schwelle zwischen bürgerlichem Trauerspiel und sozialem Drama andere Ordnungen des Ökonomischen in den Blick. Sigismund Wieses Einakter, *Die Bettler* (1837), lässt diejenigen, die keinen Zugang zum allgemeinen Tauschgeschehen haben, ihren Anteil einfordern. Unter Bemühung zahlreicher biblischer Anspielungen und Zitate aus dem bürgerlichen Drama sowie dem Schicksalsdrama wird der Untergang einer Familie dargestellt, deren Mitglieder weder Aufenthalt noch Arbeit finden können. Verwiesen auf die Ökonomie des Abjekten, die mit dem vorliebnehmen muss, was bleibt, wenn die Güter verteilt sind, enden sie in Anstalten der Ausgeschlossenen. In Büchners *Woyzeck* (1836/37) ist das Missverhältnis von unausgesetzter Arbeit und drückender Armut in jeder Szene gegenwärtig. In diesem radikal-innovativen Drama zieht der Mangel eine Beschleunigung der Zentralfigur nach sich, die so lange in Zeitnot von einer Tätigkeit zur nächsten hetzt, bis sie zusammenbricht und eine Gewalttat begeht. Mit dem Blut, das dann fließt und an die Stelle des Geldes tritt, kollabiert die Ökonomie des bloßen Lebens. Die hier vorgestellte Reihe endet mit Friedrich Hebbel. *Maria Magdalena* (1844) ließe sich als Versuch begreifen, der Ökonomie des Mangels einen hohen Ton abzugewinnen, und damit als Gegenentwurf einer Dramatik der Knappheit.

Hans-Joachim Hahn (Oxford)

Gibt Geld Geltung?

Heutige Probleme der globalen Marktwirtschaft, insbesondere die Bankenkrise, lassen es angeraten scheinen, das Thema Geld im Vormärz mit Blick auf die gegenwärtige Philosophie des Geldes zu beginnen, selbst wenn sich ein solcher Ansatz nicht konsequent durchführen lässt. Niklas Luhmann, der selbst auf Anregungen aus der Postmoderne zurückgreift, da auch er die Welt nicht aus einem Punkte kuriert wissen möchte¹, betrachtet vom Standpunkt des Soziologen aus Geld als ein weitgehend autarkes Medium, dem keine moralischen Werte untergeschoben werden können. Sein Begriff der *Autopoiesis* beschreibt den Prozess der Selbsterschaffung eines einer Monade ähnlichen, geschlossenen autonomen Systems, das sich immer wieder reproduziert. Als Kommunikationsmedium hat Geld daher keinen Eigenwert, es ist Teil eines Systems, welches die Geldverwendung erst ermöglicht. Im Verlauf ihrer Geschichte entwickelte die Geldwirtschaft „ihre eigene Dynamik außerhalb von politischen Kontrollen“, Geld wurde zum Medium schlechthin.² Luhmanns Systemtheorie ersetzt den Begriff ‚Lebenswelt‘ durch den abstrakteren von ‚Umwelt‘, ihre Steuerungsmedien ‚Macht‘ und ‚Geld‘ entlasten das Bewusstsein und gestatten es, „sich auf Zufälliges und Überraschendes einzulassen.“³ Soziale Schichtungen verlieren an Bedeutung, die Wirtschaft orientiert sich am Konsum, der Wert der Arbeit steht zur Debatte. Die Luhmann-Schüler Jochen Hörisch und Dirk Baecker haben diese Theorien erweitert und popularisiert.

Hörisch stellt Verbindungen zwischen Geld und Literatur her und weitet die Ambivalenz des Geldes zu einem Transsubstantiationsmedium aus, sodass die Abendmahlshostie zur anderen Seite der Medaille wird. Derartige ‚Codierungen‘ aber sind recht oberflächlich, sie entbehren oft des Ernstes. Eventuelle inhärente Ironien oder Dialektiken laufen Gefahr, übersehen zu

1 Vgl. Niklas Luhmann. *Soziale Systeme: Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1984. S. 14.

2 Niklas Luhmann. *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Zweiter Teilband. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1997. S. 723.

3 Norbert Bolz. „Niklas Luhmann und Jürgen Habermas. Eine Phantomdebatte“ *Luhmann Lektüren*. Hg. Wolfram Burckhardt. Berlin: Kadmos, 2010. S. 43.

werden. Ähnlich verhält es sich mit den verwendeten Beispielen: Chamisso's *Richtspruch*, mit dem dieser den Streit zwischen Simrock und Wackernagel über die Bedeutung von Schwert und Feder schlichten wollte und demzufolge „das mehrste Geld“ Recht sprechen kann, wird für Hörisch zur baren Münze⁴: Er versäumt es, das Zitat mit anderen Aussagen des Dichters in Verbindung zu bringen, etwa mit der bekannten Ballade *Die Sonne bringt es an den Tag*. Diese aber hätte gezeigt, dass Chamisso dem Geld eine absolute Rolle verweigert und es einem höheren Richtspruch unterstellt, sodass der geldgierige Raub und Mord an dem Juden in letzter Instanz gerächt wird.

Baecker bleibt auf dem Gebiet der Soziologie; seinen Ausführungen lassen sich Erkenntnisse entnehmen, die mir für die weitere Diskussion unseres Themas wichtig scheinen. Zunächst muss man den Tauschwert des Geldes beachten, der selbst wieder mit dem Faktor ‚Knappheit‘ verbunden ist, letztlich aber nur für materielle Dinge gelten kann. Von einem materialistischen Standpunkt aus gilt dieser Tauschwert allerdings auch für so transzendente Begriffe wie Liebe, Wahrheit und Glück. Bei genauerem Hinsehen zeigt sich allerdings, dass diese Dinge nur bedingt für Geld eintauschbar sind. Allerdings besteht Baecker darauf, dass das Geld ‚an sich‘ bei jedem Tausch moralfrei gedacht werden muss. Besondere Bedeutung hat für Baecker der Unruhefaktor des Geldes, für den aber die Gesellschaft verantwortlich ist. Diese Unruhe lässt sich zeitlich bestimmen; obgleich sie fast immer negativ gedacht wurde, gibt es auch einen positiven Ansatz, bei dem der Unruhe die Rolle zufällt, „die Gesellschaft aus ihrer Zufriedenheit aufzustören und sie zu zwingen, sich darauf vorzubereiten, daß Verhältnisse sich jederzeit ändern können.“⁵ Diese Unruhe ist „ein notwendiges Moment eines immer schon und nie erreichten Gleichgewichtszustands“⁶, sie kann also den Ausschlag für eine Revolution abgeben. Ähnlich wie bei Anthony Giddens gewinnt Geld dadurch einen „disembedding mechanism“, einen Mechanismus, der aus sozial festgefahrenen Bahnen ausbrechen kann.⁷

4 Jochen Hörisch. *Kopf oder Zahl. Die Poesie des Geldes*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1996. S. 193-95.

5 Dirk Baecker. „Die Unruhe des Geldes, der Einbruch der Frist“. *Rätsel Geld: Annäherungen aus ökonomischer, soziologischer und historischer Sicht*. Hg. Waltraud Schelkle und Manfred Nitsch. Marburg: Metropolis, 1995. S. 108.

6 Ebd. S. 111.

7 Ebd. S. 113.

Diese Referenzen zur Literatur aus dem Umkreis Luhmanns sind nicht nur radikal gekürzt, sie sind auch einseitig insofern, als sie bereits mit Blick auf unser Thema gelesen wurden. Im weiteren Verlauf sollen sie gegen die sozialistisch-marxistischen Thesen der Intellektuellen des Vormärz getestet werden.

Das industrielle Zeitalter führte auch in Deutschland zu einer Sinnkrise, die durch ökonomische und soziale Veränderungen bedingt wurde. Mit dem Ende des Feudalismus und im Anschluss an die liberalen Reformen Steins und Hardenbergs verloren Kleinbauern und Landarbeiter ihren gesicherten Besitz und ihr festes Arbeitsverhältnis. Die Industrialisierung verschärfte den Wettbewerb mit Handel und Gewerbe, was schließlich zur Aufhebung des Zunftwesens führen musste. Baeckers Unruhefaktor des Geldes spielte jetzt eine besondere Rolle. Das rasante Anwachsen der Bevölkerung überlagerte diese Faktoren und trug zur weiteren Störung des ökonomischen Gleichgewichts bei.⁸ Auch unter Handwerkern entstand eine Art Pauperismus, da die Jüngeren, meist Gesellen, keine Position als Meister erlangen und sich daher nicht selbständig machen konnten.⁹ Nachdem die wirtschaftlichen und sozialen Bindungen sehr volatil geworden waren, erlangte die Geldwirtschaft die Herrschaft. Die Gesellschaft wurde auf radikalste Art nach monetären Aspekten in Reich und Arm geteilt: „Geld regiert die Welt [...] Geburt und Arbeit tun's nicht, sondern das Geld gibt Geltung“.¹⁰ Andere sahen das Geld als den „Kuppler zwischen dem Bedürfnis und dem Gegenstand, zwischen dem Leben und dem Lebensmittel des Menschen“.¹¹ Das Geld wird damit sowohl als Binde- wie auch als „Scheidungsmitel“¹² verstanden und Marx, aber auch andere Zeitgenossen verbinden seine ‚Mittlerfunktion‘ mit jener Christi. So wie Christus die Menschen vor Gott repräsentiert und sich dabei selbst entäußert, so entäußert sich der Mensch: „Aber Christus ist der *entäußerte* Gott und der entäußerte *Mensch*. Gott hat nur mehr Werth, sofern er Christus, der Mensch nur mehr Werth, sofern er Christus repräsentiert.

8 Hans-Ulrich Wehler. *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*. Bd. 2. München: Beck, 1987. S. 55f.

9 Vgl. hierzu Gottfried Keller. *Die drei gerechten Kammacher. Die Leute von Sel-dwyla*.

10 Max Stirner. *Der Einzige und sein Eigentum*. Leipzig: Wigand, 1845. S. 151.

11 Karl Marx, Friedrich Engels. *Gesamtausgabe*. 1. Abtlg., Band 3. Berlin: Marx-Engels Verlag, 1932. S. 145. Hinfort in der Abkürzung MEGA mit Angabe von Abteilung und Band und Seitenzahl zitiert.

12 MEGA. Abtlg. 1, Bd. 3. 147.

Ebenso mit dem Geld.¹³ Verbindungen zwischen Religion und Geld spielen in der Entfremdungstheorie von Marx eine bedeutende Rolle, sind aber den ganzen Vormärz hindurch wichtige Beziehungsebenen, auf die wir mehrmals hinweisen werden. Das Geld entfremdet den Menschen von seinem eigentlichen Wesen, es entäußert ihn, er verkauft seinen Wert an seinen ‚Herrn‘ und wird bei diesem ‚Tausch‘ seiner Kraft und seiner Menschlichkeit beraubt. Geld gewinnt hier also über den reinen Tauschwert hinaus eine moralisch-negative Dimension.

Der moderne Pauperismus war Gegenstand zahlreicher Schriften. *Die Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste* von 1840 gibt einen wertvollen Überblick zu diesem Thema und kann als Ergänzung zu zahlreichen literarischen Arbeiten herangezogen werden. Ihr Autor verlegt den Ursprung des Pauperismus nach England und Irland und verbindet sein Entstehen mit einem rasanten Bevölkerungswachstum, einer rasch um sich greifenden Industrialisierung, aber auch mit der Lage der Landarbeiter und Pächter, die auf ihren winzigen Parzellen ihr Land „aussaugen“ müssen, nur um die Pacht bezahlen zu können, dann aber doch von ihrem Grund und Boden vertrieben werden und in Arbeitshäusern landen.¹⁴ Der Autor konstatiert eine Aufspaltung der Gesellschaft in zwei Klassen, einige wenige Reiche und ein Heer von Armen. „Diese letzte Classe wächst immer höher heran und erscheint als verbrecherisch, zucht- und sittenlos.“¹⁵ Dem *Zollverein* und dem Liberalismus wird ein Teil der Schuld angelastet. Die Abschaffung aller Privilegien, „eine durch Capital gemäßigte Gleichheit, Emancipation der Frauen, Verteilung des Vermögens bis unter 700 Franken“¹⁶ und eine allgemeine Schulbildung werden vorgeschlagen, doch weiß der Verfasser kein Universalmittel, um den Pauperismus zu beheben. Immerhin kann man aus dieser Darstellung folgern, dass der Geldverkehr als mitschuldig an diesen Verhältnissen gesehen wurde und dem Geld moralische Eigenschaften zugewiesen werden. Ein anonym verfasster Artikel in der *Deutschen Vierteljahrsschrift* von 1847 dagegen ist weniger kritisch, sondern betrachtet Geld wertneutral als modernes Tauschmittel und greift auf marktpolitisch liberale Mittel zurück, um den Pauperismus zu beheben. Neben einer Rückkehr zur

13 MEGA. Abtlg. 1, Bd. 3. 532.

14 Buddeus. „Pauperismus“. *Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste*. Hg. J. E. Esch und J. G. Gruber. Leipzig: Brockhaus, 1840. S. 242.

15 Ebd. S. 241.

16 Ebd. S. 259.

Religion und einer allgemeinen Schulbildung werden eine umfassende Produktionssteigerung und die Stärkung des Zollvereins empfohlen.¹⁷

Engels' Schrift „Die Lage der arbeitenden Klasse in England“ ist in ihrer Auslegung der Fakten wesentlich kritischer, allerdings vor allem auf England und Irland beschränkt. Ausgehend von der These, „das Geld ist der Gott dieser Welt“, entwickelt er die Antithese, dass der Bourgeois dem Proletarier sein Geld nimmt und ihn dadurch zum „praktischen Atheisten“ macht, sodass dieser die gesellschaftliche Ordnung missachtet.¹⁸ Während er den ‚Bourgeois‘ als „Geldmenschen“ verabscheut, beschreibt er den Arbeiter als „viel unbefangener [..., er] sieht nicht alles durch die Brille des Eigennutzes“.¹⁹ Auch für Engels ist das Geld unmoralisch, da es den Bürger zu „Habsucht und Geldgier“ verleitet und dieser auf materialistische Weise den Arbeiter nicht mehr als Menschen, sondern als bloßes Mittel beschreibt.²⁰ Selbst die Kirche sei von diesem bürgerlichen Egoismus befallen, indem sie die Arbeiter nur durch Bestechung und Drohungen zum Kirchgang zwingt.²¹

Der Pauperismus in England und Irland hat auch in der ‚schöngeistigen‘ Literatur seinen Niederschlag gefunden. Georg Weerths Hymne *Die Industrie*, im *Bürgerbuch von 1845* erstmals erschienen²², folgt rein formal Schillers *Die Götter Griechenlands*²³, verwandelt aber dessen nostalgische Sehnsucht nach der „schöne[n] Welt“ in ein Lob menschlicher Erfindungsgabe. Weerth sieht die Industrie dialektisch, einerseits als „herrliche Entfaltung“ des menschlichen Genius, andererseits als „Geißel“, welche die Armen „zu unerhörter Fron“ treibt. Die Synthese verbleibt in der Utopie; zwar lindert die Industrialisierung „der Arbeit Not“, allerdings erst, wenn die Arbeiter ihre Ketten gesprengt und sich aus ihrer Knechtschaft befreit haben und frei von materieller Not die Natur genießen können. In den *Liedern aus Lancashire* und Gedichten über Irländer wird dagegen ein düsterer Ton laut.

17 Deutsche Vierteljahrsschrift (1847), S. 376-388.

18 Friedrich Engels. *Die Lage der arbeitenden Klasse in England und andere Schriften vom August 1844 bis Juni 1846*, in MEGA. Abtlg. 1, Bd. 4. S. 114.

19 Ebd. S. 123.

20 Ebd. S. 261.

21 Ebd. S. 255.

22 Georg Weerth. *Sämtliche Werke*. Bd. 1. Berlin: Aufbau, 1956. S. 41-44. *Deutsches Bürgerbuch für 1845*. Hg. Rolf Schloesser. Köln: Leske, 1975. S. 346-48.

23 Vgl. Werner Feudel. „Georg Weerth und die sozialistische deutsche Literatur“. *Georg Weerth. Werk und Wirkung*. Hg. Akademie der Wissenschaften der DDR, Zentralinstitut für Literaturgeschichte. Berlin: Akademie, 1974. S. 11-27.

Ein Schneider nimmt sich, von Armut getrieben, das Leben, *Die hundert Männer von Haswell*, die einem Grubenunglück zum Opfer fallen, lassen Not leidende Familien zurück. *Der alte Wirt in Lancashire* berichtet von brutalster Ausbeutung der Arbeiter durch ihre Arbeitgeber. Zornig wird in „York und Lancashire“ der Not der schlesischen Weber gedacht. Die Markentänderin *Mary* schickt ihr in Liverpool verdientes Geld nach Irland zurück, um dort den Aufstand gegen „die Rose England“ zu schüren, gemeinsam mit Daniel O’Connell, der Irland aus den Banden Englands befreien werde.²⁴ Der Mangel an Geld wird in diesen Gedichten der undemokratischen Herrschaftsstruktur angelastet. Er mündet fast immer in einer Schilderung der konkreten Armut der Arbeiter, suggeriert aber nur selten eine Lösung durch industrielle oder politische Aktion, was in der damaligen Lage auch utopisch gewesen wäre.

Freiligraths *Irische Witwe* (1835)²⁵, obgleich sehr subjektiv und langatmig sentimental, berichtet vom Tod ihres einzigen Sohns, der auf Befehl eines Priesters erschossen wurde, weil die Witwe mit ihren steuerlichen Abgaben in Verzug geraten war. Der realistische Ton verfehlt zwar nicht seine Wirkung, doch verliert das Argument an Schärfe, auch wenn die pekuniäre Not voll zum Ausdruck kommt. Politisch wesentlich stärker ist *Irland* (1847)²⁶, wo der agrarische Pauperismus an Beispielen illustriert und Anklage gegen die englische Aristokratie erhoben wird, die „in London und Paris / den Spieltisch unterm Gold sich biegen“ lasse, selbst aber zu „blasiert und stumpf“ und „faul“ sei, um das potenziell reiche Land zu kultivieren. Das im *Bürgerbuch* veröffentlichte Gedicht *Eine Proletarierfamilie in England*²⁷ ist die Übersetzung eines der *Corn Law Rhymes* von Ebenezer Elliott. Das Gedicht richtet sich gegen die *Cornlaws* (1815-1846), von Elliott als ‚Brottaxe‘ beschimpft, wodurch Hunger und Armut zugunsten der reichen Großgrundbesitzer verbreitet werden.

Bevor wir uns den pekuniären Nöten des Industrieproletariats in Deutschland zuwenden, kurz einige Beobachtungen zum agrarischen Pauperismus des frühen Vormärz. Georg Büchners *Hessischer Landbote* (1834) ist trotz mancher Einwände ein gutes Beispiel. Die Tatsache, dass der

24 Weerth. *Sämtliche Werke*, Bd. 1, S. 52, 53, 55, 58-60.

25 Ferdinand Freiligrath. *Werke in neun Bänden*. Einl. Schmidt-Weissenfels. Berlin, Leipzig: Th. Knaur Nachf. [1905]. Bd. 1, S. 77-82.

26 Freiligrath. *Werke*. Bd. 5, S. 13f.

27 *Bürgerbuch*. S. 357f.

radikale Demokrat Pastor Friedrich Ludwig Weidig das Dokument umgearbeitet und mit eigenen Passagen erweitert hat, ist hier kaum von Belang. Zum einen sind die Passagen Weidigs bekannt²⁸, zum anderen geht es hier nicht so sehr um das Werk Büchners, sondern um die Darstellung des Pauerismus unter der Landbevölkerung. Auch die relative Wirkungslosigkeit des Flugblattes ist nur von rezeptionsgeschichtlichem Interesse: Die Empfänger des Pamphlets lieferten dieses sofort bei der Polizei ab. Die juristischen Maßnahmen gegen die Verfasser demonstrieren aber, dass zumindest die Regierung sehr beunruhigt war und derartige Aktivitäten mit aller Härte zu unterbinden suchte.²⁹ Die kaum noch überschaubare Büchner-Forschung befasste sich nur selten mit der Bedeutung des Geldes und sieht dies auch jetzt noch vor allem als rhetorisches Stilmittel.³⁰ Hans Mayer aber hat bereits 1946 auf Büchners Prognose einer „Geldaristokratie“ hingewiesen, welche an die Stelle der Feudalaristokratie zu treten drohe.³¹ Büchner jedoch geht es nicht nur um Geld als Mittel der Bereicherung, Geld wird auch als Mangelware gesehen, das die Notleidenden ihrer Menschlichkeit zu berauben droht. Wie in anderen Dokumenten des Vormärz wird auch im *Landboten* Geld mit biblischen Anspielungen verbunden, die wohl aus Büchners Feder stammen, da ähnliche Textstellen auch im *Woyzeck* nachweisbar sind. Geld wird nicht nur mit den Armen, sondern auch mit dem Leib Christi in Verbindung gebracht: „Dies Geld ist der Blutzehnte, der vom Leib des Volkes genommen wird.“³² Das Opfer Christi wird hier mit jenem der Bauern verglichen; in beiden Fällen geht es um das unschuldige Blutvergießen für andere. Die staatliche Ordnung wird als undemokratisch angeprangert, sie dient ausschließlich dem Großherzog. Die Rhetorik des Blattes ist zwar stark emotional gefärbt, verfehlt aber selbst heute nicht ihre Wirkung, da die ihr unterlegten Fakten es darauf anlegen, den Zorn der Leser zu erregen: „700 000 Menschen

28 Burghard Dedner. „Zu den Textanteilen Büchners und Weidigs im *Hessischen Landboten*“. *Georg Büchner Jahrbuch* 12 (2009-2012): S. 77-141.

29 Vgl. die Biographie Pastor Weidigs in *ADB* 41 (1896). S. 450-53.

30 Dieter Till. „Deutschland ist jetzt ein Leichenfeld, bald wird es ein Paradies sein.“ Die Rhetorik der Revolution im *Hessischen Landboten*. *Georg Büchner Jahrbuch* 12 (2009-2012). S. 3-23.

31 Hans Mayer. *Georg Büchner und seine Zeit*. Neuausgabe Frankfurt/M.: Suhrkamp. 1972. S. 217.

32 Georg Büchner. *Sämtliche Werke und Briefe*. Bd. 2. Hg. Werner R. Lehmann. Hamburg: Christian Wegner, 1971. S. 36. Weitere Zitate aus Büchners Werk werden im Text mit Bandnummer und Seitenzahl in Klammern zitiert.

bezahlen dafür [für die Ordnung] 6 Millionen [...] In Ordnung leben heißt hungern und geschunden werden.“ (2, 36) Die Regierungskosten für das Großherzogtum belaufen sich auf 6 Mio. Gulden pro Jahr, nach heutigem Wert etwa € 12,6 Mio.³³ Das Durchschnittseinkommen für Arbeiter und Gesellen betrug 1830 etwa 288 Mark oder 120 fl³⁴, war bei Landarbeitern oder Kleinbauern aber sehr viel niedriger. Knechte und Mägde verdienten zwischen 23-25 fl [€ 42] jährlich³⁵, eine Summe weit unter dem Existenzminimum, selbst wenn Unterkunft und Nahrung meist kostenfrei waren. Wenn man bedenkt, dass dieses Einkommen wohl vier bis sechs Menschen zu versorgen hatte, so belaufen sich die Abgaben, grob geschätzt, auf zwischen 30 bis 40 Prozent des verfügbaren Einkommens. Wie die Ausgaben für Inneres und Justiz suggerieren, hinderten sie das Entstehen eines Rechtsstaats, da diese Ordnung für die meisten Menschen nur aus einem „Wust von Gesetzen [...], meist geschrieben in einer fremden Sprache“ (2, 38) bestand. Auch die Pensionskosten für Regierungsdienstler, Staatsminister und den Staatsrat, die Polizei, das Finanzministerium, das Militär, das großherzogliche Haus samt Hofstaat und die Landstände werden aufgeführt. Hinzu kommen Bestechungsgelder für die Justiz, „seit Jahrhunderten die Hure der deutschen Fürsten“ (2, 38). Zwar ist auch hier, mit Luhmann zu reden, das Geld autark und frei von moralischer Wertschätzung, doch gilt dies keineswegs für die Zusammenhänge, mit denen es verbunden wird.

Ein Großteil des *Landboten* basiert auf kommerziellen Erwägungen, die benutzt werden, um die absolutistische Knechtschaft eines Landes anzuprangern, welches von einem „Wesen“ regiert wird, das „so nackt und weich in die Welt wie ihr“ kroch, dennoch aber „Gewalt über euer Eigentum durch die Steuern [hat], die es ausschreibt, über euer Leben durch die Gesetze, die es macht [...]“ (2, 44). Auf diese pekuniären Aufzählungen – bestimmt, den Zorn des Lesers zu wecken – folgt die Aufforderung zur Befreiung von solcher Knechtschaft, wobei die französischen Revolutionen von 1789 und

33 Vgl. die Umrechnungstabelle unter http://de.wikipedia.org/wiki/Freie_Stadt_Frankfurt.

34 Jürgen Kocka. *Arbeiterverhältnisse und Arbeitstendenzen. Grundlagen der Klassenbildung im 19. Jahrhundert*. Bonn: J. H. W Dietz Nachf., 1990. S. 496.

35 Klaus Tenfelde. *Arbeiter, Bürger, Städte. Zur Sozialgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2012. S. 61. Zur Umrechnung von Talern zu Gulden vgl. <http://www.genealogienetz.de/privat/flacker/muenzen.html>. Die in eckigen Klammern gegebenen Werte beziehen sich auf ein Montaseinkommen in €.

1830 als Lehrstücke dienen: Die Deutschen sollen den Franzosen nacheifern und die erbliche Königswürde abschaffen, um daraufhin eine neue Obrigkeit frei nach demokratischem Muster einzusetzen. Gewisse Fehler der Franzosen dienen als Warnung vor Kompromissen, etwa dem einer konstitutionellen Monarchie, die nichts ist „als leeres Stroh, woraus die Fürsten die Körner sich herausgeklopft haben“ (2, 50).

Auch in Büchners *Woyzeck* (1837) spielt Geld eine beachtliche Rolle. Das verzweifelte Zusammenleben dieser Kleinstfamilie, die aus pekuniären Gründen „ohne den Segen der Kirche“ (1, 414) existiert, der inhumane Broterwerb Woyzecks, der dem Arzt als Versuchskaninchen dienen muss und die darauf folgende Psychose, die nebst anderen Erniedrigungen seine Mannhaftigkeit schwächt und zum Mord an Marie führt, lassen sich alle auf schlimmsten Geldmangel zurückführen. In der Forschung sind diese Dinge oft nicht ausreichend beachtet worden, sodass das revolutionäre Potenzial des Dramas vernachlässigt und sein Verfasser lediglich als enttäuschter Fatalist dargestellt wurden. Im Gegensatz zu den wohlhabenden höheren Ständen kann sich Woyzeck kein Gewissen leisten, ist sein Leben gehetzt, seine Moral mit den bürgerlichen Auffassungen unvereinbar, und er verurteilt, „in der und der andern Welt“ „unselig“ sein zu müssen (1, 415). Da er sich die bürgerliche Tugend nicht leisten kann, kommt ihm eben „nur so die Natur“; der „*musculus constrictor vesicae*“ (1, 417) hat nicht die vom Doctor geforderte Freiheit, sich in seiner verkauften Individualität zu verklären³⁶, und Marie, obgleich ihrer Menschlichkeit bewusst, muss dennoch der Natur folgen und sich den Lockungen des Tambourmajors hingeben. Geld oder Mangel an Geld entscheiden letztlich darüber, ob ein Mensch einen freien Willen haben kann. Die Schuldzuweisung des Doctors wird von Woyzeck zurückgewiesen. Auf den Vorwurf der Immoralität antwortet Woyzeck dem Hauptmann: „Geld, Geld! Wer kein Geld hat. – Da setz einmal eines seinesgleichen auf die Moral in der Welt!“ (1, 415). Woyzeck – und Büchner durch ihn – ist Materialist und als solcher auch ein Befürworter der Revolution, selbst wenn die Bedingungen dafür in Deutschland noch nicht reif waren.

36 *Woyzeck* (1,119), ganz offensichtlich ein Hinweis auf die ‚Willensfreiheit‘, wie sie im deutschen Idealismus gelehrt wurde, hier allerdings karikaturistisch vereinfacht. In *Woyzeck* stehen sich Willensfreiheit und Determinismus gegenüber, so hat das Pferd des Marktschreiers die „doppelte Raison“, während Woyzeck und Marie als willenlos beschrieben werden.

Ein Vergleich mit Droste-Hülshoffs *Die Judenbuche* (1842), die in etwa um die gleiche Zeit entstand, ist lohnend, wenn man in beiden Fällen das Faktum ‚Geld‘ in den Mittelpunkt stellt, ein Thema, das von der Droste-Forschung bisher höchstens oberflächlich, wenn überhaupt beachtet wurde.³⁷ Drostes ‚Kriminalgeschichte‘ ist zwar konservativ geprägt, doch ergeben sich zahlreiche Berührungspunkte, so etwa das Landleben, der Pauperismus und kriminelle Belange. *Die Judenbuche* lässt sich ihrer Struktur nach in drei thematisch aufeinander bezogene Bereiche unterteilen. Gleich eingangs wird der Leser in ein zwar malerisches, aber ärmliches Dorf eingeführt, das sich in einem „abgeschlossenen Erdwinkel ohne Fabriken und Handel“ befindet und in welchem „die Begriffe der Einwohner von Recht und Unrecht einigermaßen in Verwirrung geraten“ sind, sodass sich neben dem „gesetzlichen ein zweites Recht gebildet, ein Recht der öffentlichen Meinung“.³⁸ Diese mündlich überlieferte Rechtsauffassung toleriert den Waldfrevel, da das Holz frei wachse und daher „niemand angehören“ könne (8).³⁹ Der Mord an Förster Brandes wird von der Gemeinde toleriert; er und die anderen Morde lassen sich auf Geldgier zurückführen, doch bleiben die Zusammenhänge zwischen Geld und Eigentum undurchsichtig.

Auf einer zweiten Ebene spielt das Schrifttum eine wichtige Rolle, sowohl in Form von Gesetzen als auch in geprägtem Geld. Beide sind antinomisch mit der jüdischen Gestaltung von Geschichte verbunden. Gleich zu Beginn behauptet die Erzählerin, das schriftliche Recht sei „seelentötend“, das „innere Rechtgefühl“ grundsätzlich fester und gewissenhafter (3). Der ‚Held‘ Friedrich verlässt als Jüngling sein Elternhaus und tritt, ganz im Sinne romantischer Ethik, in die Zeit der Vernunft und der Aufklärung ein, ein Reich der Sünde.⁴⁰ Anwendlungen des „Ehrgeizes und Hanges zum Großtun“ sind die Folge; er erklärt der Mutter: „Mein Spielen ist vorbei, ich muß jetzt Geld verdienen“ (14). Dem wachsenden Ehrgeiz folgt ein „Geldmangel“ (16), der Friedrich in die Hände des Juden Aaron treibt, sodass er diesen schließlich

37 Ulrich Gaier. *Annette und das Geld. Die Droste, die Schriftstellerei, Das Fürstenthäuschen*. Konstanz: Stadler, 1993. S. 7-9.

38 *Annette von Droste-Hülshoff. Historisch-kritische Ausgabe*. Hg. Walter Hüge. Bd. V.2. Tübingen: Niemeyer, 1984. S. 3f. Weitere Zitate im Text in Klammer mit Seitenzahl.

39 Vgl. hierzu Richard Hölzl. *Umkämpfte Wälder. Die Geschichte einer ökologischen Reform in Deutschland 1760-1860*. Frankfurt/M.: Campus, 2010.

40 Man vergleiche diese Entwicklung z. Bsp. mit der bei Novalis in ‚Die Christenheit oder Europa‘ dargestellten Ethik.

aus verletztem Ehrgefühl ermordet. Die potenziell judenfeindliche Haltung der Geschichte darf nicht mit Antisemitismus verwechselt werden; hier liegen vielmehr ethisch-religiöse Überlegungen zugrunde, die ihrerseits wieder mit einer negativen Codierung von Geld zusammenhängen. Selbst Friedrichs Mutter, ganz in ihrem Milieu zuhause, kann den Verlockungen des Geldes nicht widerstehen, obgleich sie Friedrichs bei Simon verdientes Geld mit Grauen ablehnt. Aarons Witwe fordert für den Tod ihres Mannes „Gerechtigkeit!“ (30). Aus ihrer Ohnmacht erwacht, kann sie nur „Aug’ um Auge, Zahn um Zahn!“ (31) stammeln, die Worte, womit Moses die von Gott erhaltenen Zehn Gebote kommentiert⁴¹ und damit das alttestamentarische Rechtsempfinden festschreibt. Dieses Rechtsempfinden lässt sich mit der kosmologischen Ethik der Kabbala in Verbindung bringen, insbesondere mit deren metaphysischer Naturharmonie, die durch das schriftliche Gesetz gesichert wird.⁴² Um ihr Recht durchzusetzen, kauft die jüdische Gemeinde für eine beachtliche Summe den Baum, unter dem die Leiche Aarons gefunden wurde, und versieht ihn mit einer die Mosaische Gesetzesstrenge fordernden Inschrift. Geld und Gesetz treffen hier in ihrer schriftlichen Bestimmtheit zusammen.

Auf einer dritten Ebene bringt Droste die christliche Ethik in die Geschichte ein. Zwar wird man wohl kaum von einem streng dialektischen Aufbau der *Judenbuche* sprechen können, prinzipiell aber lässt sich ein Hegel’sches Fortschreiten, ein zu sich selbst kommen nachweisen. Die ‚Synthese‘ beginnt mit Friedrichs Rückkehr, aber bereits vorher schimmern immer wieder christliche Elemente durch: Die Mutter ermahnt Friedrich wiederholt zum Gebet und einem frommen Leben; der junge Friedrich teilt seine Speise mit dem brotlosen Johannes. Diverse Ansätze zu einem christlichen Leben aber scheitern immer wieder, so etwa, als er zur Beichte gehen will, aber durch die Sophistik seines Onkels davon abgehalten wird. Friedrich kehrt am Heiligen Abend in sein Dorf zurück. Von ferne lauscht er einem Weihnachtslied, wird von Rührung übermannt und stimmt in das Gebet ein. Mittellos sucht er Obdach bei den Leuten und wird, obgleich er „kein Geld“ (36) hat, gastlich aufgenommen. Er dankt mit „Gottes Lohn“ (36). Auch

41 2. Moses, Kap. 21, Vers 24f.

42 Andreas Kilcher, Detlef Kremer. „Romantische Korrespondenzen und jüdische Schriftmagie in Drostes *Judenbuche*“. Ernst Ribbat (Hg.). *Dialoge mit der Droste. [Kolloquium zum 100. Geburtstag von Annette von Drost-Hülshoff]*. Paderborn:Schöningh, 1998. S. 259f.

die Gutsherrschaft erweist ihm Nächstenliebe, allerdings verkennt sie seine wahre Identität. Friedrich aber scheitert bei dem Versuch, in eine christliche Gemeinschaft zurückzukehren. Er erhängt sich an der Buche und wird „im September des Jahres 1789“ begraben (42)⁴³, also zu einem Zeitpunkt, als die französische Nationalversammlung den Ständestaat abschaffte. Einige Groschen und silberne Knöpfe sind alles, was von ihm zurückbleibt.⁴⁴ Die dialektische Aufhebung der alttestamentarischen Ethik geschieht eindeutig in dem Vorspruch zur *Judenbuche*, der als integrales Element den Rahmen zu ihrem Verständnis abgibt.⁴⁵ Das Gedicht kommentiert den Vers aus dem Johannesevangelium „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie [Ehebrecherin]“.⁴⁶ Die Wörter „Stein“, „Hand“, „Wagschal“ umspielen Zusammensetzungen wie „verkümmert Seyn“, „Des Vorurtheils geheimen Seelendieb“ und „Leg hin die Wagschal“ und münden in dem Ausruf „Laß ruhn den Stein – er trifft dein eignes Haupt! –“ (105), geben also der christlichen Botschaft das letzte Wort und verdammen die mit dem alttestamentarischen Judentum verbundene Geldherrschaft.

Um diese Ausführungen näher mit dem Thema dieses Bandes zu verbinden, hier ein Vergleich der Bedeutung von ‚Geld‘ bei der Droste und bei Büchner. Wo diese Geld als den biblischen Mammon, ein gefährlich verwerfliches Medium betrachtet, welches das Seelenheil des Menschen gefährdet, sieht Büchner Geld als ein an sich wertneutrales Tauschmittel, mit dem sich Macht und Reichtum erwerben lassen. Nicht das Geld selbst, sondern der Mangel an Geld und seine obszöne Verteilung sind das *Skandalon*, das es zu beheben gilt. Die sich daraus ergebende ‚Unruhe‘ (Baecker) wird ihrerseits die Gesellschaft aufrütteln und zu einer künftigen Revolution beitragen.

Zusammenhänge von Geld, Judentum und Sozialismus wurden im Vormärz in einer Reihe von Schriften diskutiert. Die Verbindung von Judentum und Geld wird als historisch gewachsenes Faktum dargestellt, so etwa von Karl Grün in dessen Schrift gegen Bruno Bauer. Grün zeigt, dass der

43 Die *Historisch-Kritische Ausgabe* schreibt 1788, Handschrift 8 erwähnt 1795.

44 Ein Vergleich mit Chamisso's *Die Sonne bringt es an den Tag* wäre lohnend. Bei diesem fehlt die Dialektik gänzlich, auch die Mosaische Ethik wird im Klatsch der Ehepartner verharmlost.

45 Walter Hüge (*Historisch-Kritische Ausgabe*) bezweifelt dies, Winfried Woessler aber hat „keinen Zweifel an der Verfasserschaft der Droste“. Vgl. Winfried Woessler, „Der Vorspruch der *Judenbuche*“, *Droste-Jahrbuch* 8 (2009/2010): S. 105.

46 *Evangelium Johannis*. Kap. 7, Vers 8.

Finanzwucher nicht an das Judentum gebunden ist. Da der christliche Staat aber die Juden aus allen Korporationen und Ständen ausschloss und sie im deutschen Raum nichts erwerben konnten als „Mobilien und Geld“⁴⁷, sie außerdem um ein Vielfaches stärker besteuert wurden als andere Bürger, so sei die Geldwirtschaft ihr eigentliches Handwerk geworden. Während Fürsten und Edelleute einen „Geldrespekt“ vor den Juden hatten, habe der Pöbel sie verachtet und misshandelt; erst ihre in Folge der Französischen Revolution erlangte Emanzipation habe bewiesen, dass sie als Staatsbürger ihre „Empfänglichkeit für Wissenschaft, Staat und Kunst an den Tag“ legen und außerordentliche Leistungen erbringen konnten.⁴⁸ Der Wiener Kongress drohte diese Emanzipation wieder rückgängig zu machen.⁴⁹ National gesinnte, konservative Schriftsteller wie Wolfgang Menzel verbanden die Schriften des Jungen Deutschland aufs Engste mit einem Judentum, das es vor allem auf Sinnlichkeit und Geld abgesehen habe. Menzel zufolge wollen Juden und Franzosen „das stille Erbtheil unserer inneren Nationalität vernichten, ein reines Gemüth vergiften und jenen ätzenden Verstand zum alleinigen Richter unserer Gedanken machen“.⁵⁰ Natürlich geht es auch hier wieder um die stereotypischen Zusammenhänge zwischen Geld und Judentum. Antijüdische Äußerungen, welche die Juden mit Wucher und Geldgier assoziieren, finden sich auch unter Frühsozialisten, selbst Engels spricht im Rahmen seiner Kritik an der geldgierigen Bourgeoisie von „Schacherjuden“.⁵¹ Der Ursprung des linken Antijudaismus lag in Frankreich und Russland: Saint Simon betrachtete den Judaismus als „Inbegriff der Geldwirtschaft“, und Bakunin sah „die ganze jüdische Welt [als eine] ausbeuterische Sekte“.⁵²

Zahlreiche jüdische Intellektuelle aber wollten sich von diesem Stereotyp befreien. Moses Hess, selbst stark von den Pantheismusgedanken Spinozas beeinflusst, versuchte die jüdische Religion in einen transreligiösen

47 Karl Grün. *Die Judenfrage. Gegen Bruno Bauer*. Darmstadt: Leske, 1844. S. 39.

48 Ebd. S. 41.

49 Horst Lademacher. *Moses Hess in seiner Zeit*. Bonn: Röhrscheid, 1977. S. 22.

50 Wolfgang Menzel. *Literaturblatt von 1833*. Zitiert nach Jakob Weil. „Das junge Deutschland und die Juden“. *Politische Avantgarde 1830-1840. Eine Dokumentation zum ‚Jungen Deutschland‘*. Hg. Alfred Estermann. Bd. 1. Frankfurt/M.: Athenäum, 1972. S. 300f.

51 Engels, „Die Lage“ (wie Anm. 18), S. 262.

52 Zitiert nach Thomas Assheuer. „Linker Antisemitismus. ‚Wie das Gewitter in der Wolke‘“. *Die Zeit*. Nr. 11. 7. März, 2013.

Humanismus zu integrieren und entwickelte die Idee des wahren Sozialismus, der auch auf Marx einen tiefen Einfluss ausüben sollte. Hess sah in dem Gegensatz von Geist und Materie den „Todesstoß für jeden Rest von Gleichheit unter den Menschen.“⁵³ Für Hess war die jüdische Religion in die christliche integriert worden, die ihrerseits wieder durch Reformation und Aufklärung zu einer neuen Größe mutierte. Diese Entwicklung ist selbst Teil einer Wandlung vom Polytheismus über den Monotheismus zum Pantheismus. Über Spinoza gelangt Hess zu der Erkenntnis, dass Gott das Leben selbst ist und dieser sich „nicht mehr bloß in Ahnungen des *Gemüthes*, sondern im hellen Licht des *Verstandes*“ offenbart (156). Eine jüngste Konsequenz dieser Entwicklung war die Französische Revolution, deren Früchte zwar noch nicht vollständig gereift waren, die aber den ersten Versuch darstellte, „die Weltgeschichte in ihrer Ganzheit und Gesetzmäßigkeit aufzufassen“ (210). Ihr in die Zukunft projiziertes Ziel ist die Vereinigung von „Einheit und Gleichheit im Volke“ (235), verstanden als der wahre Sozialismus, basierend auf einer „Gütergemeinschaft“ (249), in welcher der Begriff der Gleichheit am reinsten zum Ausdruck komme. Hess präzisiert die Idee eines wahren Sozialismus im *Bürgerbuch*. Die gegenwärtig existierende staatsbürgerliche Freiheit wird als unvollkommen abgetan, da sie noch vom Geld abhängig sei. Seine Polemik richtet sich gegen den Liberalen John Prince-Smith und dessen Begriff eines Geldstaates. In diesem gäbe es einerseits Produkte im Überfluss, während andererseits ein Teil der Bevölkerung in größter Armut lebe, „in Thierheit versunken, das Nöthigste entbehrend, ohne Bildung, ohne Brod, ohne Kleidung, ohne Obdach. Die Menschen und ihre Produkte sind von einander getrennt – und beide verderben.“⁵⁴ Eine Befreiung aus diesem Geldstaat aber kommt unter anderem aus diesem selbst, insofern alle Formen von „Concurrenz“ auf Egoismus beruhen, dieser aber „im Zusammenwirken und Austausch unserer durch humane Bildung entwickelten Kräfte, Talente und Fähigkeiten“ überwunden wird (B28). Hess unterscheidet zwischen dem wirklichen Vermögen des Menschen, das durch Erziehung entwickelt wird, und einem

53 Moses Hess. *Die heilige Geschichte der Menschheit*. Stuttgart: Heidelberger Verlagshandlung, 1837. S. 238. Weitere Seitenangaben zu diesem Werk erfolgen im Text nach Zitat in Klammern.

54 Hess. „Über die Noth in unserer Gesellschaft und deren Abhilfe“. *Bürgerbuch*. S. 25. Weitere Seitenangaben zu diesem Essay erfolgen im Text nach dem Zitat in Klammern mit einem vorangestellten B.

nur chimärischen Geldwesen. Die Aufspaltung in beide Formen aber muss durch eine Überwindung des menschlichen Individualismus erfolgen; hier arbeitet Hess wieder mit religiösen Argumenten. Er ortet die „Keime aller Laster [...] im antisozialen Leben“ und glaubt, durch Menschenliebe und Humanität diesen wahren Sozialismus zu erlangen: „Organisiert Euch, einigt Euch in der *Wirklichkeit*, und Ihr besitzt alles Vermögen, das Ihr so lange vergebens *außer* Euch, im Gelde suchtet, in Euren Thaten und Werken“ (B38). Die Sklaverei des Geldes erfasse alle Schichten der Gesellschaft, wir könnten uns nur durch Selbstbestimmung von ihr befreien. Ähnlich wie Büchner im *Landboten* kritisiert Hess am Ende seiner Ausführungen die französischen Sozialisten und Kommunisten, da sie noch nicht „über die Kategorie der Lohnarbeit hinaus gekommen“ seien und „den Lohn der Arbeit als äußerliche Belohnung“ auffassten, aber nicht begriffen, dass man einen „socialen Zustand“ schaffen müsse, „in welchem jeder den Lohn für seine sociale Thätigkeit in dieser selbst“ finde (B46).

Auch Karl Marx und Ludwig Börne müssen in diesem Zusammenhang kurz erwähnt werden. Hess bewunderte den jungen Marx als „den größten und vielleicht einzigen jetzt lebenden *eigentlichen Philosophen*.“⁵⁵ Marx selbst wurde von Hess stark beeinflusst und hat ihn erst im *Kommunistischen Manifest* indirekt kritisiert, in dem er den wahren Sozialismus als zu idealistisch und den gegebenen ökonomischen Zuständen nicht gerecht werdend hinstellte. Die wahren Sozialisten hätten das Proletariat noch nicht als Klasse definiert, sondern begnügten sich mit dem Begriff des Pauperismus. Da sie nur die Ideen der französischen Sozialisten übernahmen, die tatsächlichen ökonomischen Zustände aber ignorierten, hätten sie „die französische sozialistisch-kommunistische Literatur [...] förmlich entmannt.“⁵⁶ Ähnlich wie bei Feuerbach kritisiert Marx auch bei Hess eine „Umkehrung der realen Verhältnisse zwischen Denken und Sein“⁵⁷, sodass in dessen idealistisch-utopischer Ideologie das Denken das Sein bestimme, während vom wissenschaftlichen Materialismus her das Sein das Bewusstsein bestimmen müsse. Auch hinsichtlich der Säkularisation des Judentums vertritt Marx das Supremat des Seins über das Denken, indem er die völlige Emanzipation von Reli-

55 Brief an Auerbach, zitiert nach Lademacher. *Moses Hess in seiner Zeit*. S. 45.

56 „Der deutsche oder der ‚wahre‘ Sozialismus“. MEGA. 4. S. 462.

57 Auguste Cornu. *Die Herausbildung des Historischen Materialismus in Marx' ‚Thesen über Feuerbach‘, Engels ‚Die Lage der arbeitenden Klasse in England und die ‚Deutsche Ideologie‘ von Marx und Engels*. Berlin: Akademie, 1967. S. 20.

gion und Philosophie befürwortet. Auch die Religion nämlich entfremde den Menschen von sich selbst: „Je mehr der Mensch in Gott setzt, je weniger behält er in sich selbst.“⁵⁸ In der Auffassung von Geld als der radikalsten Entfremdung des Menschen geht Marx ebenfalls weiter als Hess. Geld besitze nämlich auch die Macht über immaterielle, geistige Werte: „Dinge, die an und für sich keine Waren sind, z. B. Gewissen, Ehre usw. können ihren Besitzern für Geld *verkäuflich* sein und so durch ihren Preis die Warenform erhalten. Ein Ding kann daher formell einen Preis haben, ohne einen Wert zu haben.“⁵⁹ Das Geld hat also Macht über wirkliche materielle und unwirkliche ideelle Güter; es ist daher vom Menschen unabhängig und, schlimmer noch, es kann dem Menschen seine Menschlichkeit rauben.

Börne beschäftigte sich schon in seiner Jugend mit dem Thema Geld. Sein Essay „Von dem Gelde“ (1808) kann hier aber nur am Rande erwähnt werden, da er nicht in die Epoche des Vormärz fällt. Er definiert Geld als ein Tauschmittel, dessen Einführung die menschliche Gesellschaft auf eine höhere Entwicklungsstufe stellte, als dies der Warentausch zuvor ermöglichte. Erst in reiferen Jahren erkennt er die historischen Zusammenhänge zwischen Judentum und Geld. In seinen Aphorismen ironisiert er diese Zusammenhänge, wobei er die Juden als „Lumpenvolk“ bezeichnet, das durch seine Geldgeschäfte bewerkstellige, dass die ausgebeuteten Armen in den Himmel kämen „und die Christenheit [...] mit Beschämung erfahren [wird], daß sie der Judenschaft ihre ewige Seligkeit zu verdanken hat.“⁶⁰ Die Judenschaft sei überdies für das europäische Gleichgewicht verantwortlich, das sie mit ihrem Geld manipulierte. Obgleich die Juden damit die Herrschaft über die Welt ausübten, nähmen sie diese nicht direkt in Anspruch, da sie wüssten, „daß sie, gleich dem Rasen, um so frischer grünen, je mehr sie getreten und geschlagen werden.“⁶¹ Die Verbindung zwischen der Geldaristokratie der Juden und der Adelsaristokratie wird zu einem Schlüsselthema für Börne. Zum einen erkläre es den allgemeinen Hass auf die Juden, zum andern aber deren immensen Reichtum, sodass das Haus Rothschild über mehr Einfluss verfüge als die Habsburger Monarchie.⁶² Im Grunde aber ver-

58 MEGA. 3. S. 83. Vgl. auch „Bruno Bauer: Die Judenfrage“. MEGA. 1. S. 347f.

59 MEGA. 23. S. 117.

60 Ludwig Börne. *Sämtliche Schriften*. Hg. Inge und Peter Rippmann. Bd. 2. Düsseldorf: Joseph Melzer, 1964. S. 295.

61 Ebd. Bd. 2. S. 307.

62 Ebd. Bd. 3. S. 484.

dammt Börne das jüdische Geldwesen, gleichzeitig aber auch den Geiz der Deutschen, die sich, im Gegensatz zu den viel ärmeren Polen, scheuten, die Güter der Freiheit und Demokratie finanziell zu unterstützen.

Ein für den deutschen Vormärz zentrales Ereignis war der Weberaufstand vom Juni 1844; wir beschränken uns auf Aufzeichnungen aus dem *Bürgerbuch* des folgenden Jahres. Wilhelm Wolff (1808-1864) war der Sohn eines schlesischen Kleinbauern, der dank seiner Universitätsbildung der schlimmsten Not entrinnen konnte und nach Verfolgungen und Festungshaft nach Brüssel und London entkam, wo er Marx kennenlernte und ein Gründungsmitglied des *Bundes der Kommunisten* wurde. Sein Essay „Das Elend und der Aufruhr in Schlesien“ läßt sowohl zum Vergleich mit den eingangs erfolgten Beobachtungen zum Pauperismus als auch mit Büchners *Landboten* ein, da in beiden Dokumenten die jeweilige Situation durch Zahlenmaterial gestützt wird. Wolff schildert die materielle Not der schlesischen Proletarier, die durch ein „feindliches Princip“⁶³ der Gerechtigkeit, Gleichheit und Brüderlichkeit beraubt wurden. Nach Vergleichen mit dem Proletariat in Frankreich, England und Irland kommt er – indirekt – auf die Stein-Hardenberg'schen Reformen zu sprechen, die beim Übergang von „der eigentlichen Feudal- in die moderne Entwicklungsperiode“ (W175) den Armen die letzte Sicherheit raubten: Die Kleinbauern wurden aus dem Feudaldienst in den Frondienst entlassen. Die Gewerbefreiheit brach zwar das Monopol der Zünfte, ersetzte es aber durch „das Monopol des *Kapitals* im Bunde mit der *Spekulation* [...] Man ward Lohnarbeiter für einen vom hohen Gebieter bestimmten Preis.“ (W179). Arbeitslose etwa erhielten „wöchentlich 1 Brod und vierteljährlich 1 Metz Graupe, ½ Metze Salz und – 15 Sgr“ (W177).⁶⁴ Zu den gesetzlich festgelegten Abgaben gehörten Botengänge, Straßen- und Gemeindearbeiten, Steuern an Schulen und Kirchen sowie ein ‚Schutzgeld‘, um die Kosten für das Zuchthaus zu bestreiten. Zur wachsenden Ausbeutung bemerkt Wolff: „Weil aber der Reichthum denen, die ihn schufen, nur in äußerst homöopathischer Verdünnung zu Gute kam, so hatten *die* desto mehr, welche sich der Früchte fremder Arbeit zu bemeistern verstanden“

63 Wilhelm Wolff. „Das Elend und der Aufruhr in Schlesien“. *Deutsches Bürgerbuch für 1845*. S. 174. Alle weiteren Zitate werden im Text in Klammern mit W und Seitenzahl belegt.

64 1 Metze = 16-17 Liter. Graupe ist enthülstes Gersten- oder Weizenkorn. 1 Sgr = 1 Silbergroschen = 12 Pfennige. Für 15 Sgr hätte man ungefähr 12 Pfund Mehl kaufen können.

(W177). Ähnlich den britischen *Corn Laws* sorgt die Brotsteuer, die bis zu 50 Prozent des Preises ausmacht, dafür, dass „der Arme für das Brod, was er ißt, zugleich für den Reichen, der Semmel, Kuchen u. s. w. vorzieht, die Steuer“ mitbezahlt (W180).

Von besonderem Interesse sind die Angaben über Einkommen und Ausgaben der Weber und Kleinbauern. Erstere wurden oft nach dem englischen *Trucksystem* bezahlt, enthielten also ihren Lohn in Waren oder einem Goldwert, der um bis zu 10 Prozent höher veranschlagt wurde, als dies der eigentlichen Kaufkraft entsprach (W182). Wolffs Gewährsmann ist Treumund Welp, alias Eduard Pelz (1800-1876), Besitzer einer bäuerlichen Freistelle im Kreis Waldenburg, der 1848 Führer des Frankfurter Arbeitervereins wurde. Welp zufolge verdient ein Familienvater samt Familie 1 Thaler Wochenlohn, ein Häusler 1, 15 Thaler. Die diversen jährlichen Abgaben (Grund-, Klassen-, Jagd- und Spinngeldsteuer) belaufen sich auf 19 Thlr, 5 Sgr., sodass nur ca. 40 Thaler netto verbleiben, um Nahrung, Kleidung, Reparaturen, medizinische Versorgung und Begräbnisse zu bezahlen (W183f.). Wenn man die Wochenkosten eines Fünf-Personen-Haushalts auf ca. 3 Thlr. ansetzt⁶⁵, so reicht diese Summe gerade einmal 13 Wochen lang. Ein Leineweber mit Familie kommt auf ca. 41 Thlr. im Jahr, ein Baumwollweber dagegen auf nur 24 Thlr.⁶⁶ Wolff zitiert aus dem Aufruf eines Pastors:

[...] In alle Häuser tritt die Noth mit unwiderstehlicher Gewalt ein, ohnerachtet es nicht zu läugnen ist, daß treue und redliche Familienväter alle ihre Kräfte, ihrer Kinder, ihres Hauses aufbieten, um Hunger und Noth von sich abzuwehren und der Gefahr, der Bitterkeit allmählicher Verarmung zu entrinnen. (W185)

Diese Löhne wurden unmittelbar vor dem Aufstand noch weiter gedrückt. In Peterswaldau und Langenbielau zahlten die Gebrüder Zwanziger für neun Tage harte Arbeit nur 15 Sgr., obgleich sich der Durchschnittslohn auf 32 Sgr. belief.⁶⁷ Die Vergütung der Söhne der Fabrikherren aber kam auf 1000-2000 Thlr. jährlich (W188). Wolff schließt seine Ausführungen mit folgendem Appell: „Nur eine *Reorganisation*, eine Umgestaltung der Gesellschaft auf dem Prinzipie der *Solidarität*, der *Gegenseitigkeit* und

65 Vgl. http://wiki-de.genealogy.net/Geld_und_Kaufkraft_ab_1803.

66 Wolff gibt diese Summen für verschiedene Zeitabstände an, ich habe sie in Jahreseinnahmen umgerechnet.

67 Das entspricht einem Jahreslohn von ca. 19 Thlr.

Gemeinschaftlichkeit, mit einem Worte der *Gerechtigkeit*, kann uns zum Frieden und zum Glücke führen“ (W199).

Der Aufstand selbst und die diversen Gedichte darüber gehören nicht mehr zu unserem Thema, hier nur einige Anmerkungen. Weder Heines *Die schlesischen Weber* noch Weerths *Hungerlied* geben einen realistischen Einblick in die finanzielle Notlage der Weber. Hermann Püttmanns *In Schlesien* aber ist ästhetisch so schwach und sentimental, dass es keine Behandlung verdient, auch wenn es den Gegensatz zwischen Arm und Reich drastisch darlegt und zum Kampf gegen die Unterdrücker aufruft.⁶⁸ Das Wolffs Essay beigefügte, anonym veröffentlichte *Lied der Weber in Peterswaldau und Langenbielau* ist als politisches Kampflied sehr viel wirksamer. Immerhin kommentiert es „den kargen Lohn“ (W200), die zahlreichen Abgaben, die höhnische Behandlung, die ihnen von den Fabrikanten zuteil wird und deren Irreligiosität.

Ernst Willkomm's Erzählung *Der Lohnweber* veranschaulicht die sozialen Gegensätze in Schlesien und nimmt eine Mittelstellung zwischen christlicher Ehrfurcht und sozialem Aufruhr ein. Willkomm (1810-1886), Pfarrerssohn aus der Gegend um Zittau, studierte in Leipzig Jura, Philologie und Ästhetik und suchte Verbindung zu dem Kreis um Gutzkow, Laube, Mundt und Glasbrenner. Die sentimentale, zur Stereotypisierung neigende Geschichte handelt von der Auseinandersetzung zwischen dem Weber Urban und dem Fabrikanten Ulrich. Urbans Familie droht Obdachlosigkeit und Hungersnot. Während die Mutter sich gottergeben in ihr Schicksal fügt, verlangt ihr noch kindlicher Sohn, angespornt durch die Bekanntschaft eines jungen Revolutionärs, den sozialen und politischen Umbruch. Die Klagen der Mutter über „die schlechten Zeiten“, wo „kein Geld mehr unter den Leuten“ ist⁶⁹, beantwortet ihr Sohn wütend: „... die Leute lügen, wenn sie das sagen, und wir sündigen gegen uns selbst, wenn wir es glauben“ (226). Er hat gesehen, wie man durch bloße Spekulationen steinreich werden kann. Vater Urban steht zwischen Frau und Sohn. Während seiner erfolglosen Suche nach Arbeit wurde er Zeuge, wie sich bei den über schlechte Geschäfte klagenden Fabrikanten die Gelder häufen. Noch unterdrückt er den aufwallenden Zorn, denn: „Ich wollte ja nur Arbeit, Arbeit für mäßigen Lohn, um die Meinigen ehrlich ernähren zu können!“ (229). Aber auch er muss erkennen, dass angesichts der erbärmlichen Not „eine Änderung vorgenommen wer-

68 *Deutsches Bürgerbuch für 1845*. S. 363-68.

69 Ernst Willkomm. „Der Lohnweber“ *Bürgerbuch*. S. 226. Weitere Zitate aus der Erzählung werden im Text in Klammern mit Seitenzahl belegt.

den [muss] im Gesetz, wie im Leben, oder das Ende der Welt ist nicht mehr ferne“ (233). Wie aus dem Zitat hervorgeht, denkt der Vater noch immer in eschatologischen Begriffen, während sein Sohn erkannt hat, dass nicht Arbeit oder Gottvertrauen, sondern nur ein ökonomischer Umsturz Abhilfe schaffen kann. Seine Losung lautet: „Darum sinne ich Tag und Nacht darauf, wie ich zu Geld kommen soll“ (234).

Im Zentrum der Erzählung steht Urbans Auseinandersetzung mit dem Fabrikanten, der dessen Bitten mit Sarkasmus beantwortet und erst klein beigibt, als ihn dieser zu erdrosseln sucht. Urbans Gewaltakt aber hilft nur eine Zeitlang; sein Brotherr sitzt am längeren Hebel und droht, die Familie zu vernichten. An dieser Stelle wendet sich die Handlung erneut dem Religiösen zu: Urban will den Fabrikanten mit seiner „Seele zu Grunde richten“. Am Karfreitag, nach Gebet und der Lektüre des Johannesevangeliums „vom Leiden und Sterben des Herrn“ (254), geht Urban zu Ulrichs Haus und erhängt sich an dessen Türschwelle. In Anlehnung an den Tod Christi gibt Urban sein Leben hin für die Familie und die Gemeinschaft der Weber – allerdings mit dem Unterschied, dass er dabei den Fabrikanten vernichtet, der schließlich sein Leben in Armut und Einsamkeit endet. Gleichzeitig versetzt der Erzähler die Weberfamilie in ein Idyll. Urbans Kinder kommen zu bescheidenem Wohlstand und genießen ein glückliches Familienleben auf christlicher Basis.

Zum Schluss unserer Erörterungen wollen wir noch einmal zu den eingangs erwähnten Überlegungen von Hörisch und Baecker zurückkehren, um deren Theorien heuristisch auf die Verhältnisse des Vormärz anzuwenden. Dabei müssen wir voraussetzen, dass bei diesem Ansatz gewisse Themen vereinfacht werden, um Zusammenhänge aufzuzeigen, die allerdings nur eine hypothetische Bedeutung haben können. Folgende Themenkreise stehen zur Debatte:

Die einfachste Frage betrifft die Wertschätzung von Geld. Mit Ausnahme des frühen Börne haben die hier erwähnten Vertreter eine negative Codierung getroffen, allerdings in unterschiedlichen Graden. Hess und Droste-Hülshoff verstehen Geld als den satanischen Mammon, während Marx und Büchner dem Geld eine gewisse Eigendynamik zugestehen und zwischen Geld als Tauschwert zur Erlangung von Waren und Expropriation oder Spekulation zu unterscheiden.⁷⁰

70 Vgl. Marx, *Das Kapital*. 2. Abschnitt, Kap. 4, wo Marx die Gleichung ‚Ware-Geld-Ware‘ akzeptiert, nicht aber jene von ‚Geld-Ware-Geld‘. MEGA. 2. Abt., Bd. 6. S. 165-73.

Die Einstellung zu Geld bestimmt grundsätzlich auch Unterschiede zwischen Pauperismus und Proletariat, auch wenn beide Begriffe meist synonym gebraucht werden. Pauperismus bezeichnet den hilflosen Stand der Ärmsten, die ein Opfer des Liberalismus und Konkurrenzdenkens wurden und denen durch Bildung geholfen werden kann. Im Unterschied hierzu bezeichnet der marxistische Begriff des Proletariats die entrechtete Arbeiterklasse, die im Bürgertum ihren Gegner sieht und sich aus eigener Kraft emanzipieren wird. Gerade hier könnte man an Baeckers ‚Unruhefaktor‘ denken, insofern Geld oder dessen Mangel auf einen politischen Umsturz hindeuten.

Auf Verbindungen zwischen Religion und Geld hat Hörisch bereits hingewiesen, allerdings vorwiegend auf die Numismatik bezogen. Bei allen hier behandelten Texten aber ließen sich wesentlich tiefere Zusammenhänge nachweisen. Wo sich in der *Judenbuche* Geld und Religion als feindliche Mächte gegenüberstehen, integriert Büchner im *Landboten* Geld als den Blutzehnten in einer religiösen Denkweise, und auch Woyzeck versteht Geld als ein Mittel, mit dem einem der Himmel geöffnet wird. Willkommns Position ist am extremsten: Sein Weber wird geradezu zu einer zweiten Christusgestalt, allerdings nur im familiären Kreis. Auch beim frühen Marx steht das Transsubstantionsthema im Vordergrund, wobei dem Geld allerdings eher die Funktion des Kupplers als die des Mittlers zukommt. Aber selbst seine Entfremdungstheorie macht Anleihen an dieses Thema, wenn auch in negativer Umkehrung: So wie sich Gott in der Menschwerdung Christi entfremdet, so entfremdet sich auch der Mensch, indem er seine Arbeitskraft für Geld entäußert. Der späte Marx löste alle religiösen Verbindungen in einem wissenschaftlichen Materialismus auf, während bei Hess Geld zu Egoismus und einem antisozialen Leben verführt.

In fast allen Darstellungen spielt die Beziehung zwischen Geld und Judentum eine Rolle. Selbst Woyzeck kauft seine Mordwaffe beim „Jud“. Börne weist auf das Verhältnis der reichen Juden, der Geldaristokraten, zur Adelsaristokratie, demonstriert aber gleichzeitig, dass der Geldaristokratismus auch der kulturellen Pflege dient. Im Rahmen der Aufklärung erstrebten die Juden die Emanzipation von einer einseitigen Geldwirtschaft und suchten die volle Eingliederung in die Gesellschaft. Hess' Konzept eines wahren Sozialismus wollte auch den Juden einen Ausweg aus ihrer traditionellen Lage weisen.

Jörg Füllgrabe (Frankfurt/M.)

Von der Idealisierung (bzw. Indienstnahme) der ‚apostolischen Armut‘ zur kirchlich-paternalistischen Fürsorge Kirchliche Reaktionen auf das Arbeiterelend in der Zeit des Vormärz

1 Hinführung

Die Grundsatzfrage, in welchem Maße religiöse Institutionen¹ im Allgemeinen und in unserem Kontext die beiden großen Kirchen in den deutschen Territorien in der Lage waren, auf radikale Veränderungen der Oikosphäre, der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen mithin, zu reagieren, ist nicht einfach zu beantworten und diese Beantwortung erscheint mir in mancher Hinsicht auch in der Gegenwart noch nicht vollends abgeschlossen. In jedem Fall waren die großen Kirchen zu Beginn der Moderne mit Veränderungen konfrontiert, die zunächst vielleicht gar nicht in ihrem vollen Umfang wahrgenommen worden waren, gleichwohl jedoch weitreichende Folgen nach sich zogen. Unter einem – zugegebenermaßen sehr vereinfachenden – Blickwinkel hatten sich die allgemeinen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen von der Spätantike bis in das 18. Jahrhundert hinein nur unwesentlich verändert; eine Konstante war vielmehr das mehr oder minder ausgeprägte System von ‚Ständen‘, das allen Beteiligten durch Geburt und Abstammung einen Platz im Leben zuwies, der durch mehr oder minder durchlässige Schranken fixiert war. Dies änderte sich mit der anhebenden Industrialisierung in verschiedener Hinsicht.

Beruhete das alte Ständesystem wirtschaftlich gesehen zumindest anfänglich auf einer Art Tauschsystem von Dienst- und Sachleistungen, auch wenn dieses bereits seit dem späten Mittelalter immer mehr durch Geldleistungen aufgeweicht worden war, veränderte die nicht mehr handwerksgebundene Produktionsleistung in der Moderne auch die wirtschaftliche Rahmensituation grundsätzlich. Unter Hinblick auf die wachsende Bedeutung von Geld als Transfersymbol für die modernen Produktionsbedingungen, die sich im

1 Gemeint sind hier natürlich die Vertreter bzw. in der Folgezeit auch Vertreterinnen dieser Institutionen.

Kontext der Moderne in Europa und in den verschiedenen deutschen Territorien in soziale Bereiche hinein auswirkte, erscheint es mir interessant, die Reaktion auf diese Veränderungen im Zusammenhang mit dem eigentlich ‚bürgerlichen‘ Vormärz gerade auch unter dem Aspekt kirchlicher Positionierungen in den Blick zu nehmen. Die gesellschaftlichen Veränderungen gingen auch an den beiden großen Kirchen nicht vorbei. Hinsichtlich der Reaktion hierauf mag der Katholizismus ‚rückwärtsgewandter‘ erscheinen als die Evangelische Kirche. Deren ‚protestantische Ethik‘ war eine durchaus nennenswerte Komponente bei der Entwicklung moderner Produktionstechniken und Kapitalkumulationen, so dass sie der Moderne gewissermaßen ‚offener‘ gegenüberstand.²

Fortschrittsgläubigkeit, Technikfaszination und die bereits in Ansätzen vor der Reichsgründung erkennbare wirtschaftliche Aufbruchstimmung verstärkten in eben den bürgerlichen Kreisen, die spätestens 1848 im Begriff standen, vermehrtes politisches Mitspracherecht einzufordern, paradoxerweise hinsichtlich des brutalen, ausbeuterischen Aspekts bereits mit der ersten deutschen Industrialisierungswelle die Tendenz zur Ignoranz des Arbeiterelends. Dies gilt auch für etliche Vertreter der Amtskirche, die womöglich aufgrund ihrer Herkunft die bürgerliche Emanzipation begrüßen mochten, einer adäquaten Veränderung des gesellschaftlichen System zugunsten auch der unteren Schichten jedoch bestenfalls indifferent bis eher ablehnend gegenüberstanden.

2 Der Weg in die Moderne: Rahmenbedingungen der Industriegesellschaft in den deutschen Territorien

In Deutschland setzte die Industrialisierung deutlich später als in Großbritannien ein, aber auch erst nach der Etablierung der modernen Produktionsverfahren Belgien und Frankreich. Wesentliches Movens des industriellen Fertigungssystems war der Ausbau der Eisenbahnlinien, und hier lagen Deutschland bzw. die einzelnen deutschen Herrschaftsgebiete weit hinter der Entwicklung auf den Britischen Inseln zurück. Erst 1835 wurde zwischen Nürnberg und Fürth die erste Eisenbahnlinie auf deutschem Boden

2 Vgl. Max Weber. „Protestantismus und kapitalistischer Geist“. Hg. Johannes Winkelmann, Max Weber, *Soziologie. Universalgeschichtliche Analysen. Politik*, Stuttgart: Kröner⁶1992. S. 357-381. S. 362ff.

ingerichtet – die erste Lokomotive „Adler“, die als erste diese Strecke befuhr, stammte bezeichnenderweise aus britischer Produktion.³ Bis Mitte des neunzehnten Jahrhunderts waren erst 6000 Bahnkilometer fertiggestellt, so dass wesentliche Rahmenbedingungen vertiefender Industrialisierung fehlten.⁴

Noch in der späten Phase des Vormärz waren die Produktionsverhältnisse auf deutschem Boden weitgehend vormodern. In den Essener Krupp-Werken, die später geradezu zum Synonym für deutsche Großindustrie werden sollten, arbeiteten 1846 lediglich 142 Personen; auch das Ruhrgebiet insgesamt war noch von Agrarwirtschaft geprägt.⁵

Gleichwohl gab es bereits Phänomene der sozialen Verelendung. Die häusliche Weberei, die ohnehin aufgrund des rigorosen Verlagsystems mehr zur Ausbeutung der Weber als zu deren Wohlstand führte, fiel der billigeren Konkurrenz britischer Textilfabriken zum Opfer. Eine immer größer werdende Zahl von Handwerkern konnte den erlernten Beruf nicht mehr ausüben, weil die entsprechenden Berufsfelder der Mechanisierung zum Opfer gefallen waren. Aus den armen, ländlichen Regionen heraus begann ein Massenexodus von Bauern und Handwerkern in die Städte, die allerdings in dieser frühen Phase kaum Arbeitsplätze und damit Überlebenschancen bieten konnten. Auch existierten zunächst kaum soziale Einrichtungen, die das Elend zumindest hätten lindern, geschweige denn die ‚Neo-Städter‘ bei ihrer Suche nach Arbeit hätten unterstützen können.⁶

3 Die Anfänge der ‚Sozialen Frage‘ und die Kirchen

Hiermit spätestens entstand die ‚soziale Frage‘, deren Wurzeln jedoch zumindest indirekt bis zum Dreißigjährigen Krieg und dessen Auswirkungen zurückreichen. Im Zusammenhang mit dem neuzeitlichen Staatsgedanken des Absolutismus, mit dem der institutionalisierte, fürstliche Flächenstaat

3 Vgl. Michael Burleigh. *Irdische Mächte, göttliches Heil. Die Geschichte des Kampfes zwischen Politik und Religion von der Französischen Revolution bis zur Gegenwart*. München: Deutsche Verlags-Anstalt, 2008. S. 503.

4 Vgl. Wolfgang Weismantel. „Anfänge der Industrialisierung und der sozialen Frage“. *Von der Restauration zur Reichsgründung* (Deutsche Geschichte Bd. 9). Hg. Heinrich Pleticha, Gütersloh: Bertelsmann, 1984. S. 172-199. S. 184f.

5 Vgl. Michael Burleigh. *Irdische Mächte, göttliches Heil* (wie Anm. 3). S. 503.

6 Vgl. Manfred Weismantel. *Anfänge der Industrialisierung und der sozialen Frage* (wie Anm. 4). S. 184ff.

sich gegenüber den mittelalterlichen Ideen eines Ständesystems im sogenannten ‚Personenverbandsstaat‘ als das zukunftsorientierte Modell erweisen sollte, wurde der Einfluss von Ständen, Zünften, Korporationen und Genossenschaften zurückgedrängt und durch ein durchrationalisiertes, am formalrechtlichen Beamtentum geprägtes Gesellschaftsmodell abgelöst, das auch überlieferte Fürsorgemuster in Frage stellte.⁷

Aus kirchlicher Sicht besorgniserregend war eine damit verbundene Säkularisierungstendenz; das politische Handeln im Sinne einer ‚Staatsräson‘ löste sich zunehmend von den ursprünglichen religiös-metaphysischen Grundlagen ab. Gleichzeitig fand eine neue Form der Metaphysisierung politischer Ideen dahingehend statt, dass die nunmehr ‚religionsfreie‘ politische Vernunft nachträglich metaphysisch aufgewertet wurde. In diesem Zusammenhang kam es zu einer ‚Vergötzung‘ des – eigentlich durch Vernunft fundamentierten – Staates.⁸

Im Zusammenhang mit dem deutschen Gebiet fällt weiter ins Gewicht, dass aufgrund der Zersplitterung in Einzelterritorien zwar Rahmenbedingungen für die Entwicklung in die Moderne gegeben waren, der real existierende Kameralismus dieser Territorien jedoch die Herausbildung eines einheitlichen Wirtschaftsraumes und damit die breite Durchsetzung des industriellen Produktionsprinzips verhinderte, als dessen Ergebnis im Idealfalle ein ‚Wohlstand für alle‘ gestanden hätte, der jedoch in der Realität für die Arbeitenden bestenfalls marginale Teilhabe an den durch wirtschaftlichen Erfolg bedingten Verbesserungen ökonomischer Grundlagen bedeutete.⁹ Einen wesentlichen Zusammenhang mit der ‚sozialen Frage‘ des 19. Jahrhunderts hatte die Entfaltung der Produktivkräfte mit allen Mitteln, die bereits in der spätvormodernen merkantilistischen Epoche eine Ausbeutung der Arbeitskraft von Frauen und Kindern mit sich brachte, verbunden mit einer umfassenden Abschaffung von Feiertagen sowie der Verlängerung der Arbeitszeiten.¹⁰

7 Vgl. Stephan Sturm. *Sozialstaat und christlich-sozialer Gedanke. Johann Hinrich Wicherns Sozialtheologie und ihre neuere Rezeption in systemtheoretischer Perspektive*, Stuttgart: W. Kohlhammer, 2007. S. 45.

8 Vgl. Stephan Sturm. *Sozialstaat und christlich-sozialer Gedanke* (Wie Anm. 7). S. 46.

9 Vgl. Stephan Sturm. *Sozialstaat und christlich-sozialer Gedanke* (Wie Anm. 7). S. 46f.

10 Wolfgang Weismantel. „Anfänge der Industrialisierung und sozialen Frage“ (wie Anm. 4). S. 180.

Der sozialen Frage wurde zunächst auch von kirchlicher Seite ausgewichen. Paradoxerweise mag in dieser Hinsicht die Katholische Kirche sogar sensibler gewesen sein, da sie mit der ‚Moderne‘ auch nur eine bedingte Verbindung besaß. Für den Protestantismus galten insofern andere Rahmenbedingungen, als hier tendenziell Armut nicht allein als gesellschaftliches Defizit betrachtet, sondern auch mit einem religiös geprägten Makel verbunden wurde.¹¹

Gleichwohl konnten die Kirchen ihre Augen nicht dauerhaft vor der durch die Industrialisierung mitbedingten Verelendung weiter Teile der Bevölkerung verschließen.¹² Ist für eine anfängliche katholische Tätigkeit in dieser Hinsicht neben Bischof von Ketteler in erster Linie dessen Studienfreund Adolph Kolping von Relevanz, der 1846 in Elberfeld einen Handwerkerverein gründete, verbindet sich eine frühe protestantische Fürsorgetradition mit dem Namen Johann Hinrich Wichern.¹³

4 Protestantische Armenfürsorge im 19. Jahrhundert

Eine wichtige protestantische Persönlichkeit war wie erwähnt Johann Hinrich Wichern, der seit 1833 in Hamburg das ‚Rauhe Haus‘, eine Einrichtung für straffällig gewordene Jugendliche, leitete.¹⁴ Dieser entwickelte in der Folgezeit den Gedanken, die protestantischen Aktivitäten in der Wohlfahrtspflege zu koordinieren.¹⁵ Auf der Wittenberger Kirchenversammlung vom September 1848 äußerte sich Wichern über die Notwendigkeit einer ‚Inneren Mission‘ zur Rechristianisierung der Gesellschaft, mit der das ‚Gift des Kommunismus‘ bekämpft werden sollte. Bewirkt werden sollte diese auf spiritueller Ebene durch die Predigt, erbauliche Schriften, städtische Missionen und Hausbesuche; auf praktischer Ebene sollten die bereits

11 Vgl. grundlegend etwa Gerhard Besier. *Kirche, Politik und Gesellschaft im 19. Jahrhundert*, München: Oldenbourg, 1998, S. 9ff.

12 Vgl. einfürend etwa Gert Lewek. *Kirche und soziale Frage um die Jahrhundertwende*. Neukirchen-Vluyn: Neukirchener Verlag des Erziehungsvereins, 1963. S. 9ff.

13 vgl. Michael Burleigh. *Irdische Mächte, göttliches Heil* (wie Anm. 3). S. 503.

14 Vgl. etwa Peter Meinhold. *Wichern und Ketteler. Evangelische und katholische Prinzipien kirchlichen Sozialhandelns*, Wiesbaden: Franz Steiner, 1978. S. 24f.

15 vgl. Michael Burleigh. *Irdische Mächte, göttliches Heil* (wie Anm. 3). S. 503f.

vorhandenen karitativen Einrichtungen und Organisationen vernetzt und ausgebaut werden.¹⁶

1847 gab es allein in Preußen etwa 1700 protestantische Wohlfahrtsvereine.¹⁷ Die Anbindung an den Staat war hier deutlich, denn die Leitungsgremien waren oft von Beamten (mit)besetzt – ein Weg, um diese Organisationen zumindest indirekt unter staatlicher Kontrolle zu halten.¹⁸

Im Rahmen der ‚Wittenberger Kirchenversammlung‘ vom September 1848 sprach Wichern – wie oben erwähnt – über die Notwendigkeit einer ‚Inneren Mission‘ der Gesellschaft durch Predigt, erbauliche Schriften, städtische Missionen und die vielen in Deutschland (bzw. den deutschen Territorien) bereits aktiven karitativen Einrichtungen und Organisationen.¹⁹ Diese ‚Innere Mission‘ verband neben einer erwähnten Re-Christianisierung im Sinne einer ‚vita contemplativa‘, die einerseits Basis, andererseits auch Zielvorgabe darstellte, im Wesentlichen auch Aspekte der ‚vita activa‘, also der tätigen Hilfe zur Verbesserung des untragbaren Elends in weiten Teilen der unteren gesellschaftlichen Schichten.²⁰ Allerdings war mit ihr auch der offensive Einsatz zur Befreiung vom ‚Gift des Kommunismus‘ verbunden, sodass an den real existierenden gesellschaftlichen Verhältnissen keine oder doch nur marginale Veränderungen vorgenommen werden sollten.²¹

Wie wenig Wichern – und damit wohl auch weitere Kreise im Protestantismus – bereit oder vielleicht auch in der Lage waren, die Notwendigkeit grundsätzlicher Änderungen der allgemeinen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und natürlich erst recht hinsichtlich der gesellschaftlichen Teilhabe der unteren Schichten und hier insbesondere der Arbeiterschaft zu

16 Vgl. Wolfgang Weismantel. „Anfänge der Industrialisierung und der sozialen Frage“ (wie Anm. 4). S. 194f.

17 Vgl. Jürgen Albert. *Christentum und Handlungsform bei Johann Hinrich Wichern (1808-1881)*, (Veröffentlichungen des Diakoniewissenschaftlichen Instituts an der Universität Heidelberg 9) Heidelberg: HVA 1997. S. 162f.

18 Vgl. Michael Burleigh. *Irdische Mächte, göttliches Heil* (wie Anm. 3). S. 503f.

19 Vgl. Michael Burleigh. *Irdische Mächte, göttliches Heil* (wie Anm. 3). S. 504.

20 Vgl. hierzu etwa Bettina Hitzer. „Protestantische Philanthropie und Zivilgesellschaft in Deutschland. Ein vieldeutiges Verhältnis. Zwischen Fürsorge und Seelsorge“. *Christliche Kirchen in den europäischen Zivilgesellschaften seit dem 18. Jahrhundert*. Hg. Arnd Bauerkämper/Jürgen Nautz, Frankfurt/M.: Campus, 2009, S. 113-130. S. 119f.

21 vgl. Jürgen Albert. *Christentum und Handlungsform bei Johann Hinrich Wichern*. (wie Anm. 17). S. 137ff.

erkennen und zu akzeptieren, wird anhand seiner Denkschrift ‚Gute Kunde über die Fortschritte der inneren Mission‘ aus dem Jahre 1849 deutlich. Dort heißt es:

Wir bringen gute Kunde, das Werk der inneren Mission schreitet vorwärts. Die Hoffnungen auf Gott, die dem Glauben mitten unter der Revolution des vorigen Jahres aufgegangen sind noch nicht zuschanden geworden. Von allen Seiten des Vaterlandes geht die sich täglich mehrende Kunde ein, daß sich die wackersten Kräfte zum großen Werke der Volksrettung durch das Evangelium rüsten und regen. Die Zeit bricht wieder an, wo in unserem Vaterlande von unserer Kirche den Armen das Evangelium gepredigt wird. Die den Herrn hassen, haben ihm Bahn machen müssen, die sein Reich und seinen Thron und seine Ordnungen in Obrigkeit und Kirche stürzen wollten, haben die Werkzeuge werden müssen, das Volk neu um den ewigen Thron und seine Ordnungen zu sammeln. Der Bruch des falschen Friedens hat uns die Zukunft des wahren Friedens bereitet. [...] Es gilt ein Neues, das Alte muß vergehen, und keiner darf zurückbleiben, wo das Volk Gottes sich wie Ein Mann erheben soll. Die aber Hand angelegt haben, sollen um so freudiger und getroster vorwärtsgehen, denn nicht als einzelne, sondern mit einem stets wachsenden Heere unter einem siegesgewissen und sieggekrönten Herrn haben sie den Feldzug begonnen; und der Sieg wird unser sein, wenn wir zusammenstehen und den ewigen Retter des Volkes als unseren Herrn und unsere Hoffnung allem Volk verkünden.²²

Neben der für Wicherns Ansatz zur ‚inneren Mission‘ im Kern schamlosen und damit selbst verschuldeten Armut steht der quasi ‚unverschuldete Bettel‘, dessen Not es durch kommunale Armenpflege auf materieller Basis zu bekämpfen gilt. Allerdings ist für Wichern die Behebung der äußeren, materiellen Not von einer ‚sittlichen Hebung‘ abhängig, denn ohne diese ist eine nachhaltige Behebung der Armut fraglich, da die Basis für eine positive ‚Wirkung‘, die über eben die materielle Verbesserung hinausweist, fraglich ist.²³

Der Ansatz einer ‚sittlichen Stärkung‘ aus einer – vornehmlich protestantischen – Frömmigkeit ist in diesem Kontext nicht zu überschätzen, vermag diese doch wesentliches zu leisten. Wie sehr Wichern – zumindest aus

22 „Gute Kunde über die Fortschritte der Inneren Mission“, in: Johann Hinrich Wichern, *Die Kirche und ihr soziales Handeln* (Sämtliche Werke Bd. II). Berlin und Hamburg: Lutherisches Verlagshaus, 1965. S. 30.

23 Vgl. Bettina Hitzer. „Protestantische Philanthropie und Zivilgesellschaft in Deutschland“ (wie Anm. 20). S. 116f.

heutiger Sicht – antagonistisch wirkende Gedanken pflegte, mag aus der folgenden Aussage ersichtlich werden:

In den Tagen der Trübsal, die nicht ausbleiben, ist förmlich muhammedanischer Fatalismus der allgewöhnlichste Trost und in guten Tagen der gewissenloseste Leichtsin so sehr die Losung, daß darin die Bürgschaft liegt, daß die bitteren Erfahrungen auch äußeren Elends bald nachfolgen müssen.²⁴

Und an anderer Stelle formuliert Wichern ebenfalls in aus heutiger Sicht eher paradoxer Weise die Voraussetzungen für die flächenhafte Bekämpfung der Armut, wobei allerdings durchaus Aspekte einer den Armen zugestandenen Selbständigkeit ersichtlich werden:

Erst dann, wenn sich die Zahl der Armen durch zunehmende Sittlichkeit bedeutend vermindert, kann an eine kräftige Unterstützung derselben gedacht werden, und glauben wir, daß alsdann der Grundsatz, die Armen zweckmäßig zu beschäftigen und sich möglichst ihren Unterhalt selbst erwerben zu lassen, wohl anwendbar sein werden.²⁵

Hier wird dem von Marx festgestellte Axiom, dass ‚das Sein das Bewusstsein bestimme‘²⁶ quasi ein Antipode gegenübergestellt. Während Marx davon ausgeht, dass erst die Herstellung eines für die Proletarier notwendigen Minimums an wirtschaftlicher Sicherheit zu einer Verbesserung nicht nur der materiellen Sicherheit, sondern eben auch zur Herausprägung eines würdigen Selbstbewusstseins – entfernt vergleichbar dem, was die ‚Sittlichkeit‘ bei Wichern bedeutet – notwendig ist, ist dieses Selbstbewusstsein allerdings in christlich-moralischem Sinne die Voraussetzung für die nachhaltige Verbesserung der Lage der Armen.

Mit dieser womöglich als ‚wertkonservativ‘ zu beschreibenden Position des protestantischen Sozialfürsorgers kollidiert die Zielformulierung, die die Forderung nach selbst erarbeitetem Lebensunterhalt in sich trägt. Dies entspricht nun nicht mehr der jahrhundertlang tradierten Idee einer

24 Zitiert nach Stephan Sturm. *Sozialstaat und christlich-sozialer Gedanke* (wie Anm. 7). S. 99.

25 Zitiert nach Stephan Sturm. *Sozialstaat und christlich-sozialer Gedanke* (wie Anm. 7). S. 98.

26 Sehr frei nach Karl Marx. *Zur Kritik der Politischen Ökonomie* (MEW 13). Berlin: Dietz 1954. S. 9.

gewissermaßen durch das christliche Weltbild positiv sanktionierten Armut, die ihre theologische Bedeutung einerseits durch das Gleichnis bezieht, wonach eher ein Kamel durch das Nadelöhr gelangen könne, als dass ein Reicher in den Himmel komme, andererseits in der wirklichen Lebenssituation den Armen gewissermaßen die Funktion einer Matrize zuweist, vor der die Wohlhabenden ihren eigenen weltlichen Reichtum zu überdenken haben, und vor der kirchlich geforderte Mildtätigkeit im Sinne einer ‚vita activa‘ den Reichen überhaupt erst einen Zugang zum Himmelreich ermöglicht. Im Kontext einer ‚protestantischen Ethik‘ wurde diese biblische Grundlage dahingehend relativiert, dass in der evangelisch-lutherischen Tradition zwar nicht in dem Maße, wie das für den reformierten Zweig des Protestantismus gilt, Armut in der Moderne als bis zu einem gewissen Grade selbstverschuldet angesehen wurde.²⁷

In diesem Zusammenhang ist es womöglich wenig erstaunlich, dass im Zuge der ‚Inneren Mission‘ ausschließlich wohlfahrtsstaatliche Aktivitäten abgelehnt oder doch zumindest mit Vorbehalt betrachtet werden. Basis dieser Haltung ist in erster Linie die protestantische Ablehnung des Bettel- und Almosenwesens; diese gewissermaßen malthusianische Haltung wird jedoch dahingehend abgemildert, dass Wichern eine religiöse Legitimation der Zuwendungen an die Armen unternimmt. Ausgangspunkt hierfür ist eine gegenüber Gott wirksame Sozialpflichtigkeit des Eigentums; verbunden hiermit ist die Vorstellung, dass alle Menschen unter religiösem Aspekt betrachtet als der eigentliche Reichtum einer Gesellschaft anzusehen seien. Damit wird eine bürgerliche ‚Mainstream-Haltung‘ dem Pauperismus gegenüber abgelehnt, die eben im Sinne von Malthus die Armen als gesellschaftliche Manövriermasse betrachtete, die am ehesten durch Auswanderung zu bewältigen sei.²⁸

Gleichwohl lassen sich bei Wichern Linien einer Obrigkeits- und damit Systemtreue erkennen, die aus der Sicht der revolutionär Bewegten seiner Zeit kaum nachvollziehbar war. Dem ‚Gift des Kommunismus‘, das in erster Linie in der Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse bestand, sollte eine christliche überprägte Sittlichkeit entgegengesetzt werden, allerdings weitgehend des revolutionären Potenzials beraubt, das einer radikalen Umsetzung christlicher Vorstellungen genuin war. Sowohl Wichern als auch

27 Vgl. Bettina Hitzer. „Protestantische Philanthropie und Zivilgesellschaft in Deutschland“ (wie Anm. 20). S. 110f.

28 Vgl. etwa Peter Meinhold. *Wichern und Ketteler* (wie Anm. 14). S. 25f.

seine Vorläufer und Nachfolger orientierten sich hinsichtlich ihrer gesellschaftlichen Vorstellungen an den Traditionen der Römerbriefauslegung Luthers, aber auch der ‚Confessio Augustana‘. Dort heißt es im sechzehnten Artikel:

Das Evangelium lehret nicht ein äußerlich, zeitlich, sondern innerlich, ewiges Wesen und Gerechtigkeit des Herzens und stößt nicht um weltlich Regiment, Polizei und Ehestand, sondern will, daß man solches alles halte als wahrhaftige Ordnung und in solchen Ständen christliche Liebe und rechte gute Werke, ein jeder nach seinem Beruf, beweiße.²⁹

Diese Formulierung bzw. Konstatierung einer Stabilisierung der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen entstammt zwar der Vormoderne, ließ sich aber auch auf die Akzeptanz der allgemeinen politischen wie Besitzverhältnisse der anhebenden Industrialisierung anwenden. Die Akzentuierung des ‚innerlich, ewigen Wesen‘ konnte in der Innerlichkeit des Pietismus, in dessen Tradition Wichern stand, seine moderne Anwendung finden und prägte eine apolitische Tradition protestantischer Wohlfahrtspflege, in der die Idee gesellschaftlicher Veränderung wenig Raum hatte.

5 Exkurs: Justus Möser, Exponent eines vor- bzw. frühmodernen protestantischen ‚Wohlfahrtsmodells‘

Bemerkenswert ist also vor allem der Umstand, dass bereits im Protestantismus des 18. Jahrhunderts Ideen einer Orientierung der Armenfürsorge aufgefunden waren, die von Wichern und anderen Protagonisten evangelischer Wohlfahrtspflege aufgegriffen wurden. Der Osnabrücker Geheime Justizrat Justus Möser etwa verfasste im Jahre 1767 die Schrift ‚Etwas zur Verbesserung der Armenanstalten‘. Hier ist eine zutiefst protestantische Grundtendenz erkennbar, die Armut qualitativ durchaus zu unterscheiden weiß – und damit auch Handlungsvorgaben, was ihre Bekämpfung angeht, in sich trägt. Zwar war Möser im engeren Sinne kein in der protestantischen Fürsorge Tätiger; gleichwohl lassen sich insbesondere bestimmte Kategorisierungen,

29 Zitiert nach Erich Thier. *Die Kirche und die soziale Frage. Von Wichern bis Friedrich Naumann*. Gütersloh: Bertelsmann, 1950. S. 17.

was die Qualifizierung von Armut bzw. die Gründe für das prekäre Leben angeht, durchaus noch später wiederfinden.³⁰

Dabei ist die Vorgabe eines ‚positiven Denkens‘, die sich in abgewandelter Form auch bei Wichern – etwa hinsichtlich der geforderten bzw. zu fördernden ‚Sittlichkeit‘ der Armen – finden lässt, kein ausschließlicher Aspekt in den Gedankengängen Möser. Im Rahmen der Darstellung seiner Ideen huldigte der Osnabrücker Staatsmann keineswegs einem blinden Fortschrittsglauben, sondern sah durchaus negative Aspekte allgemeiner gesellschaftlicher Entwicklungen seiner Zeit, die zwar noch weit von den Realitäten des Industriezeitalters entfernt waren, gleichwohl schon unter dem Schatten der heraufziehenden Veränderungen standen.³¹ In dieser quasi ‚dialektischen‘ Argumentation findet auch die Armutsproblematik der Zeit ihren Platz, auch wenn dieser nicht so prominent ist, wie das dann im 19. Jahrhundert bei anderen kirchlichen Vertretern der Wohlfahrtsidee der Fall sein sollte. Die Antagonismen von ‚gut‘ und ‚böse‘ werden bei Möser in den Kontext ‚Fleiß‘ bzw. ‚Faulheit‘ transferiert. In der coram publico erfolgenden Disqualifizierung des brotlosen Müßiggängers war jedoch neben der Heraushebung des ‚fleißigen Arbeiters‘ auch der Hinweis enthalten, dass das Glück (und der Erfolg?) eines Menschen nicht zuletzt auch von seinem persönlichen Engagement – eben dem Fleiß – und der Bereitschaft, sich den Erfordernissen der Gesellschaft anzupassen abhängig ist.³²

Damit wird Armut insofern personalisiert, als die Schuld für diesen Zustand eher beim betroffenen Individuum selbst als bei einer wie auch immer gearteten Gesellschaft zu suchen ist. Der irdische ‚Reichtum ohne Geld‘ – Möser war im Gegensatz etwa zu Johann Hinrich Wichern sicherlich kaum an einer ‚Inneren Mission‘ interessiert, was womöglich auch daran liegt, dass die Notwendigkeiten eines solchen Unternehmens im 18. Jahrhundert einfach noch nicht gegeben war – lag in fleißiger Arbeit. ‚Stärke, Geschicklichkeit und Fleiß‘ waren die Abwehrmittel gegen einen sozialen Absturz; um Werte wie ‚Fleiß‘ und ‚Arbeit‘ als Leitnormen für die einen attraktiv zu machen, für die anderen attraktiv zu erhalten, musste Armut disqualifiziert werden. Die Armut und die Armen wurden dementsprechend

30 Vgl. Manfred Rudersdorf, *„Das Glück der Bettler“. Rudolf Möser und die Armen*. Münster: Aschendorff, 1995. S. 110ff.

31 Vgl. Stephan Sturm, *Sozialstaat und christlich-sozialer Gedanke* (wie Anm. 7). S. 45.

32 Vgl. Manfred Rudersdorf, *„Das Glück der Bettler“* (wie Anm. 30). S. 112.

zunächst als ‚ehelos‘ dargestellt, wobei auch Möser klar gewesen sein muss, dass seine Polemik gegen die Armut diese aufgrund ihrer Allgegenwart in den verschiedensten gesellschaftlichen Realitäten kaum beseitigen konnte und im besten Falle eine Möglichkeit der Eingrenzung durch selektive Ausgrenzung bot.

Mösers Aversionen gegen falsche ‚Kostgänger‘ der Gesellschaft wurden durch drastische rhetorische Mittel verschärft. Dies lag allerdings durchaus in seinem Sinne, da dem Osnabrücker Politiker daran gelegen war, übertriebene Formen des Mitleids und einer daraus resultierenden mildtätigen christlichen Barmherzigkeit zurückzudrängen, indem das damit verbundene allgemeine Gefahrenpotenzial eines ‚Anstiegs der schamlosen Begierde der Müßiggänger‘ drastisch dargestellt wurde. Die öffentliche Demütigung von Armen und Bettlern wurde dabei bewusst in Kauf genommen, um ‚Schlimmeres‘ zu verhüten.

Um den eigenen strengen Grundmaximen den erforderlichen Nachdruck zu verleihen, unternahm Justus Möser schließlich eine Einteilung der Armen in drei Klassen:

In die erste Klasse sollen diejenigen kommen, welche durch Unglücksfälle oder Gebrechlichkeit arm sind und einige Schonung verdienen.

In die andre alle, welche eben keine Schonung verdienen und sich nur damit entschuldigen, daß sie keine Gelegenheit zu arbeiten haben, um ihr Brod zu gewinnen.

In die dritte alle mutwilligen Bettler, die durch ihr eigen Verschulden arm sind und gar nicht arbeiten wollen, ohnerachten sie Gelegenheit, Geschicklichkeit und Kräfte dazu haben.³³

Die Unterteilung in diese drei Klassen sollte nach einer genauen Prüfung und unter Berücksichtigung der genauen Kenntnisse der lokalen Geistlichen geschehen; hier wird die kirchliche Komponente der Armenfürsorge deutlich gemacht. Die ‚Selbsterhaltung‘ durch die eigene Arbeit steht im Zentrum der Gedanken Mösers. Für das Osnabrücker Land war es in erster Linie die Heimarbeit der Garnherstellung, an die zu denken sei: „Es bleiben die Armen durch die Arbeit gesund; sie genießen ihr Brod nicht umsonst; locken also nicht andere zum Unfleiß und laufen nicht herum.“³⁴

33 Zitiert nach Manfred Rudersdorf, *Das Glück der Bettler* (wie Anm. 30). S. 113.

34 Ebd.

Fatalerweise ist bereits hier der Antagonismus angelegt, der sich auch in der Folgezeit im Kontext der Wohlfahrtspflege, Fürsorge oder Sozialpolitik findet. Und dies gilt für den Bereich der konfessionellen Ansätze in diesen Feldern ebenso wie für staatliche Programme: ‚Hilfe zur Selbsthilfe‘ ist hier ebenso vorgegeben, wie das für das asymmetrische Motto ‚Fördern und Fordern‘ gilt, denn wenngleich die Feststellung, dass das Individuum durchaus dazu herangezogen werden sollte, etwas gegen die eigene Armut zu tun – was durchaus mit der Selbstachtung zu tun hat, die wohl bereits auch Justus Möser den Armen zuzugestehen bereit war – nicht abwegig ist, bestimmen doch weitgehend andere Faktoren, inwieweit diese Bemühungen nachhaltigen Erfolg haben.

Das Kontinuum der Wertepflege einer ‚protestantischen Ethik‘ beginnt also spätestens im achtzehnten Jahrhundert und setzt sich dann in vielerlei Hinsicht mit Blick auf die Wertung von Armut im neunzehnten Jahrhundert fort. Allerdings – und das ist gewissermaßen auch der ‚Kehrwert‘ einer Forderung nach ‚Innerer Mission‘ – veränderten die allgemeinen gesellschaftlichen wie wirtschaftlichen Rahmenbedingungen auch die Fundamente protestantischen Selbstverständnisses in stärkerem Maße, als das in der Vormoderne der Fall gewesen war. Möglicherweise war es gerade das apolitische Fundament der protestantischen Wohlfahrt, das in der Folgezeit die gewerkschaftlichen und sozialistischen Ideen als authentischer und der Lebenswirklichkeit der Arbeiter naheliegender erscheinen lassen sollten.

6 Die ‚Soziale Frage‘ und die Katholische Kirche

Die gesellschaftlichen Veränderungen, die die Moderne mit sich brachte, erschütterten auch das (Selbst-)Bild des Katholizismus, der überdies durch die mit Napoleon zu verbindende ‚Säkularisation‘ und den damit verbundenen Verlusten nicht nur auf materiellem Gebiet in eine ‚Wertekrise‘ geraten war, aus der neue Wege herausführen sollten.

„Das Christentum selbst ist seinem Wesen nach ein Wohltätigkeitsverein“³⁵, war dementsprechend keine despektierliche Außenbeschreibung, sondern

35 Zitiert nach Bernhard Schneider. „Katholische Armutsdiskurse und Praktiken der Armenfürsorge im gesellschaftlichen Wandel des 19. Jahrhunderts und das Paradigma der Zivilgesellschaft“. *Zwischen Fürsorge und Seelsorge. Christliche Kirchen in den europäischen Zivilgesellschaften seit dem 18. Jahrhundert*. Hgg.

wurde im Jahre 1817 von Ignaz Heinrich von Wessenberg, seinerzeit ein herausragender Repräsentant der katholischen Spätaufklärung, als eine Art Selbstbeschreibung formuliert, die das Thema ‚Armut‘ ins Zentrum katholischer Identitätskonstruktion stellte. Äußerer Anlass für diesen Satz war die Hungerkrise der Jahre 1816/1817 und die vor dieser Not erfolgte Stiftung eines Wohltätigkeitsvereins durch die badische Großherzogin; eine vergleichbare Initiative erfolgte auch in Württemberg. Die Publizierung dieses Ansatzes im für den katholischen Klerus bestimmten ‚Archiv für die Pastoral-Konferenzen des Bistums Konstanz‘, einer pastoral-praktischen Schrift, kann aufgrund der durch das ‚Archiv‘ angesprochenen Zielgruppe, aber auch wegen des grundsätzlichen Aufbaus dieser Zeitschrift als Formulierung eines Handlungsansatzes verstanden werden.³⁶

Von Wessenbergs Aufruf war nicht der einzige seiner Art, sodass im Kontext eben der katholischen Spätaufklärung ein praktisch angelegter Armutsdiskurs konstatiert werden kann, der konkrete Konzepte zur Armenfürsorge und Armutsbekämpfung bot. Kondensationszentrum dieser Armenfürsorge war der lokale Klerus, ohne dass diesem jedoch die ausschließliche Verantwortung und alleinige Kompetenz zugeschrieben wurde. Bereits im Jahre 1815 forderte Joseph Vitus Burg, nachmaliger Erzbischof von Mainz, in einer programmatischen Schrift über Armutsanstalten die Integration des katholischen Klerus in diesen Rahmen. Burgs Ansatz zufolge hat der örtliche Klerus gemeinsam mit den staatlichen bzw. städtischen Gremien der Armenfürsorge zusammenzuarbeiten, über diese hinausweisend jedoch durch die christliche Lehre positiv auf die gefährdeten Kreise einzuwirken. Demgemäß gehen religiöse Basisarbeit und erzieherische, aber auch sozialdisziplinierende Elemente Hand in Hand. Ziel ist die Einbindung der ‚Ortsarmen‘ in die bürgerliche wie kirchliche Gemeinschaft; ortsfremde und sich diesen pädagogischen Maßnahmen entziehende Arme jedoch werden ausgeschlossen.³⁷

Dies entspricht durchaus den Ansätzen von Wessenbergs, die zunächst hinsichtlich Inklusion und Exklusion widersprüchliche Aspekte aufweisen.

Arnd Bauerkämper/Jürgen Nautz, Frankfurt/M.: Campus, 2009. S. 79-112. S. 82.

36 Vgl. Bernhard Schneider. „Katholische Armutsdiskurse und Praktiken der Armenfürsorge im gesellschaftlichen Wandel des 19. Jahrhunderts und das Paradigma der Zivilgesellschaft“ (wie Anm. 35). S. 82.

37 Vgl. ebd. S. 82f.

Darüber hinaus passt die Vorstellung eines apostolischen Ideals, das wegen seines allumfassenden Ansatzes für die christliche Gemeinschaft keine Bedürftigen aufweisen kann, zum einen wenig in die reale Situation der anhebenden Moderne und wird überdies durch die vorgenommene Unterteilung in ‚wahrhaft Bedürftige‘ und ‚arme Müßiggänger‘, die eben keine Unterstützung erfahren sollen, weiter verschärft.

Den Ansätzen der katholischen Spätaufklärer des frühen neunzehnten Jahrhunderts zufolge sollten kirchliche und nichtkirchlich-öffentliche Stellen in der Armenfürsorge eng verbunden sein, von einer gesonderten kirchlichen Armenfürsorge ist in diesem Zusammenhang nicht die Rede. In einer sich säkularisierenden Umwelt sicherte die Rolle kirchlicher Organe in der Armenfürsorge die Position der Kirche als öffentliche und nützliche Institution³⁸; durch die amtlichen Repräsentanten der Kirche in der Armenfürsorge konnte dieser eine Schlüsselfunktion in der Gesellschaft zugewiesen werden, was umgekehrt die Vertreter der Kirche zur aktiven Teilnahme am öffentlichen Leben im Sinne einer Förderung des Gemeinwohls verpflichtete.

Dass von Wessenberg offenbar bewusst Wohltätigkeit als eine Grundkomponente im ‚Wesen des Christentums‘ formulierte und einen dezidierten Hinweis auf die katholische Kirche unterließ, ist sicherlich nicht zuletzt der konfessionellen Situation im Großherzogtum Baden geschuldet, in dem es auch beträchtliche Anteile von Protestanten gab. Grundsätzlich wies diese Formulierung auch den Weg der Anschlussfähigkeit der katholischen Kirche an anderskonfessionelle Regierungen im Allgemeinen und deren Wohlfahrtsinitiativen im Besonderen.³⁹

Gegenüber den spätaufklärerischen Tendenzen im Katholizismus wirken die späteren Ansätze einer katholischen Armenfürsorge deutlich restriktiver und weit weniger aufgeschlossen, als das für die Anfänge des 19. Jahrhunderts gilt. Auch die bekannteste Persönlichkeit dieser zweiten Welle, Wilhelm Emmanuel von Ketteler, der bekannteste Exponent eines sozialen Katholizismus im vorvergangenen Jahrhundert, ist eben nicht aufklärerisch

38 Vgl. etwa Alberto Bondolfi. „Das lange Ringen der katholischen Soziallehre um den Begriff der Solidarität“. *Centesimo anno. 100 Jahre katholische Soziallehre*. Hg. Wolfgang Palaver Theur: Kulturverlag, 1991. S. 91-104, S. 92ff.

39 Vgl. Bernhard Schneider. „Katholische Armutsdiskurse und Praktiken der Armenfürsorge im gesellschaftlichen Wandel des 19. Jahrhunderts und das Paradigma der Zivildgesellschaft“ (wie Anm. 35). S. 83.

geprägt.⁴⁰ Von Ketteler war trotz seiner sozialen Ambitionen Vertreter einer strikt antiaufklärerischen, streng kirchlichen, d.h. konfessionell ausgeprägten, und auf Rom orientierten Position, die als ‚ultramontan‘ bezeichnet wird.⁴¹ Zwar ist es nicht so, dass der Begriff der ‚Freiheit‘ für von Ketteler und andere Ultramontane keinerlei Rolle gespielt hätte, allerdings begründete sich dieses Verständnis von Freiheit auf einen korporativen und nicht individualistischen Ansatz, der sich von den liberalen Positionen der Zeit damit deutlich unterschied. Diese Form des Freiheitsverständnisses bezog sich auf Rechts- und Freiheitsräume, die eben insbesondere auch für die als korporativ aufgefasste Kirche Geltung hatten, und dieser damit eine Stellung neben dem Staat und weniger im Staat ermöglichten, wie dies in den spätaufklärerischen Ansätzen gerade in Baden erkennbar geworden war.

Allerdings wurde dieser im Prinzip zukunfts- und gesellschaftsoffene Ansatz nicht weiter fortgeführt. Die Positionen, die etwa Franz von Baader um 1834 vertritt, sind in weit stärkerem Maße gegenüber den differenzierten Ansätzen der katholischen Spätaufklärung deutlich rückwärtsorientiert; die Vormoderne wird als gesellschaftliches Optimum formuliert.⁴² So ist das Ideal Baaders die ständische Ordnung des – im romantischen Sinne glorifizierten – Mittelalters, deren Wiederherstellung insbesondere die Folgen der Französischen Revolution und der Ära Napoleons beseitigen sollte. Das Baader'sche Ideal der Ständeordnung bietet allerdings auch für die eigentlich ‚unständischen‘ Arbeiter einen gesellschaftlich-politischen Platz, indem diese ihre Anliegen durch ‚Spruchmänner‘ vortragen und vertreten können. Durch diese Möglichkeit gesellschaftlicher Partizipation bietet der Ansatz Baaders den potenziell wie tatsächlich Pauperisierten einen Weg, ihr Schicksal im Sinne aktiven politischen Handelns zu verändern; dieser Aspekt verweist insofern deutlich in die Zukunft, als damit zumindest bedingt Chancen der arbeiterlichen Selbstbestimmung verbunden werden können.⁴³

40 Vgl. Hermann-Josef Grosse Kracht. *Wilhelm Emmanuel von Ketteler. Ein Bischof in den sozialen Debatten seiner Zeit*, Kevelaer: topos plus, 2011. S. 34f.

41 Vgl. Dominik Blaß. *Von der französischen Revolution zum Sozialkatholizismus um 1900*, (Studien zur Kirchengeschichte Bd. 2), Hamburg: Dr. Kovač, 2003. S. 73f.

42 Vgl. Elsbeth Krieg. *Katholische Kleinkindererziehung im 19. Jahrhundert*, Frankfurt/M.: Peter Lang, 1987, S. 90.

43 Vgl. ebd.

Zu Franz von Baader, dessen Vorstellungen hinsichtlich einer Verbesserung der Lage der Armen eher allgemein gefasst waren, gesellte sich in den 1830er Jahren mit konkreteren Forderungen Franz Joseph Buß, der als ein weiterer bemerkenswerter Vertreter eines frühen Sozialkatholizismus angesehen werden kann; bezeichnenderweise stammte Buß aus Baden, das in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts durch eine im positiven Sinne liberale Denktradition geprägt war. In einer Rede vor der badischen Kammer im Jahre 1837 forderte er unter anderem ‚Hilfsskassen für Krankheit und Unfall‘; eine Begrenzung der Kinderarbeit auf maximal sechs bis acht Stunden täglich, die Verkürzung der Erwachsenenarbeit auf vierzehn Stunden pro Tag sowie ein generelles Verbot von Sonntagsarbeit. Bemerkenswerterweise wurde aus beiden Ansätzen keine Tradition in der katholischen Soziallehre abgeleitet; es scheint, als wäre erst unter anderen, weit weniger aufklärerischen und liberalen Vorzeichen im Vormärz eine Konstante entstanden.⁴⁴

Dies ist insbesondere hinsichtlich einer allgemeineren gesellschaftlich orientierten Zielfindung erkennbar, denn womöglich zeigt sich der Unterschied in den Ansätzen gerade auch hinsichtlich der Gruppen, denen Hilfe zukommen sollte. Diese waren nicht mehr unbedingt die zuvor für die Armut ‚prädestinierten Kreise‘, sondern gehörten anderen sozialen Gruppen an. Der katholische Ansatz zur Sozialarbeit in einer zweiten, gewissermaßen ‚nachspätaufklärerischen‘ Prägung konzentrierte sich nämlich in einer fortgeschrittenen Phase eines Übergangs von den alten zu den neuen Wirtschaftsstrukturen und Produktionsverhältnissen in erster Linie auf die Probleme von Handwerkern, die, obwohl mehrheitlich ursprünglich keineswegs zum ‚abgehängten Prekariat‘ gehörig, zu den Verlierern dieser Veränderungen wurden.⁴⁵ Der ehemalige Schuster Adolph Kolping, dem ein Studium der Theologie und der klassischen Sprachen ermöglicht worden war, rief 1846 in Elberfeld einen Handwerkerverein ins Leben. Bis 1855 initiierte Kolping in fast allen bedeutenden Handwerksstädten 104 weitere Vereine dieser Art, deren Mitgliederzahl bei 12.000 lag; bis 1879 stieg diese Zahl auf fast 80.000 Personen an.⁴⁶ Die Kolping-Vereine boten wandernden Gesellen billige Unterkunftsmöglichkeiten an, sie dienten als ‚Arbeitsplatzbör-

44 Vgl. etwa Jürgen Herres, *Städtische Gesellschaft und katholische Vereine im Rheinland 1840-1870*. Essen: Klartext, 1996. S. 130.

45 Vgl. ebd. S. 230ff.

46 Vgl. etwa Jürgen Herres, *Städtische Gesellschaft und katholische Vereine im Rheinland* (wie Anm. 44). S. 110; S. 130.

sen, aber auch als Zentren der Bildung und Kultur, in denen Handwerker alphabetisiert wurden sowie Unterricht in Staatsbürgerkunde, Religion und Wirtschaft erhielten. Anfangs wurden sie durch Schenkungen und kleinere Spenden finanziert; ihre Kosten wurden dadurch überschaubar gehalten, dass katholische Geistliche die Verwaltungsaufgaben übernahmen.⁴⁷

Auf der anderen Seite, was die gesellschaftliche Herkunft anbelangt, stand ein Münchner Studienfreund Kolpings, der aus dem westfälischen Adel stammende Wilhelm Emmanuel Freiherr von Ketteler, der seine Beamtenlaufbahn offenbar wegen der Verhaftung des Kölner Erzbischofs Droste-Vischering aufgab, um katholischer Priester zu werden. Ketteler war später Abgeordneter in der seit Mai 1848 tagenden Frankfurter Nationalversammlung⁴⁸ und wurde 1850 Erzbischof von Mainz.⁴⁹ Das Interesse des späteren Erzbischofs an der sogenannten ‚sozialen Frage‘ trat zunächst hinter dem Bemühen zurück, die Freiheit der (katholischen) Kirche gegenüber dem Staat und seinen weltlichen Institutionen zu wahren. Dementsprechend konzentrierten sich die Aktivitäten zur Linderung der Not der verelendenen Unterschichten in erster Linie auf karitative und paternalistische Ansätze.⁵⁰ In dieser Hinsicht waren die Positionen denen Kolpings durchaus vergleichbar; die katholische Position bezog sich nicht oder bestenfalls bedingt auf den Kern der ‚sozialen Frage‘, sie stellte sich vielmehr gegen die verheerenden Auswirkungen des Wirtschaftsliberalismus. Gesellschaftliches Ideal war die Wiederbelebung der mittelalterlichen Zunftidee des Ständestaates. Dementsprechend war auch die Zielgruppe der entsprechenden Aktivitäten eher das Handwerkertum; für Industriearbeiter bzw. die Verbesserung ihrer Lage war allerdings kaum Raum.⁵¹

Gleichwohl griff von Ketteler die Sozialproblematik offensiv auf und stellte sie gewissermaßen in das Zentrum katholisch-kirchlichen Wirkens.⁵²

47 Vgl. Michael Burleigh. *Irdische Mächte, göttliches Heil*. (wie Anm. 3). S. 504f.

48 Vgl. u.a. zur Frage des überregionalen Katholizismus in der Nationalversammlung etwa Clemens Rehm. *Die katholische Kirche in der Erzdiözese Freiburg während der Revolution 1848*. Freiburg/München: Karl Alber, 1987. S. 85ff.

49 Vgl. Hermann-Josef Grosse Kracht. *Wilhelm Emmanuel von Ketteler* (wie Anm. 40). S. 34f.

50 Vgl. Michael Burleigh. *Irdische Mächte, göttliches Heil* (wie Anm. 3). S. 505.

51 Vgl. Hermann-Josef Grosse Kracht. *Wilhelm Emmanuel von Ketteler* (wie Anm. 40). S. 44.

52 Vgl. etwa Peter Meinhold. *Wichern und Ketteler. Evangelische und katholische Prinzipien kirchlichen Sozialhandelns* (wie Anm. 14). S. 31.

Anfang Oktober 1848 fand in Mainz die ‚Erste Versammlung des Katholischen Vereins Deutschlands‘, eine Vorläuferin der späteren Katholikentage, statt. Als Ehrengast dieser Versammlung führte der sozial engagierte Bischof folgendes aus:

Die schwerste Frage, die bei allen gesetzlichen Bestimmungen, bei allen Staatsformen noch nicht gelöst ist, das ist die sociale Frage. Ich kann es mit aller Wahrheit aussprechen: die Schwierigkeit, die Größe, die Dringlichkeit dieser Aufgabe erfüllt mich mit der größten Freude; nicht die Noth freut mich, die ich in Wahrheit in tiefstem Herzen mitfühle, nicht das Elend meiner Brüder, – nein, sondern, dass es jetzt sich zeigen wird und zeigen muß, welche Kirche die Kraft der göttlichen Wahrheit in sich trage. Es wird sich zeigen, daß der katholischen Kirche die endliche Lösung der socialen Frage vorbehalten ist; denn der Staat, mag er Bestimmungen treffen, welche er will, hat dazu nicht die Kraft. Einen ähnlichen Gedanken hat ein würdiger protestantischer Geistlicher in der Paulskirche ausgesprochen. Der Kampf zwischen protestantischem und katholischem Glauben auf dem Gebiete des Dogma werde fortan ruhen, dagegen der Kampf entstehen auf dem Gebiete der socialen Fragen. Es ist wahr, die Liebe läßt sich nicht trennen von der Wahrheit, nicht vom Dogma. Liebeswerke sind die eindringlichsten Beweise. Wenn es sich zeigt, daß bei uns die Heimath der Lieb, einer werktätigen, christlichen, zur Hülfe der armen Brüder tüchtigen Liebe sich findet, dann wird auch die Wahrheit unserer Glaubenslehren anerkannt werden.⁵³

Hier wird deutlich, dass zwar weniger die Frage der Selbstverschuldung und damit einer Klassifizierung der Armut zum Thema gemacht ist. Gleichwohl wird eine gegenüber der älteren, mittelalterlich-ständisch geprägten Sicht der Armut veränderte Indienstnahme der Armen bzw. der Wohlfahrtspflege für diese Armen im Sinne eines Wettbewerbselements mit dem Protestantismus deutlich formuliert. In dieser Sicht haben die Armut und ihre Bekämpfung weniger einen allgemeinen gesellschaftlichen oder moralischen Wert, sondern in erster Linie wird diese als die Möglichkeit zum Überlegenheitsbeweis der katholischen Kirche dargestellt. Wie bereits hinsichtlich des protestantischen Ansatzes zu konstatieren, war die katholische Armenpflege zwar vom Gedanken der Linderung größter Not getragen, allerdings wurden

53 zitiert nach Hermann-Josef Grosse Kracht. *Wilhelm Emmanuel von Ketteler* (wie Anm. 40). S. 56.

auch hier lediglich die ärgsten Symptome, nicht aber deren gesellschaftliche Ursache bekämpft.

7 Abschließende Betrachtungen

Beide Kirchen reagierten auf das Phänomen steigender Verelendung offenbar zunächst zurückhaltend. Während die katholische Kirche – zumal in protestantischen Gebieten – in Konflikte mit der politischen Linie des Liberalismus einerseits, aber auch einem obrigkeitlich bedingten Anti-Katholizismus verwickelt war, betrachtete der Protestantismus, in reformierter Tradition stehend noch ausgeprägter als in ‚rein‘ lutherischer, Armut tendenziell als ‚Sünde‘. Vor allem mit den Unruhen des Jahres 1848 und dem Schreckgespenst des ‚Kommunismus‘ wurde die Haltung der beiden Amtskirchen erschüttert, Johann Hinrich Wichern etwa sprach ja vom ‚Gift des Kommunismus‘. Das Jahr 1848 war offenbar in vieler Hinsicht ein ‚Schlüsseljahr‘, was allgemeine gesellschaftliche Veränderungen, das Entstehen eines Arbeiterselbstbewusstseins, aber auch die Initiativen für die Ausprägung bzw. Standardisierung einer christlichen Armenfürsorge angeht. Allerdings gab es bereits vor den Märzunruhen eine große Zahl von protestantischen Wohlfahrtsverbänden; Wichern und seine Nachfolger konnten auf diesem System aufbauen.

Auch in der katholischen Kirche gab es bereits zu Anfang des 19. Jahrhunderts verschiedene Ansätze, die Not der Armen zu lindern. Nicht nur Geistliche vor Ort wurden auf die Entwicklung zu einer Massenverelendung aufmerksam, die bereits recht früh allgemein und in der Folge dezidiert als ‚soziale Frage‘ bezeichnet wurde. Bischof von Ketteler etwa benutzte diesen Begriff im Kontext eines Positionspapiers zur Rolle der Armenfürsorge im Katholizismus.

Im katholischen Kontext lassen sich vor allem in einer ‚spätaufklärerisch‘ geprägten Phase im ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts vergleichbare Vorstellungen einer Zusammenarbeit kirchlicher und staatlich-öffentlicher Stellen beobachten. Diese gewissermaßen ‚progressiven‘ Aspekte gingen im Zuge einer weniger pragmatisch ausgerichteten ‚ultramontanen‘ Haltung verloren.

In jedem Fall – das gilt für die protestantische wie für die katholische Seite – lässt sich anhand der theoretischen wie praktischen Ansätze zur Armenfürsorge erkennen, dass an eine grundlegende Änderung der

gesellschaftlichen Verhältnisse nicht gedacht war, mithin protestantische wie katholische Wohlfahrtspflege in politischem Sinne weder reformerisch noch gar revolutionär waren. Gleichwohl wirkte sich dieser Ansatz auf praktischer Ebene positiv aus – und führte über begleitende Predigtstätigkeit womöglich unabsichtlich zum Hinterfragen gesellschaftlicher Normen, so dass die ‚Apolitizität‘ durchaus politisches Engagement hervorbringen konnte.

Tobias Reichardt (Lüneburg)

Von der Religionskritik zur Ökonomiekritik

Der Weg von Marx und Engels bis 1846

1. Einleitung

Marx und Engels wandten sich in den frühen 1840er Jahren der jungen Wissenschaft der Nationalökonomie zu, weil sie im Verständnis der Ökonomie den Schlüssel zum Begreifen der modernen Gesellschaft erkannt hatten. Hierin liegt die Radikalisierung von einem bürgerlich-aufklärerischen Standpunkt zu einem, den man „kommunistisch“ oder „sozialistisch“ nennen mag. „Sozialistisch“ in diesem Sinne wurde die Kritik, indem sie a) die Form der materiellen Auseinandersetzung mit der Natur für die Wissenschaft entdeckte, und das hieß zunächst: die bürgerliche Nationalökonomie rezipierte und b) indem sie diese als das Selbstbewusstsein der zu überwindenden bürgerlichen Gesellschaft kritisierte. Im Folgenden soll dieser Übergang von einer liberalen politischen Kritik zum wissenschaftlichen Sozialismus und zu den ersten Ansätzen einer Kritik der bürgerlichen Ökonomie verfolgt werden. Es soll darin speziell gezeigt werden, wie diese sich aus der philosophischen Religionskritik heraus entwickelte. Dabei wird konkretisiert, inwiefern für Marx und Engels die Religionskritik „die Voraussetzung aller Kritik“¹ ist. Zeitlich stehen die Jahre 1841 bis 1846 im Zentrum. Die Betrachtung beginnt mit Marx' Dissertation und endet mit der Kritik an Feuerbach. Da die „Thesen über Feuerbach“ verbunden mit der „Deutschen Ideologie“ einen entscheidenden Schritt zum „wissenschaftlichen Sozialismus“ darstellen, bietet sich ein Einschnitt hier an. Das Werk von Marx ist mit dem von Engels in den Frühschriften so eng verbunden, dass es sich empfiehlt, beide Autoren gemeinsam zu behandeln.

1 Karl Marx. „Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie“. Marx-Engels-Werke (MEW). Berlin: Dietz, 1956 u.ö. I. S. 378.

2. Bis 1842

Marx' wissenschaftliche Arbeit hat von Beginn an auch eine politisch-kritische Intention. Schon die Doktorarbeit über den antiken Materialismus von 1841 ist zugleich mit der philosophiehistorischen auch von einer religionskritischen und aufklärerischen Absicht geleitet. Dies wird etwa in der Widmung für Ludwig von Westphalen erkennbar, die diesen als aufgeklärten Menschen preist, der „jeden Fortschritt der Zeit“ begrüße. Die Widmung bekennt sich dabei zu einem ausgeprägten Idealismus, der so weit geht, dass der vitale Geist von Westphalens sogar als Garant für dessen körperliches Wohlbefinden dargestellt wird.² Die Vorrede entspricht dem aufklärerischen Impetus der Widmung. Marx wendet sich darin sehr deutlich bis aggressiv gegen die konservativen Philosophiehistoriker Cicero und Plutarch, die ein abwertendes Bild von Epikur geprägt hätten. Epikur wird von Marx als „der größte griechische Aufklärer“ gegen seine Kritiker verteidigt.³ Anlässlich von Plutarchs Epikur-Kritik wendet Marx sich dagegen, „die Philosophie vor das Forum der Religion“ zu ziehen.⁴ Schließlich wird Prometheus als Personifikation von Religionskritik und Aufklärung zum „vornehmste[n] Heilige[n] und Märtyrer im philosophischen Kalender“ erklärt.⁵ Ein kritischer Anhang gegen Plutarchs konservative Polemik gegen Epikur lässt noch einmal den religionskritischen Akzent der gesamten Arbeit deutlich hervortreten. Marx setzt sich noch nicht in Gegensatz zu Hegel. Seine Arbeit zur „Differenz der demokritischen und epikureischen Naturphilosophie“ ordnet er hegelschem Geiste zu und will sie als Ergänzung des Werkes Hegels verstehen. Immerhin deutet Marx Kritik an, indem er sagt, dass Hegels idealistisches System diesen daran gehindert habe, die Bedeutung der hellenistischen philosophischen Systeme anzuerkennen.⁶ So wird bereits in dieser frühen Schrift deutlich, dass der Hegelianismus, den der junge Marx vertritt, ein Hegelianismus der Linken ist. Bei aller Offenheit des hegelschen absoluten Idealismus

-
- 2 Kurze Zeit später obsiegte allerdings die Materie: Ludwig von Westphalen ist 1842 gestorben.
 - 3 Vgl. Karl Marx. „Doktorarbeit: Differenz der demokritischen und epikureischen Naturphilosophie nebst einem Anhang“. MEW Ergbd. 1. S. 305.
 - 4 Ebd. S. 262.
 - 5 Ebd. S. 263.
 - 6 Ebd. S. 261f. Dass die Kritik des Idealismus noch in den Anfängen steckt, zeigt etwa die Abwertung der „empirischen Existenz“ (ebd. S. 308).

gegenüber philosophischem Materialismus und Religionskritik betont Marx doch gerade diese politisch fortschrittlichen Elemente in einer Weise, die den Idealismus bis zum Äußersten strapazieren. Marx vermag dadurch die Kritik an den politischen Verhältnissen in den Begriffen der philosophischen Tradition zu artikulieren und an kritische, atheistische Strömungen der traditionellen Philosophie anzuknüpfen.⁷ Er bewegt sich hierdurch zunächst im Rahmen des Junghegelianismus.

Ebenso wie Marx war der frühe Engels vom religionskritischen Linkshegelianismus geprägt. Davon zeugen bereits seine „Briefe aus dem Wuppertal“ von 1839, in denen er die vor allem geistig beschränkten Verhältnisse seiner Heimat bitter-ironisch beschreibt. Die Rückständigkeit des Wuppertals ist für Engels eng mit der religiösen Prägung der dort lebenden Menschen verbunden. Die Beschreibung des religiösen Unwesens im Wuppertal stellt geradezu den Schwerpunkt dieser engelsschen Schriften dar.⁸ Er bezeichnet Elberfeld als das „Zion der Obskuranten“.⁹ Bereits in dieser Schrift geht Engels jedoch über eine bloße Kritik von Bewusstseinsformen hinaus und nimmt die Folgen der modernen Fabrikarbeit wahr, die er mit der kritisierten Religion (und anderem Drogengebrauch) in Verbindung bringt: „Was von diesen Leuten dem Mystizismus nicht in die Hände gerät, verfällt ins Branntweintrinken.“¹⁰ Kinderarbeit, Alkoholismus, Verwahrlosung werden der Fabrikarbeit unter den damaligen Verhältnissen zugeschrieben, und die Pietisten seiner Heimat gelten Engels als besonders inhumane Fabrikherrn.

In seiner 1842 veröffentlichten Schrift „Schelling und die Offenbarung“, einer kritischen Auseinandersetzung mit den philosophischen Restaurationsversuchen nach dem Tode Hegels, legt Engels dar, welche bedeutende Rolle die Religionskritik für die Hegelschüler spielte.¹¹ Speziell Feuerbachs

7 Zum Atheismus in der antiken Philosophie vgl. Tobias Reichardt. „Religionskritik in der Antike“. *Der Geist geistloser Zustände. Religionskritik und Gesellschaftstheorie*. Hg. Maxi Berger, Tobias Reichardt und Michael Städtler. Münster: Westfälisches Dampfboot, 2012. S. 54-70.

8 Mit dem „Leben Jesu“ von David Friedrich Strauß war Engels zu diesem Zeitpunkt offensichtlich bereits bekannt. Vgl. ebd. S. 422; vgl. ferner „Engels an Wilhelm Graeber“. MEW Ergbd. 2. S. 435f.

9 Friedrich Engels. „Briefe aus dem Wuppertal“. MEW 1. S. 413.

10 Ebd. S. 417.

11 Friedrich Engels. „Schelling und die Offenbarung. Kritik des neuesten Reaktionsversuchs gegen die freie Philosophie“. MEW Ergbd. 2. S. 176f.

Lehre, „daß das Geheimnis der Theologie die Anthropologie sei“¹², wird als entscheidender Schritt nach Hegel herausgestellt. Das Werk des späten Schelling stellt im Gegensatz dazu laut Engels eine mystifizierende Wiedereinführung der Religiosität in die Philosophie dar, um rückwärtsgerichtete politische Tendenzen zu befördern.

3. Die Arbeit an der „Rheinischen Zeitung“

In der „Rheinischen Zeitung für Politik, Handel und Gewerbe“, für die Marx im Mai 1842 tätig wurde und deren Herausgeber er ab Oktober 1842 war, vertrat er wie die gesamte Zeitung einen liberalen Standpunkt. Die Religionskritik nahm hier unvermeidlich eine zentrale Rolle ein. So ist die Trennung von Staat und Religion ein immer wieder thematisiertes politisches Ziel der „Rheinischen Zeitung“.¹³ Dieses Thema ließ sich für eine progressive Publizistik unter den damaligen realhistorischen und geistesgeschichtlichen Verhältnissen gar nicht vermeiden, da der preußische Staat einen Angriff auf die Religion als Angriff auf sich selbst betrachtete.¹⁴ Umgekehrt verwendete er die Religion zu seiner eigenen Apologie und zur Bewahrung überholter gesellschaftlicher und politischer Verhältnisse. Generell war die Haltung zur Religion im Vormärz eine hochsensible politische Frage. Die liberalen und fortschrittlichen Kräfte scharten sich um Autoren wie Bruno Bauer, David Friedrich Strauß und Ludwig Feuerbach. Feuerbachs radikal religionskritisches Werk „Das Wesen des Christentums“ erschien 1841, Strauß’ „Leben Jesu“ bereits 1835. Die konservativen Kräfte wehrten sich nicht zuletzt mithilfe der Zensur. Diesen Auseinandersetzungen konnte und wollte sich auch die „Rheinische Zeitung“ nicht entziehen. Marx vertrat dabei den feuerbachianischen Standpunkt, dass die Religion nicht nur rationalistisch zu reinigen, sondern in ihrem Wesen widersprüchlich sei.¹⁵

12 Ebd. S. 219.

13 MEW Ergbd. 1. S. 395f.

14 Engels beschreibt diese enge Verbindung von absolutistischem Staat und Religion in seinem Artikel „Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen“. MEW 1. S. 446-453. Vgl. auch die Rolle der Religion in der staatlichen Zensur: Karl Marx, „Bemerkungen über die preußische Zensurinstruktion“. MEW 1. S. 10ff.

15 Vgl. Karl Marx, „Die ‚Rhein-Mosel-Zeitung‘ als Großinquisitor“. MEW Ergbd. 1. S. 431f.

Das Thema Trennung von Religion und Staat drängte sich etwa anhand der Ehegesetzgebung auf.¹⁶ Marx plädiert in einem Artikel zu einem Ehescheidungsgesetzentwurf der preußischen Regierung, der die Ehescheidung erschweren sollte, – wenig überraschend – für die strikte Trennung von Religion und Recht und darüber hinaus für einen rein weltlichen Begriff der Ehe. Dabei argumentiert Marx allerdings eindeutig von einem idealistischen Standpunkt, demzufolge die sittlichen Verhältnisse natürlichen gleichkommen. Von einer historischen Entwicklung und Variabilität des Sittlichen ist hier noch kein Bewusstsein erkennbar.

Ist daran auch erkennbar, dass die linken Kritiker der „Rheinischen Zeitung“ dem philosophischen Idealismus noch verhaftet waren, so kamen Marx und Engels während ihrer Tätigkeit für die Zeitung doch auch bereits mit der ökonomischen Frage in Berührung, die den Horizont des bloßen Liberalismus überschreitet und auf die Weiterentwicklung der Kritik vorausdeutet. So beschäftigt sich Marx mit der Armut der Moselbauern in seinen Beiträgen zum „Holzdiebstahlsgesetz“¹⁷, bei welchem Thema sich reichlich Gelegenheit bot, die Rolle von materiellen Interessen, nämlich denjenigen der Waldeigentümer, in der Politik zu beobachten. Wenngleich diese Interessen abstrakt als „das Privatinteresse“ gefasst werden, das „den Staat“ unterlaufe, finden sich hier die ersten Ansätze im Werk von Marx, den Horizont einer bürgerlich-aufgeklärten Gesellschaftskritik zu verlassen und sich den sozialen Fragen zuzuwenden.¹⁸ In diesem Zusammenhang der Holzdiebstahlsgesetzgebung, mit der verhindert werden sollte, dass die mittellosen Anwohner sich Brennholz aus den Wäldern beschafften, zieht Marx schließlich

16 Karl Marx. „Der Ehescheidungsgesetzentwurf“. MEW 1. S. 148-151; Ergbd. 1. S. 389-391.

17 Vgl. Karl Marx, „Debatten über das Holzdiebstahlsgesetz“. MEW 1. S. 109-147; ders. „Rechtfertigung des ††-Korrespondenten von der Mosel. Ebd. S. 172-199.

18 Bekanntlich sagte Marx (laut einem Brief von Engels an Richard Fischer, MEW 39. S. 466) später von sich, „grade durch seine Beschäftigung mit dem Holzdiebstahlsgesetz und mit der Lage der Moselbauern sei er von der bloßen Politik auf die ökonomischen Verhältnisse verwiesen worden und so zum Sozialismus gekommen.“ In den betreffenden Artikeln herrscht allerdings ein bürgerlich-idealistic Staatsbegriff, wonach der Staat „an sich“ dem Privatinteresse enthoben sei. Vgl. „Holzdiebstahlsgesetz“ (wie Anm. 17). S. 138: „Der Holzdieb hat dem Waldeigentümer Holz entwendet, aber der Waldeigentümer hat den Holzdieb dazu benutzt *den Staat selbst* zu entwenden.“

religionskritisch den Vergleich mit dem Fetischismus: Die Wilden von Kuba müssten denken, das Holz sei der Fetisch der Rheinländer.¹⁹

Auch Engels beobachtet die mit der Industrialisierung verbundenen sozialen Entwicklungen, die er aus dem ökonomisch fortgeschritteneren England kennt, mit großem Interesse und analysiert sie in zahlreichen Artikeln. Ende 1842 berichtet er ebenfalls in der „Rheinischen Zeitung“ vom wachsenden englischen Proletariat und dessen zunehmend politisch bedeutsamen Kämpfen:

[D]ie Industrie bereichert zwar ein Land, aber sie schafft auch eine Klasse von Nichtbesitzenden, von absolut Armen, die von der Hand in den Mund lebt, die sich reißend vermehrt, eine Klasse, die nachher nicht wieder abzuschaffen ist, weil sie nie stabilen Besitz erwerben kann. Und der dritte Teil, fast die Hälfte aller Engländer, gehört dieser Klasse an. Die geringste Stockung im Handel macht einen großen Teil dieser Klasse, eine große Handelskrise macht die ganze Klasse brotlos. Was bleibt diesen Leuten anders übrig, als zu revoltieren, wenn solche Umstände eintreten? Durch ihre Masse aber ist diese Klasse zur mächtigsten in England geworden, und wehe den englischen Reichen, wenn sie darüber zum Bewußtsein kommt.²⁰

Vereinzelte setzt sich die „Rheinische Zeitung“ auch bereits mit der jungen „kommunistischen“ Bewegung auseinander.²¹ Jedoch nehmen Marx und Engels immer noch weitgehend einen hegelianisch-idealistischen Standpunkt ein. Der Staat gilt als das Ideelle, das gegen die „materiellen“ Sonderinteressen zu verteidigen sei.²² Gegen die Zensur wird mit einem Staats-

19 Ebd. S. 147.

20 Friedrich Engels. „Die innern Krisen“. MEW 1. S. 459.

21 Vgl. Karl Marx. „Der Kommunismus und die Augsburger ‚Allgemeine Zeitung‘“. MEW 1. S. 105-108.

22 So in der Kritik der Rolle von Sonderinteressen in den Provinziallandständen. Vgl. etwa Karl Marx. „Über die ständischen Ausschüsse in Preußen“. MEW Ergbd. 1. S. 417. Zum Idealismus bes. ebd. S. 419: „Der Staat durchzieht die ganze Natur mit geistigen Nerven, und an jedem Punkt muß es erscheinen, daß nicht die Materie, sondern die Form, nicht die Natur ohne den Staat, sondern die Staatsnatur, nicht der *unfreie Gegenstand*, sondern der *freie Mensch* dominiert.“ Vgl. auch ders. „Randglossen zu den Anklagen des Ministerialreskripts“. Ebd. S. 422f.

idealismus reinsten hegelschen Wassers argumentiert.²³ Marx argumentiert im Namen der Vernunft und der diese inkorporierenden Philosophie gegen die Apologeten der Zensur: „Die neueste Philosophie hat nur eine Arbeit weitergeführt, die schon Heraklit und Aristoteles begonnen haben. Ihr polemisiert also nicht gegen die Vernunft der neuesten Philosophie, Ihr polemisiert gegen die stets neue Philosophie der Vernunft.“²⁴ Er sieht sich also noch im Einklang mit der philosophischen Tradition. Engels ist der Auffassung, „daß die sogenannten materiellen Interessen niemals in der Geschichte als selbständige, leitende Zwecke auftreten können, sondern daß sie stets, unbewußt oder bewußt, einem Prinzip dienen, das die Fäden des historischen Fortschritts leitet.“²⁵ Hier liegt offensichtlich eine noch sehr enge Anlehnung an die idealistische Geschichtsphilosophie Hegels vor: Die materiellen Interessen seien nichts Selbständiges, sondern von einem höheren „Prinzip“ gelenkt. Gleichwohl mag man hier anmerken, dass die Kritik der politischen Ökonomie eine legitime Erbin des Deutschen Idealismus sein wird, weil ihr zufolge tatsächlich die partikularen Interessen von der gesellschaftlichen Totalität bestimmt werden. Insofern der Geschichtsidealismus den Vorrang des Allgemeinen vor den partikularen Interessen ausdrückt, enthält er tatsächlich ein wahres Moment – im Gegensatz zum begriffslosen Positivismus. Freilich ist dieser Antipositivismus ein Aspekt, der zunächst in der theoretischen Entwicklung von Marx und Engels mit der zunehmenden kritischen Distanz zur Philosophie zurücktreten wird.

4. Die „Deutsch-Französischen Jahrbücher“

In ihren Beiträgen zu den „Deutsch-Französischen Jahrbüchern“, deren einzige Ausgabe im Februar 1844 erschien, ist eine Weiterentwicklung der wissenschaftlichen Vorstellungen von Marx und Engels auszumachen. Marx und Engels erkennen mehr und mehr die politische Ökonomie als Schlüssel zur bürgerlichen Gesellschaft, zu deren Erkenntnis und Kritik zunächst das begriffliche Instrumentarium der traditionellen Philosophie, sei es auch

23 Vgl. etwa Karl Marx, „Debatten über die Preßfreiheit“. MEW 1. S. 58: „Ein Gesetzbuch ist die Freiheitsbibel eines Volkes.“

24 Karl Marx. „Der leitende Artikel in Nr. 179 der „Kölnischen Zeitung“. MEW 1. S. 103.

25 Engels, Krisen (wie Anm. 20). S. 456f.

diejenige Hegels oder der Linkshegelianer, herangezogen wird. Sie verstehen sich Ende 1843 eindeutig als Kommunisten. Engels hält den Kommunismus für „eine notwendige Folgerung, die aus den Voraussetzungen, wie sie in den allgemeinen Bedingungen der modernen Zivilisation gegeben sind, unvermeidlich gezogen werden muß.“ Er erscheint ihm als eine philosophische Position: „[A]uch die deutsche Philosophie ist nach langen und mühseligen Umwegen schließlich und endgültig beim Kommunismus angelangt.“²⁶

Aus den „Deutsch-Französischen Jahrbüchern“ sollen hier zwei Beiträge von Marx betrachtet werden: Die Schrift „Zur Judenfrage“ sowie die „Einleitung“ zur unveröffentlicht gebliebenen „Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie“.²⁷ Der Beitrag mit dem missverständlichen Titel „Zur Judenfrage“ ist eine kritische Auseinandersetzung von Marx mit zwei Schriften Bruno Bauers zum Thema der jüdischen Emanzipation: „Die Judenfrage“ und „Die Fähigkeit der heutigen Juden und Christen, frei zu werden“. Bauer, der später zum offenen Antisemiten wurde, vertritt die Auffassung, dass die Juden, solange sie ihre Religion nicht aufgaben, keine emanzipierten Staatsbürger sein könnten. Nach Bauer wäre vor der politischen Freiheit für Juden und für Christen eine Überwindung der Religion unabdingbar. Für Juden gilt dies nach Bauer in stärkerem Maße, da ihre Religion eine frühere, archaischere Stufe gegenüber dem Christentum repräsentiere. Die Kritik von Marx geht dahin, dass er Bauers Vorstellung einer politischen Emanzipation als unzureichend infrage stellt. Mit der „politischen Emanzipation“ sei noch keine menschliche Emanzipation erreicht.²⁸ Am Beispiel Nordamerikas macht Marx gegen Bauer deutlich, dass durchaus politische Emanzipation im Sinne eines demokratischen Staates herrschen kann, ohne dass die Religiosität der Bevölkerung überwunden wäre.

Marx kritisiert Bauer, weil dieser über die philosophische Religionskritik der Linkshegelianer nicht hinausgelangt ist. Für Marx dagegen ist die Religion nicht mehr der Hauptgegner, sondern repräsentiert nur noch eine

26 Friedrich Engels. „Fortschritte der Sozialreform auf dem Kontinent“. MEW 1. S. 480. Zur deutschen Philosophie und zum „philosophischen Kommunismus“ vgl. auch ebd. S. 492ff.

27 Karl Marx, „Zur Judenfrage“. MEW 1. S. 347-377. Vgl. Friedrich Engels, Karl Marx. „Die heilige Familie oder Kritik der kritischen Kritik. Gegen Bruno Bauer und Konsorten“. MEW 2. S. 91ff., 99ff. und 112ff.

28 Vgl. Karl Reitter. „Verdopplung und Entgegensetzung – die Staatsthematik in der Marxschen Frühschrift ‚Zur Judenfrage‘“. *Grundrisse* Nr. 5, 2003.

abgeleitete Sphäre, wenngleich erst ansatzweise bestimmt werden kann, *wovon* die Religion sich ableitet:

Die Religion gilt uns nicht mehr als der *Grund*, sondern nur noch als das *Phänomen* der weltlichen Beschränktheit. Wir erklären daher die religiöse Befangenheit der freien Staatsbürger aus ihrer weltlichen Befangenheit. Wir behaupten nicht, daß sie ihre religiöse Beschränktheit aufheben müssen, um ihre weltlichen Schranken aufzuheben. Wir behaupten, daß sie ihre religiöse Beschränktheit aufheben, sobald sie ihre weltliche Schranke aufheben. Wir verwandeln nicht die weltlichen Fragen in theologische. Wir verwandeln die theologischen Fragen in weltliche. Nachdem die Geschichte lange genug in Aberglauben aufgelöst worden ist, lösen wir den Aberglauben in Geschichte auf. Die Frage von dem *Verhältnisse der politischen Emanzipation zur Religion* wird für uns die Frage von dem *Verhältnis der politischen Emanzipation zur menschlichen Emanzipation*.²⁹

Sehr deutlich hebt Marx hier also hervor, dass er von einem idealistischen zu einem materialistischen Begründungsverhältnis übergegangen ist. Das Politische und das Religiöse gelten ihm als sekundär gegenüber einer Sphäre, die noch recht blank bleibt: das „Weltliche“, „Menschliche“, die „bürgerliche Gesellschaft“ – ein aus Hegels Rechtsphilosophie stammender Begriff. Die Kritik der Religion wird dabei zum Vorbild der Kritik der Politik. Marx geht davon aus, dass beide auf gleiche Weise Produkte einer Abspaltung oder Entfremdung sind.³⁰ Dass der Begriff der bürgerlichen Gesellschaft hier noch so unbestimmt ist – Marx bezeichnet sie als „Sphäre des Egoismus, des *bellum omnium contra omnes*“³¹, er assoziiert sie mit Eigennutz, Geld, Schacher³² – erklärt auch, warum er sie im letzten Satz des Artikels gleichsam mit „dem Judentum“ bezeichnen kann, was Marx zu Unrecht und unter völliger Missachtung der Kernaussagen des Textes den Vorwurf des Antisemitismus eingebracht hat.³³

29 Marx, Judenfrage (wie Anm. 27). S. 352.

30 Vgl. Marx, Judenfrage (wie Anm. 27), S. 355: „Der politische Staat verhält sich ebenso spiritualistisch zur bürgerlichen Gesellschaft wie der Himmel zur Erde.“

31 Marx, Judenfrage (wie Anm. 27), S. 356.

32 Marx, Judenfrage (wie Anm. 27), 372.

33 Vgl. dazu Michael Heinrich, Die Wissenschaft vom Wert – Die Marxsche Kritik der politischen Ökonomie zwischen wissenschaftlicher Revolution und klassischer Tradition, 2. Auflage Münster: Westfälisches Dampfboot, 2001,

Die wahre Emanzipation versteht Marx als eine, die die irdischen Grundlagen der Religion umwälzt, die Entfremdung zurücknimmt. Man kann hier von einer unmittelbaren Übertragung des Feuerbachianismus auf die realen politischen und sozialen Verhältnisse sprechen: „*Alle* Emanzipation ist *Zurückführung* der menschlichen Welt, der Verhältnisse, auf den *Menschen selbst*.“ Der „wirkliche, individuelle Mensch“ müsse „den abstrakten Staatsbürger“ in sich zurücknehmen und damit als individueller, wirklicher Mensch „Gattungswesen“ werden.³⁴

Marx' zunehmende Zweifel an seinen bisherigen philosophischen Gewissheiten führten zu einer erneuten kritischen Auseinandersetzung mit der Rechtsphilosophie Hegels.³⁵ Die Kritik der hegelschen Rechtsphilosophie, an der Marx gearbeitet hat, wurde zwar weder fertiggestellt noch veröffentlicht, wohl aber ist eine Einleitung dazu in den „Deutsch-Französischen Jahrbüchern“ erschienen. Diese erklärt die Religionskritik in Deutschland für abgeschlossen: „Für Deutschland ist die *Kritik der Religion* im wesentlichen beendet, und die *Kritik der Religion* ist die Voraussetzung aller Kritik.“³⁶ Marx verabschiedet sich in dieser Schrift also insofern von der Religionskritik, als er sie für abgeschlossen erklärt. Die Religion sei eine bloßes Produkt des Menschen, jedoch des unter bestimmten gesellschaftlichen Bedingungen lebenden Menschen:

Das Fundament der irreligiösen Kritik ist: Der *Mensch macht die Religion*, die Religion macht nicht den Menschen. Und zwar ist die Religion das Selbstbewußtsein und das Selbstgefühl des Menschen, der sich selbst entweder noch nicht erworben oder schon wieder verloren hat. Aber *der Mensch*, das ist kein abstraktes, außer der Welt hockendes Wesen. Der Mensch, das ist *die Welt des*

S. 100f. Vgl. auch Detlev Claussen. Grenzen der Aufklärung. Die gesellschaftliche Genese des modernen Antisemitismus. Überarb. Neuausgabe Frankfurt/M.: Fischer, 1994. S 85ff. Die Mühe lohnt eigentlich nicht, doch sei hier immerhin als abschreckendes Beispiel auf Barbara Zehnpfennig hingewiesen, die den Vorwurf des Antisemitismus, ideologisch verblendet und ohne widersprechende Argumente zur Kenntnis zu nehmen, reproduziert: Barbara Zehnpfennig. „Einleitung“. Karl Marx. *Ökonomisch-philosophische Manuskripte*. Hg. Barbara Zehnpfennig. Hamburg: Meiner, 2005. S. LIII.

34 Marx. Judenfrage (wie Anm. 27), S. 370.

35 Karl Marx. „Zur Kritik der politischen Ökonomie. MEW 13. S. 8.

36 Karl Marx. „Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung“. MEW 1. S. 378.

Menschen, Staat, Sozietät. Dieser Staat, diese Sozietät produzieren die Religion, ein *verkehrtes Weltbewußtsein*, weil sie eine *verkehrte Welt* sind.³⁷

Marx proklamiert also auch hier die Notwendigkeit, von der bloßen Religionskritik zur Kritik der irdischen Bedingungen der Religion fortzuschreiten. Damit verlässt er, zunächst der Intention nach, den Horizont Feuerbachs und der Junghegelianer insgesamt. Gleichzeitig bleibt die Argumentation von Marx noch der Philosophie verhaftet. Die Religion gilt ihm weiterhin als eine „*phantastische Verwirklichung* des menschlichen Wesens“.³⁸ Die Kritik geht also weiterhin von dem Begriff des menschlichen Wesens aus, nicht von einer Analyse der kapitalistischen Ökonomie und ihrer Widersprüche. Wenn Marx die Gegenstände der Kritik aufzählt, die an die Stelle der bloßen Religion treten sollen, so spricht er von der Kritik der Erde (im Ggs. z. Himmel), des Rechts und der Politik. Von der Ökonomie ist noch nicht explizit die Rede. Subjekt der Kritik ist für Marx nach wie vor die Philosophie.³⁹ Zwar spricht er von einer Aufhebung der Philosophie, diese sei aber nur als Verwirklichung der Philosophie möglich. Die Revolution beginne im Hirn des Philosophen, von wo aus sie die Massen ergreife.⁴⁰

Auch in dieser Schrift erklärt Marx die politische Revolution zu einer bloß partiellen. Er unterscheidet die Klasse der Bourgeoisie und des Proletariats. Nur die letztere Klasse sei in der Lage, eine vollkommene Revolution und Emanzipation durchzuführen. Gleichzeitig wird diese Emanzipation als eine „Wiedergewinnung des Menschen“ beschrieben⁴¹, als gelte es, einen harmonischen Urzustand wiederherzustellen.

In den „Deutsch-Französischen Jahrbüchern“ herrscht ganz offensichtlich das Bestreben, über eine rein bürgerliche Emanzipation hinauszugelangen. Wir finden hier – wie übrigens auch in den Fragmenten der „Kritik des Hegelschen Staatsrechts“ – ein Bewusstsein davon, dass es eine Emanzipation jenseits der politischen, bürgerlichen Emanzipation geben müsse. Der hier vertretene Kommunismus ist allerdings noch sehr philosophisch. Marx bezieht sich immer noch wenig gebrochen auf Feuerbachs Religionskritik: „Unser ganzer Zweck kann in nichts anderem bestehn, wie dies auch bei

37 Ebd.

38 Ebd.

39 Ebd. S. 379.

40 Ebd. S. 385 und 391.

41 Ebd. S. 390.

Feuerbachs Kritik der Religion der Fall ist, als daß die religiösen und politischen Fragen in die selbstbewußte menschliche Form gebracht werden.⁴² Im Mittelpunkt stehen damit Begriffe wie derjenige der menschlichen Emanzipation, die in der philosophischen Tradition stehen, aber noch kein konkretes Wissen über das Wesen der bürgerlichen Gesellschaft verraten – was gewiss auch zu diesem Zeitpunkt der marxischen Entwicklung noch nicht möglich war. Die reine Religionskritik ist überwunden, doch wird die Kritik von Staat und Gesellschaft noch in den Termini der philosophischen Religionskritik geübt. Ähnlich verhält es sich noch in den „Ökonomisch-philosophischen Manuskripten“.

5. Die Ökonomisch-philosophischen Manuskripte

Die 1844 im Pariser Exil verfassten „Ökonomisch-philosophischen Manuskripte“⁴³, die in keinem zu seinen Lebzeiten veröffentlichten Buch mündeten, sind das erste Zeugnis einer intensiven Auseinandersetzung von Marx mit der Nationalökonomie. Marx zeigt sich hier bereits als ein radikaler Kritiker des Kapitalismus, freilich ohne dass er bereits über einen Begriff dieser Gesellschaftsformation verfügte. Seine Kritik am Kapital ist noch sehr heterogen. Zentral ist in dieser Schrift der Begriff der Entfremdung, die im Wesen des Privateigentums gründe und der ganz offensichtlich in der philosophischen Begrifflichkeit Hegels und des Linkshegelianismus verankert ist. Der Begriff des Privateigentums erscheint hier als zentraler denn derjenige des Kapitals. An den Schriften des Jahres 1844 lässt sich der fortschreitende Übergang von der Religions- zur Gesellschaftskritik sehr gut nachvollziehen. Die moderne Ökonomie wird als eine „Entfremdung“ des Menschen begriffen, ganz ähnlich wie Feuerbach die Religion als ein entfremdetes Produkt des Menschen betrachtete. Nach Marx entfremdet das Arbeitsprodukt den Menschen seiner selbst, so dass er ein „sich abhanden gekommener, entmenschter Mensch“ sei. Bemerkenswert ist, dass die kritische Perspektive auf die Ökonomie sich offensichtlich der Religionskritik verdankt. Marx macht sich die Ökonomiekritik in den Termini der Religionskritik zu eigen. So

42 Karl Marx. „[Briefe aus den ‚Deutsch-Französischen Jahrbüchern‘]“. MEW 1. S. 346.

43 Karl Marx, „Ökonomisch-philosophische Manuskripte aus dem Jahre 1844“. MEW Ergbd. 1. S. 465-588.

zieht der junge Marx ausdrücklich die Parallele des Geldes zum Christentum, zu Christus als dem verselbständigten Mittler:

Christus *repräsentiert* ursprünglich 1. die Menschen vor Gott; 2. Gott für die Menschen; 3. die Menschen dem Menschen.

So repräsentiert das *Geld* ursprünglich seinem Begriff nach: 1. Das Privateigentum für das Privateigentum; 2. die Gesellschaft für das Privateigentum; 3. das Privateigentum für die Gesellschaft.

Aber Christus ist der *entäußerte* Gott und der entäußerte Mensch. Gott hat nur mehr Wert, sofern er Christus, der Mensch nur mehr Wert, sofern er Christus repräsentiert. Ebenso mit dem Geld.⁴⁴

Weshalb die vom Privateigentum bestimmte Arbeit zur Entfremdung führt, ist nicht sehr klar. Die erste marxische Kritik der Nationalökonomie ist diesbezüglich verbunden mit wenig überzeugenden Theoremen. So wird die Arbeitsteilung überhaupt als den Menschen entfremdend kritisiert – was dem reifen Marx gewiss fern läge.⁴⁵ Die Arbeitsteilung vereinseitige den Arbeiter und drücke ihn zur Maschine herab.⁴⁶ Aus der Perspektive der reifen Kritik der politischen Ökonomie findet hier eine Vermischung von Gebrauchswert-Ebene und gesellschaftlicher Form statt: Besteht die Entfremdung darin, dass wir bei der Arbeit fremdbestimmt, fremden Zwecken unterworfen sind, oder darin, dass wir auf eine bestimmte Weise technisch – also u.a. arbeitsteilig – arbeiten? Arbeitsteilung mag in bestimmten Fällen zu „Verkrüppelung“ führen, sie jedoch als solche zu kritisieren, erscheint als schwer begründbar. Nicht nur ermöglicht die Arbeitsteilung eine enorme Effizienzsteigerung, auch ist der universelle Arbeiter, der alle möglichen Arbeiten beherrscht, ein unrealistisches Ziel. Die Beschränkung auf die Entfaltung bestimmter Talente, die sich aus der Natur der Sache ergibt, dürfte generell nicht als Entfremdung oder gewaltsame Vereinseitigung empfunden werden. Daher muss eine den Kapitalismus überwindende Gesellschaftsordnung nicht so konzipiert werden, dass auf Arbeitsteilung möglichst verzichtet würde. Ziel müsste alleine sein, bei der arbeitsteiligen Spezialisierung die Wünsche und Bedürfnisse des Individuums zu berücksichtigen und die

44 Karl Marx. „[Auszüge aus James Mills Buch ‚Éléments d'économie [politique]‘“. Ergbd. 1. S. 446.

45 Vgl. das Kapitel „Teilung der Arbeit und Manufaktur“ in: Karl Marx. „Das Kapital. Erster Band“. MEW 23. S. 356-390.

46 Vgl. z. B. Marx, Ökonomisch-philosophische Manuskripte. S. 468 und S. 473f.

Arbeitsteilung nicht, wie es heute der Fall ist, zu einer Maske von Herrschaft zu machen.

Der Entfremdungsbegriff der „Ökonomisch-philosophischen Manuskripte“, so theoretisch unentwickelt und diffus er sein mag, steht allerdings durchaus in Beziehung zur reifen Kritik der politischen Ökonomie. Einer seiner Aspekte besteht nämlich darin, dass des Menschen „eigne Schöpfung ihm als fremde Macht“ gegenüberstehe.⁴⁷ Dies ist aber nichts anderes, als das, was der reife Marx mit dem Fetischismus bezeichnet, der der kapitalistischen Gesellschaft anhängt. Im Rahmen der reifen Kritik der politischen Ökonomie wird dieser Sachverhalt jedoch präzise und stichhaltig begründet. Der Ausdruck „Entfremdung“ fällt dort nur noch selten.

Marx bekennt sich hier sehr stark zu Feuerbach, dem er zuspricht, alleine seit Hegel „eine wirkliche theoretische Revolution“ herbeigeführt zu haben.⁴⁸ Von der noch „theologischen Kritik“ distanziert sich Marx hier – „so sehr sie im Beginn der Bewegung ein wirkliches Moment des Fortschritts war.“⁴⁹ Marx beschreibt also selber die „theologische Kritik“, die schließlich in Kritik der Theologie übergeht, als eine fortschrittliche Entwicklung.

Marx kritisiert die Neigung der apologetischen Nationalökonomie, die Klassengesellschaft vor dem Hintergrund eines „nur erdichteten Urzustand[s]“ zu erklären. Dieser Urzustand wird von ihm mit dem Mythologem des Sündenfalls in der Theologie verglichen, das ebenso nur „unterstellt als ein Faktum, in der Geschichte, was er erklären soll“.⁵⁰ Wir sehen also auch hier, wie die Kritik der Theologie für Marx zum Keim der Gesellschaftskritik wird oder umgekehrt: Er betrachtet implizit die Religion als eine Ur-Ideologie, die in der wissenschaftlichen Nationalökonomie wiederkehrt.

Die sich um den Entfremdungsbegriff bewegende Gesellschaftskritik der „Ökonomisch-philosophischen Manuskripte“ ist offenkundig noch sehr unausgereift. So behauptet Marx: „Die Aneignung des Gegenstandes erscheint so sehr als Entfremdung, dass, je mehr Gegenstände der Arbeiter produziert, er um so weniger besitzen kann und um so mehr unter die Herrschaft seines Produkts, des Kapitals, gerät.“⁵¹ Hier scheint also der Grad der Entfremdung an die Anzahl der produzierten Güter gebunden zu wer-

47 Ebd. S. 451.

48 Ebd. S. 468.

49 Ebd. S. 469.

50 Ebd. S. 511.

51 Ebd. S. 512.

den, ein Gedanke, der kaum einzuleuchten vermag. Halbwegs sinnvoll wäre allenfalls, wenn damit gemeint wäre: Der moderne Arbeiter vermag mehr zu produzieren als seine Vorfahren in anderen Gesellschaftsformen, dennoch ist er nicht weniger fremdbestimmt oder fremdbestimmter als jene. Die Begründung für diesen Sachverhalt wäre dann allerdings immer noch offen. Auch hier wird der Vergleich mit der Religion ausdrücklich gezogen, was erneut illustriert, wie Marx die Religionskritik gewissermaßen als Geländer benutzt, um sich der Kritik der Ökonomie zu nähern:

Es ist ebenso in der Religion, Je mehr der Mensch in Gott setzt, je weniger behält er in sich selbst. Der Arbeiter legt sein Leben in den Gegenstand; aber nun gehört es nicht mehr ihm, sondern dem Gegenstand. Je größer also diese Tätigkeit, um so gegenstandsloser ist der Arbeiter.⁵²

Diese quantitative Formulierung wird zudem auch noch wiederholt.⁵³ Marx ist zu diesem Zeitpunkt noch nicht in der Lage, die Herrschaft durch den Produktionsprozess gesellschaftstheoretisch zu begründen. Daher bleibt es an diesen Stellen höchst unklar, weshalb die Vergegenständlichung zu einer selbständigen Macht, ebenjener Entfremdung, führt.

Es scheint, dass Marx den Grund für die Entfremdung schon in der Institution des Privateigentums sieht: „Die Arbeit produziert Wunderwerke für die Reichen, aber sie produziert Entblößung für den Arbeiter.“⁵⁴ Andererseits scheint die Maschinisierung als Grund von Entfremdung angeführt: „Sie [scil. die Arbeit] ersetzt die Arbeit durch Maschinen, aber sie wirft einen Teil der Arbeiter zu einer barbarischen Arbeit zurück und macht den andren Teil zur Maschine.“⁵⁵

52 Ebd. S. 512.

53 Ebd. S. 513.

54 Ebd.

55 Marx, Ökonomisch-philosophische Manuskripte (wie Anm. 43). S. 513. Demnach wäre es konsequent, in einen vorindustriellen Zustand zurückzukehren. Vgl. Sozialistische Studiengruppen. *Entfremdung und Arbeit. Ökonomisch-philosophische Manuskripte aus dem Jahre 1844*. Hamburg: VSA, 1980. S. 24: „Identifiziert man jedoch Produktivkraftentwicklung mit all den negativen Seiten der Erwerbsarbeit, so liegt die Konsequenz für die gesellschaftliche Umgestaltung auf der Hand: Wer die negativen Seiten der Lohnarbeit beseitigen will, sieht sich gezwungen, die Produktivkraftentwicklung und die hieraufbasierende weitere Entfaltung des Systems der Arbeiten und Bedürfnisse zu unterbinden.“

Marx stellt sich im Weiteren selbst die Frage: „Worin besteht nun die Entäußerung der Arbeit?“, wobei „Entäußerung“ hier offenbar synonym mit „Entfremdung“ sein soll. Es ist bezeichnend für den noch unausgereiften Stand der kritischen Wissenschaft, dass diese Frage hier auf ganz verschiedene Weise beantwortet wird. Nun wird subjektiv, mit einem Gefühl, argumentiert:

Worin besteht nun die Entäußerung der Arbeit?“

Erstens, daß die Arbeit dem Arbeiter *äußerlich* ist, d.h. nicht zu seinem Wesen gehört, da er sich daher in seiner Arbeit nicht bejaht, sondern verneint, nicht wohl, sondern unglücklich fühlt, keine freie physische und geistige Energie entwickelt, sondern seine Physis abkasteit und seinen Geist ruiniert. Der Arbeiter fühlt sich daher erst außer der Arbeit bei sich und in der Arbeit außer sich.

Der zweite Aspekt bestehe darin, dass die Arbeit

nicht sein eigen, sondern eines andern ist, da sie ihm nicht gehört, daß er in ihr nicht sich selbst, sondern einem andern angehört. Wie in der Religion die Selbsttätigkeit der menschlichen Phantasie, des menschlichen Hirns und des menschlichen Herzens unabhängig vom Individuum, d.h. als eine fremde, göttliche oder teuflische Tätigkeit, auf es wirkt, so ist die Tätigkeit des Arbeiters nicht seine Selbsttätigkeit. Sie gehört einem andern, sie ist der Verlust seiner selbst.⁵⁶

Schließlich bestehe die Entfremdung darin, dass der Mensch der Gattung, seinem Wesen entfremdet sei.

Wenn meine eigne Tätigkeit nicht mir gehört, eine fremde, eine erzwungne Tätigkeit ist, wem gehört sie dann?

Einem *andern* Wesen als mir.

Wer ist dies Wesen?

Dieser Schluß, der auf die Konzeption eines >asketischen Sozialismus< hinauslief – was für die Subjekte Entsagung von Bedürfnissen hieße – wird von Marx weder gezogen noch kann er unterstellt werden, zumal die Überwindung solcher Vorstellungen zu den zentralen Ergebnissen des wissenschaftlichen Sozialismus gehört. Dennoch fehlt den Formulierungen dieses Textes die gebotene Eindeutigkeit.“

56 Ebd. S. 514.

Die *Götter*? Allerdings erscheint in den ersten Zeiten die Hauptproduktion, wie z.B. der Tempelbau etc. in Ägypten, Indien, Mexiko, sowohl im Dienst der Götter, wie auch das Produkt den Göttern gehört. Allein, die Götter waren nie die Arbeitsherrn. Ebensovienig die *Natur*. Und welcher Widerspruch wäre es auch, da, je mehr der Mensch die Natur durch seine Arbeit sich unterwirft, je mehr die Wunder der Götter überflüssig werden durch die Wunder der Industrie, der Mensch diesen Mächten zulieb auf die Freude an der Produktion und auf den Genuß des Produktes verzichten sollte.

Das fremde Wesen, dem die Arbeit und das Produkt der Arbeit gehört, in dessen Dienst die Arbeit und zu dessen Genuß das Produkt der Arbeit steht, kann nur der *Mensch* selbst sein.⁵⁷

Aufgrund der genannten Mängel spielt der Begriff der Entfremdung im Werk des reifen Marx keine derartige zentrale Rolle mehr. Marx hat seine Gesellschaftskritik systematisiert und zu einer immanenten Kritik der politischen Ökonomie fortentwickelt. Diese lässt sich mit den Ansätzen der Jugendzeit allerdings durchaus in Verbindung setzen. So ist noch im „Kapital“ der religionskritische Impuls der Jugend unverkennbar. Nach dem „Kapital“ sind die gesellschaftlichen Strukturen im Kapitalismus gegenüber den Menschen, die sie selbst hervorbringen, verselbständigt – was man durchaus auch als „Entfremdung“ bezeichnen könnte. Die bürgerlichen Individuen betrachten die von ihnen selbst hervorgebrachten gesellschaftlichen Verhältnisse als vorgegeben und unveränderbar. Marx spricht auch vom „Fetischismus“. Im „Fetisch-Kapitel“ des ersten Bands des Kapitals wird an zentraler Stelle von einer religiösen Metapher Gebrauch gemacht.

Im dritten Manuskript der „Ökonomisch-philosophischen Manuskripte“, das in der MEW-Ausgabe mit „Privateigentum und Arbeit“ betitelt ist, vergleicht Marx die Kritik der bürgerlichen Nationalökonomie an älteren Bewusstseinsformen mit der Kritik Luthers am Katholizismus. Die Nationalökonomie betrachte das Privateigentum als Arbeit – oder wie es hier auch heißt: sie betrachte es als ein „Produkt der modernen *Industrie*“. Mit anderen Worten: sie versubjektiviere.

Als *Fetischdiener*, als *Katholiken* erscheinen daher dieser aufgeklärten Nationalökonomie, die das *subjektive Wesen* des Reichtums – innerhalb des Privateigentums – entdeckt hat, die Anhänger des Geld und Merkantilsystems, welche das Privateigentum als ein nur *gegenständliches* Wesen für den Menschen

57 Ebd. S. 518.

wissen. Engels hat daher mit Recht *Adam Smith* den nationalökonomischen *Luther* genannt.⁵⁸

Als Hegel-Schüler begreift Marx die Philosophie-Geschichte als einen Prozess der fortschreitenden Subjektivierung. Die *Nationalökonomie* verortet er in diesem Prozess und zieht vollkommen plausibel die Parallele zur Subjektivierung in der Religionsgeschichte. Der Verweis auf Engels bezieht sich auf dessen „Umriss zu einer Kritik der Nationalökonomie“, die ebenfalls in den „Deutsch-Französischen Jahrbüchern“ erschienen waren.⁵⁹ Auch Engels' Rezeption der Nationalökonomie ist bereits durch Feuerbachs Kritik der Entfremdung geprägt.⁶⁰ Obwohl sie beweist, dass Engels Marx zu diesem Zeitpunkt in der Rezeption der Nationalökonomie voraus ist, bewegt auch sie sich noch im Rahmen einer philosophischen Kritik.

Obgleich die Nationalökonomie die Gesellschaft versubjektiviert, aufklärerisch auf den Menschen zurückführt, kritisiert Marx sie dafür, dass sie den Menschen nur als Privateigentümer begreife. Dadurch affirmiere sie die bestehende Gesellschaft und reproduziere die Entfremdung oder Entäußerung.⁶¹ Erst der Kommunismus überwinde diese Entfremdung. Er sei

die *wahrhafte* Auflösung des Widerstreites zwischen dem Menschen mit der Natur und mit dem Menschen, die wahre Auflösung des Streits zwischen Existenz und Wesen, zwischen Vergegenständlichung und Selbstbestätigung, zwischen Freiheit und Notwendigkeit, zwischen Individuum und Gattung.⁶²

Die positive Aufhebung des *Privateigentums*, als die Aneignung des *menschlichen* Lebens, ist daher die positive Aufhebung aller Entfremdung, also die Rückkehr des Menschen aus Religion, Familie, Staat etc. in sein *menschliches*, d.h. *gesellschaftliches* Dasein. Die religiöse Entfremdung als solche geht nur in dem Gebiet des *Bewußtseins* des menschlichen Innern vor, aber die ökonomische Entfremdung ist die des *wirklichen Lebens* – ihre Aufhebung umfaßt daher beide Seiten. [...] Der Kommunismus beginnt sogleich (*Owen*) mit dem Atheismus, der Atheismus ist zunächst noch weit entfernt, *Kommunismus* zu sein, wie jener Atheismus mehr noch eine Abstraktion ist. Die Philanthropie

58 Ebd. S. 530.

59 MEW I. S. 499-524.

60 Vgl. ebd. S. 508 und 520.

61 Ebd. S. 530f.

62 Ebd. S. 536.

des Atheismus ist daher zuerst nur eine *philosophische* abstrakte Philanthropie, die des Kommunismus sogleich *reell* und unmittelbar zur *Wirkung* gespannt.⁶³

Wir sehen also, wie in den „Ökonomisch-Philosophischen Manuskripten“ bereits wesentliche Schritte in Richtung auf den wissenschaftlichen Sozialismus getan werden. Gewiss kann man der Feststellung zustimmen, dass es sich bei den „Ökonomisch-Philosophischen Manuskripten“ nicht um eine philosophische Fundierung der Kritik der politischen Ökonomie handelt⁶⁴, sondern um eine theoretische Selbstvergewisserung, die einen Schritt im Bruch mit der Philosophie markiert.⁶⁵ Die beginnende Lösung von der Philosophie wird durch die Rezeption der Nationalökonomie markiert. Marx wird sich dessen bewusst, dass die gesellschaftlichen Probleme der Neuzeit durch die Philosophie weder zu begreifen noch zu lösen sind. Gleichzeitig kann man die Position von Engels und Marx zu dieser Zeit noch als idealistisch bezeichnen. So geschieht die Kritik von einem allgemein moralischen oder „humanistischen“ Standpunkt.⁶⁶ Der Begriff des „Menschen“ dominiert in einer Weise, die mit dem historischen und gesellschaftlichen Bewusstsein der reiferen marxischen Theorie nicht vereinbar ist. Schließlich erscheint selbst der Kommunismus in der Art und Weise eines realitätsfremden philosophischen Ideals konzipiert.

6. Die Kritik an Feuerbach

In den „Ökonomisch-philosophischen Manuskripten“ wird Feuerbach gefeiert als „der einzige, der ein *ernsthafte*, ein *kritisches* Verhältnis zur Hegelschen Dialektik hat und wahrhafte Entdeckungen auf diesem Gebiete gemacht hat, überhaupt der wahre Überwinder der alten Philosophie ist.“⁶⁷ Dennoch sollte ein weiterer entscheidender Schritt zur Entstehung des wissenschaftlichen Sozialismus in der Kritik eben an Feuerbach bestehen. Im

63 Ebd. S. 537.

64 So die Interpretation von Herbert Marcuse. „Neue Quellen zur Grundlegung des Historischen Materialismus“. *Ideen zu einer kritischen Theorie der Gesellschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1969. S. 7-54.

65 Vgl. Sozialistische Studiengruppen, *Deutsche Ideologie*. Kommentar. Hamburg: VSA, 1981. S. 6f.

66 Vgl. etwa MEW I, S. 503.

67 Ebd. S. 569.

Frühjahr 1845 verfasste Marx die „Thesen über Feuerbach“. Die „Deutsche Ideologie“ – ein unvollendetes Manuskript, dessen erster Teil sich der Kritik Feuerbachs widmet – entstand von November 1845 bis Oktober 1846 in gemeinsamer Arbeit von Marx und Engels. In ihr wird die deutsche Philosophie in Gestalt von Feuerbach, Bruno Bauer und dem „wahren Sozialismus“ einer Kritik unterzogen. Diese Schrift, die lange als die entscheidende Darlegung des historischen Materialismus galt, soll hier nur in wenigen Hauptaussagen berücksichtigt werden. Mit der „Deutschen Ideologie“ und den „Thesen“ setzen sich Marx und Engels radikal wie nie zuvor von der junghegelianischen Philosophie ab. Sie wird pauschal als idealistisch abgetan und persifliert. Ihr wird explizit ein historischer und gesellschaftswissenschaftlicher Materialismus gegenübergestellt. Im Kontrast zu obigen Zitaten aus den „Manuskripten“ heißt es in der „Deutschen Ideologie“:

Der Kommunismus ist für uns nicht ein Zustand, der hergestellt werden soll, ein Ideal, wonach die Wirklichkeit sich zu richten haben wird. Wir nennen den Kommunismus die wirkliche Bewegung, welche den jetzigen Zustand aufhebt. Die Bedingungen dieser Bewegung ergeben sich aus der jetzt bestehenden Voraussetzung.⁶⁸

Diese Kritik an einem philosophischen Kommunismus, der Ideale formuliert, aber von der Wirklichkeit absieht, muss wie andere Aussagen der Schrift auch nicht nur als Kritik an anderen Autoren, sondern gleichzeitig als Kritik an den eigenen von Marx und Engels zuvor vertretenen Standpunkten betrachtet werden. Der Begriff der Entfremdung, der, wie wir gesehen haben, kurz zuvor noch zentral für Marx' Kritik war, wird jetzt nur noch unter ironischer Distanzierung verwendet.⁶⁹

Die „Thesen über Feuerbach“⁷⁰ – von Marx im Frühjahr 1845 in seinem Notizbuch niedergeschrieben und von Engels 1888 zum ersten Mal veröffentlicht – lassen sich dahingehend zusammenfassen, dass der „bisherige Materialismus“, insbesondere derjenige Feuerbachs, dafür kritisiert wird, die Welt als gegeben aufzufassen und ihre Herstellung durch „*menschliche Tätigkeit, Praxis*“, wie es hier vage heißt, nicht zu beachten. Dies ist ein bedeuten-

68 Karl Marx und Friedrich Engels, „Die deutsche Ideologie“. MEW 3. S. 35 (= Marx-Engels-Jahrbuch 2003. S. 21).

69 Marx, Engels. Deutsche Ideologie (wie Anm. 68). S. 34 (= Marx-Engels-Jahrbuch 2003. S. 21).

70 Karl Marx. „[Thesen über Feuerbach]“. MEW 3. S. 5-7 und 533-535.

der Schritt zur Überwindung der Philosophie hin zu einer differenzierten Gesellschaftswissenschaft. So sei die religiöse Selbstentfremdung, die Feuerbach zu Recht feststellt, aus ihrer „weltliche[n] Grundlage“ zu erklären.⁷¹ Der Begriff des menschlichen Wesens, auf dem Feuerbachs Kritik beruht und der auch für Marx lange Zeit zentral war, wird nun als nicht mehr ausreichend kritisiert. Das menschliche Wesen sei kein Abstraktum, das dem Individuum innewohnt, sondern „das ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse.“⁷² Schließlich scheint die bekannte 11. These, wonach die Philosophen die Welt nur interpretiert hätten, es aber darauf ankomme, sie zu verändern, eine radikale Distanzierung von der Philosophie zu implizieren. Diese Distanzierung wird allerdings dadurch eingeschränkt, dass Marx darunter sicher nicht verstanden wissen will, man solle in Zukunft auf die Interpretation der Welt verzichten.

Wie schon in den Schriften aus den „Deutsch-Französischen Jahrbüchern“ wird den deutschen Philosophen vorgeworfen, ihre Kritik auf die Religion und als religiös verstandene Phänomene zu beschränken. Dagegen wird das Programm einer materialistischen Gesellschaftstheorie entworfen, derzufolge die ideologischen Produkte durch die Produktionsweise bedingt seien: „Nicht das Bewußtsein bestimmt das Leben, sondern das Leben bestimmt das Bewußtsein.“⁷³ Es wird die Forderung aufgestellt, dass die materialistische Analyse „von den wirklich tätigen Menschen“ ausgehen müsse und aus dem Lebensprozess die jeweilige Ideologie abzuleiten habe.⁷⁴ Damit verbunden findet nun eine gewissermaßen empiristische Wendung statt. Die Abstraktionen, mit denen die Junghegelianer operieren, werden verworfen. An ihre Stelle sei eine Analyse der konkreten gesellschaftlichen Bedingungen zu setzen.⁷⁵ Die reife Kritik der politischen Ökonomie wird diesen Empirismus wiederum relativieren. Reine Empirie schlägt in Ideologie um. Theorie behält ihre Berechtigung. Bei der kritischen Darstellung des Kapitals geht es Marx durchaus darum, hinter der empirischen Oberfläche die Wesensgesetze

71 Ebd. S. 6.

72 Ebd.

73 Marx, Engels. Deutsche Ideologie (wie Anm. 68). S. 27.

74 Marx, Engels. Deutsche Ideologie (wie Anm. 68). S. 26.

75 Vgl. Marx, Engels. Deutsche Ideologie (wie Anm. 68). S. 25: „Die empirische Beobachtung muß in jedem einzelnen Fall den Zusammenhang der gesellschaftlichen und politischen Gliederung mit der Produktion empirisch und ohne alle Mystifikation und Spekulation aufweisen.“

der Gesellschaft offenzulegen, „die sichtbare, bloß erscheinende Bewegung auf die innere wirkliche Bewegung zu reduzieren“⁷⁶.

So wird deutlich, dass die „Deutsche Ideologie“, ganz zu schweigen von den „Thesen“, tatsächlich vornehmlich eine Schrift zur Selbstverständigung darstellt, dass viele ihrer Aussagen noch wenig belastbar sind und eher programmatischen Charakter tragen. Engels selbst unterstreicht zu einem späteren Zeitpunkt, dass in dieser Schrift keineswegs der fertige „historische Materialismus“ systematisch dargelegt wurde: „Der Abschnitt über Feuerbach ist nicht vollendet. Der fertige Teil besteht in einer Darlegung der materialistischen Geschichtsauffassung, die nur beweist, wie unvollständig unsre damaligen Kenntnisse der ökonomischen Geschichte noch waren.“⁷⁷ Der Begriff der Praxis, der in den Feuerbachthesen der bloßen Anschauung gegenübergestellt wird, zeugt in seiner Abstraktheit noch von einem wenig entwickelten Begriff gesellschaftlicher Arbeit.⁷⁸ Die „Deutsche Ideologie“ ist nicht die verbindliche Darlegung des wissenschaftlichen Sozialismus, da die Arbeit von Marx und Engels noch bei weitem nicht fortgeschritten genug dafür war, und sie ist auch nicht der „unmittelbare Vorläufer der ersten völlig reifen Werke von Marx und Engels“.⁷⁹ Es ist stattdessen zweifellos das „Kapital“, in dem der höchste Stand des marxischen wissenschaftlichen Sozialismus verkörpert ist und von dem wir hier noch weit entfernt sind. Dennoch ist die „Deutsche Ideologie“ das Zeugnis für eine entscheidende Weiterentwicklung, da Marx und Engels sich nun schärfer als je zuvor von der Philosophie absetzen und sich von der bloßen Religionskritik der Junghegelianer gelöst haben.

76 Vgl. Karl Marx. *Das Kapital*. Dritter Band. MEW 25. S. 324. Vgl. ebd. S. 825. Vgl. auch Theodor W. Adorno. *Negative Dialektik*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1966. S. 297ff.

77 Friedrich Engels. „Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie“. MEW 21. S. 264.

78 Vgl. Sozialistische Studiengruppen, *Deutsche Ideologie* (wie Anm. 65). S. 8 sowie 15ff.

79 Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der KPdSU. „Vorwort“. MEW 3. S. 5.

7. Fazit

Es hat sich gezeigt, dass die Religionskritik für die Entwicklung der sozialistischen Kritik, wie Marx selbst es sagt, in der Tat eine Voraussetzung war. Dies gilt unter mehreren Aspekten. Einerseits war die religionskritische Philosophie der Junghegelianer – und mit Abstrichen: Hegels selbst – die avancierteste Gestalt des kritischen Bewusstseins in Deutschland. Sie bot den naheliegendsten Anknüpfungspunkt für die radikalen Demokraten und frühen Sozialisten. Andererseits war diese religionskritische Philosophie eine – zunächst unzureichende – Kritik an der Philosophie insgesamt und damit schließlich der Schlüssel zum Übergang zu einer anderen Form von Wissenschaft, die den Aufklärungsprozess der Religionskritik mit anderen wissenschaftlichen Mitteln fortsetzte.

Von Beginn seines wissenschaftlichen Schaffens an – so kann man bereits mit Blick auf die Dissertation sagen – verstand sich Marx als Materialist. Dieser zunächst an der Aufklärung orientierte, noch philosophisch-idealistische Begriff des Materialismus wird konkretisiert in dem Maße, in welchem Marx, nicht zuletzt durch die Vorarbeit von Engels, die Ökonomie als zentrales Element der bürgerlichen Gesellschaft erkennt und die bürgerliche Nationalökonomie kritisch rezipiert. In der „Rheinischen Zeitung“ sind zwar bereits Sensibilität für soziale und ökonomische Fragen sowie Sympathien für radikale politische Strömungen erkennbar, jedoch ist noch kein begriffliches Instrumentarium vorhanden, mit dem der Standpunkt des Linkshegelianismus auch nur ansatzweise zu überwinden wäre.

In den „Deutsch-Französischen Jahrbüchern“ von 1843 liegt ein klares Bekenntnis zur Überwindung der bürgerlichen Gesellschaft und des bürgerlichen Staats vor. Marx wendet gegen den Linkshegelianer Bauer ein, dass es weder allein um Religionskritik zu tun sei noch auch um eine bloß politische Emanzipation, sondern um eine darüber noch hinausgehende Befreiung. Worin diese bestehe, kann Marx dagegen noch nicht präzise angeben, noch nicht einmal negativ, da er noch über einen äußerst unzureichenden und der Philosophie verhafteten Begriff der bürgerlichen Gesellschaft verfügt. Die Religionskritik wird gegenüber Feuerbach vertieft, indem Marx auf die gesellschaftlichen Gründe der religiösen Phantasien hinweist.

Auf dem Standpunkt der „Ökonomisch-philosophischen Manuskripte“ sind weitere Fortschritte zu verzeichnen. Es ist freilich unvermeidlich, dass sie noch erhebliche idealistische Residuen enthalten, die Marx und Engels mit anderen Frühsozialisten teilen und die dann in den kritischen

Auseinandersetzungen der 1840er Jahre nach und nach überwunden werden. In den „Ökonomisch-philosophischen Manuskripten“ kann man von einem „anthropologisch-philosophischen“ Charakter der Kritik sprechen. Marx versteht seine eigene Position als einen „Naturalismus oder Humanismus“.⁸⁰ Die Kritik an der Nationalökonomie und an der Gesellschaft, die durch sie spricht, wird weitgehend in tradierter philosophischer Terminologie formuliert. Ein tragfähiger Begriff der bürgerlichen Gesellschaft als ökonomischen Zusammenhang ist noch sehr schwach entwickelt. Marx behilft sich mit der aus der Religionskritik bekannten Figur der Entfremdung sowie dem damit verknüpften Begriff des menschlichen Wesens.

In der Kritik an Feuerbach schließlich, wie sie in der „Deutschen Ideologie“ und in den „Thesen über Feuerbach“ enthalten ist, scheinen Marx und Engels radikal mit der Philosophie zu brechen und den „historischen Materialismus zu begründen“. Auch die sich als materialistisch verstehende Philosophie Feuerbachs bleibt – so argumentieren die Autoren zu Recht – in ihrer Konzentration auf das Bewusstsein dem Idealismus verhaftet. Genauere Analyse belehrt jedoch darüber, dass eine wissenschaftliche Auffassung der geschichtlichen Wirklichkeit keine bloße Frage der Absicht ist. Zwar verstehen sich Marx und Engels nun nicht mehr als Philosophen. Der klassischen Philosophie, gerade auch der materialistischen, werfen sie vielmehr ein kontemplatives Verhältnis zu Welt vor, das den Anteil menschlicher Aktivität an der Gestaltung der Welt unterschlägt. Doch fehlt nach wie vor ein hinreichendes Verständnis der kapitalistischen Gesellschaft. Viele plakative Aussagen, die den „historischen Materialismus“ zusammenzufassen scheinen, bleiben vorerst vage programmatische Absichtserklärungen.

Die Religionskritik der Junghegelianer war ein letzter Ausläufer der Philosophie im traditionellen Sinne. Es war nur konsequent, dass die fortschrittlichen Geister ihre Kritik zunächst eng an die Religionskritik anlehnten, sie als Religionskritik formulierten. Die fortschrittliche Kritik nahm unweigerlich die Gestalt von Religionskritik an, da Religion und politische Herrschaft im Vormärz engstens verflochten waren und die Religionskritik außerdem in weitem Maße auf die philosophische Tradition in Antike, Aufklärung und sogar Hegel zurückgreifen konnte. Doch auf dem Wege einer reinen Religionskritik war philosophisch kein Fortschritt mehr zu erzielen. Marx erklärte daher die Religionskritik in Deutschland für „im wesentlichen beendet“. Stattdessen musste eine wissenschaftliche Hinwendung zur Gesellschaft

80 Ökonomisch-philosophische Manuskripte (wie Anm. 43). S. 577ff.

und der Übergang zur kritischen Rezeption der Ökonomie getan werden. Dieser Ausgang der Gesellschaftskritik von der Religionskritik ist jedoch nicht nur historisch-zufällig und durch die Biographie von Marx und Engels bedingt. Sie ist auch sachlich konsequent. Trotz allem besteht eine Kontinuität zur Kritik der politischen Ökonomie. Wie die traditionelle Philosophie in einem Ausdruck von „Entfremdung“ – von gegenüber dem Menschen verselbständigten Strukturen – und deren Kritik war, so hinterfragt die Kritik der politischen Ökonomie eine Gesellschaft, die wie keine vorherige auf Aufklärung und Wissenschaft beruht, gleichzeitig aber ein falsches Bewusstsein der Beteiligten erzeugt, Ideologie hervorbringt. Die Kritik der politischen Ökonomie musste sich von der Philosophie befreien und steht dennoch in der Tradition philosophischer Aufklärung. Die Herausbildung der Gesellschaftskritik aus der Religionskritik im Vormärz zu verfolgen, hat nach wie vor ein aktuelles Interesse. Nicht nur spielt die Religionskritik auch in der Gegenwart eine nicht unerhebliche Rolle, die sie auch in der nahen Zukunft beibehalten wird. Man denke an Autoren wie Dawkins, Hitchens oder Onfray sowie an die politischen Auseinandersetzungen um religiöse Fragen auch in Europa. Sie ist außerdem historisch ein Zeugnis für ein Wissenschaftsverständnis, in dem Wissenschaft ein gesellschaftliches Interesse sowohl jenseits des akademischen Betriebs als auch jenseits von Dienstleistungen für Wirtschaftsunternehmen hat.

Patrick Eiden-Offe (Duisburg-Essen)

Weisse Sklaven, oder: Wie frei ist die Lohnarbeit?

Freie und unfreie Arbeit in den ökonomisch-literarischen Debatten des Vormärz

Im Zuge jener *Great Transformation*, als die Karl Polanyi die Durchsetzung der Marktgesellschaft im 19. Jahrhundert beschrieben hat, entwickelt sich die Lohnarbeit zur gesellschaftlich dominanten Form der materiellen Reproduktion der Individuen. Der „freie Arbeitsmarkt“ fungiert dabei als zentrales Bindeglied zwischen der Gesellschaft und der aus ihr „herausgelösten“, sich autonom setzenden Sphäre der Wirtschaft.¹ Auch in der Sozialgeschichte wird die Durchsetzung der Lohnarbeit als entscheidende Dynamik im Prozess der Modernisierung angesehen. Jürgen Kockas idealtypische Bestimmung der Klassenbildungsprozesse zwischen 1800 und 1875 fasst als deren „Kern“ den „Durchbruch der Lohnarbeit zum strukturbestimmenden Massenphänomen“. Lohnarbeiter sind demnach all diejenigen, die „ihre Arbeitsleistungen auf der Grundlage eines der Form nach freiwilligen und beiderseits kündbaren Vertrags“ an einen „Käufer ihrer Arbeitsleistung“ abtreten, „der den Boden, das Werkzeug, die Maschinen, das Rohmaterial – Produktionsmittel also – in Form von Kapital“ bereitstellt.²

-
- 1 Karl Polanyi, *The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen*, Frankfurt/M. 1973 [1944], besonders das Kapitel „Markt und Mensch“ (S. 224-243), wo Polanyi die uns selbstverständlich gewordene Idee einer marktförmigen Vermittlung und Organisation der gesellschaftlichen Arbeit dadurch fremd werden lässt, dass er die Effekte analysiert, welche die „Errichtung eines Arbeitsmarkts“ in den Kolonien zeitigte.
 - 2 Jürgen Kocka, *Arbeitsverhältnisse und Arbeiterexistenzen. Grundlagen der Klassenbildung im 19. Jahrhundert*, Bonn 1990, S. 5f. – Auch die politische Soziologie des Sozialstaats operiert mit der Hypothese, Sozialpolitik sei – auch historisch – „die staatliche Bearbeitung des Problems der dauerhaften Transformation von *Nicht-Lohnarbeitern in Lohnarbeiter*“; Gero Lenhardt/Claus Offe, „Staatstheorie und Sozialpolitik. Politisch-soziologische Erklärungsansätze für Funktionen und Innovationsprozesse der Sozialpolitik“, in: Christian von Ferber; Franz-Xaver Kaufmann (Hg.): *Soziologie und Sozialpolitik*. Sonderheft

Beide Varianten der Geschichtsschreibung, die wirtschaftsethnologische wie die sozialhistorische, affirmieren eine Diagnose, die zeitgenössisch von Karl Marx im *Kapital* aufgestellt wurde: Die kapitalistische Produktionsweise sei, so heißt es im Kapitel vom „Kauf und Verkauf der Arbeitskraft“, darauf angewiesen, dass es einen „Arbeitsmarkt als eine besondere Abteilung des Warenmarkts“ gebe, dass also Arbeitskraft als Ware verkauft werde. Das aber könne nur gewährleistet werden, wenn es als Marktteilnehmer neben dem „Geldbesitzer“ auch „den freien Arbeiter“ gebe: „frei in dem Doppelsinn, daß er als freie Person über seine Arbeitskraft als eine Ware verfügt, daß er andererseits andre Waren nicht zu verkaufen hat, los und ledig, frei ist von allen zur Verwirklichung seiner Arbeitskraft nötigen Sachen“.³

Gegen die Auffassung, dass der „doppelt freie Lohnarbeiter“ als dominante Figur zu betrachten sei, in der sich alle wesentlichen Tendenzen des Zeitalters bündelten, ist in letzter Zeit von einer nun global orientierten Sozialgeschichte der Arbeit (*Global Labor History*) Einspruch erhoben worden.⁴ In globaler Perspektive erscheint Freiheit (freie Verfügungsgewalt über die eigene Arbeitskraft, Freiwilligkeit des Vertragsabschlusses, Freizügigkeit) als Paradigma moderner Arbeitsverhältnisse zweifelhaft; die „freie Lohnarbeit“, so heißt es hier, müsse auch in der Moderne „eher als Ausnahme denn als Regelfall“ angesehen werden.⁵ Parallel zur Durchsetzung der freien Lohnarbeit in den Metropolen war, so wird hier argumentiert, die zunehmend marktförmig organisierte Weltwirtschaft des 19. Jahrhunderts immer auch von unfreien Arbeitsverhältnissen aller möglichen Schattierungen geprägt: Hier ist zuvor-

19/1977 der *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, S. 98-127, hier S. 101.

- 3 Karl Marx, *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band*. Karl Marx/Friedrich Engels, *Werke*, Berlin 1956ff., Band 23, S. 183 (im Folgenden zitiert als MEW mit Band und Seitenzahl).
- 4 *Global Labor History* ist eine Prägung Marcel van der Lindens. Es handelt sich dabei nicht um eine methodologisch stabilisierte und klar identifizierbare Schule, sondern eher um ein Forschungsprogramm, das von einer Reihe gemeinsamer Grundannahmen getragen wird; vgl. dazu das Schwerpunktprogramm des *International Institute of Social History* in Amsterdam: <http://socialhistory.org/en/research/global-labour-history>. Ein vorläufiges Resümee des Forschungsprogramms liefert Jan Lucassen (Hg.), *Global Labour History: A State of the Art*, Bern 2008.
- 5 Tom Brass, Marcel van der Linden, Jan Lucassen, „Conference on the history of free and unfree labour“, in: Dies., *Free and Unfree Labour*, Amsterdam 1993, S. 5.

derst an die koloniale und postkoloniale atlantische Sklaverei zu denken. Parallel zur Versklavung von Millionen Afrikanerinnen und Afrikanern wurden Hunderttausende Europäer in die Kolonien verbracht, die in Schuld- oder Vertragsknechtschaft standen oder als verurteilte Delinquenten Zwangsarbeit leisten mussten: Der atlantische Weltmarkt vom 16. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts kann mit vollem Recht als ein integrierter „Weltmarkt der Zwangsarbeit“ bezeichnet werden.⁶ Ausgehend von der globalen Betrachtung wurden, in einem zweiten Schritt, die Beobachtungen der *Global Labor History* nach Hause gebracht und auch in den Metropolen des 19. Jahrhunderts überall unfreie Arbeitsverhältnisse (wieder)entdeckt: Von schuld-knecht-schaftlichen Verhältnissen, die oft mit der Massenmigration zusammenhingen, über öffentliche Strafarbeiten bis hin zum Regime der Arbeitshäuser; von der unfreien Arbeit im Haus bis zur (Zwangs-)Prostitution.

Die Globalgeschichte der Arbeit wurde vielfach – so zeigt schon die Liste der Themen – angestoßen von aktuellen Beobachtungen im ausgehenden 20. und beginnenden 21. Jahrhundert, und die Forschung stiftet wiederum dazu an (und befähigt überhaupt erst dazu), Formen unfreier Arbeit auch in der Gegenwart zu identifizieren. Das Problem der unfreien Arbeit hat jüngst auch über die Fachgrenzen hinaus verstärkte Aufmerksamkeit erregt, etwa durch die Veröffentlichung des *Global Slavery Index 2013* der *Walk Free Foundation*. Nach dieser Studie leben weltweit 29,8 Millionen Menschen in „moderner Sklaverei“, die sich in 162 Staaten nachweisen lässt.⁷ Die Sozial-

6 Patrick Manning, *Slavery and African Life. Occidental, Oriental, and African Slave Trades*, Cambridge 1990, S. 84, zit. nach Jan Lucassen, „Free and unfree labour before the twentieth century: a brief overview“, in: Brass/van der Linden/Lucassen, *Free and Unfree Labour* (Anm. 5), S. 77-18, hier S. 14: „an integrated ‚world market of forced labor““. – In seiner von Hegel inspirierten „normativen Rekonstruktion“ des Arbeitsmarkts konstatiert Axel Honneth für „Westeuropa“ einen „Prozeß der Reinigung der Arbeitsverhältnisse von allen traditionellen Elementen der Fron-, Lehn- oder Zwangsarbeit“, der sich „um 1800 auf seinem Höhepunkt“ befunden haben soll; Honneth reklamiert für diese Erzählung allerdings eine spezifische „Freiheit“, die der „normativen Rekonstruktion“ eingeräumt werden müsse – hier wohl die Freiheit, von der globalen Sklaverei abzu-sehen, die – organisiert aus den Zentren Westeuropas – ebenfalls um 1800 ihren Höhepunkt erlebt hat; vgl. Axel Honneth, *Das Recht der Freiheit. Grundriß einer demokratischen Sittlichkeit*, Frankfurt/M. 2011, S. 412.

7 Die Studie ist veröffentlicht auf <http://www.globallslaveryindex.org/>. Weitere Informationen finden sich unter <http://www.walkfreefoundation.org/>.

philosophin Debra Satz hat zur Beantwortung der Frage *Why Some Things Should not Be For Sale* „moralische Grenzen der Märkte“ vermessen und sich dabei auf drei „toxische Märkte“ der Gegenwart konzentriert, die schon in der Literatur und Sozialtheorie des 19. Jahrhunderts heftig debattiert wurden: den Markt für „Sexarbeit von Frauen“, den für Kinderarbeit und die „freiwillige Versklavung“, worunter Satz alle Formen unfreier Arbeit von Erwachsenen (mit Ausnahme der eigens verhandelten Sexarbeit) fasst.⁸ Satz' vierten „toxischen Markt“, den Organhandel, wird man sicher exklusiv der Gegenwart zurechnen dürfen; literarisch-metaphorisch aber war er schon im 19. Jahrhundert präsent: Nachdem der „freie Arbeiter“ – so Marx – „seine eigne Haut zu Markte getragen“ hat, weiß er, dass er „nichts andres zu erwarten hat als – die Gerberei“.⁹ Und erst nachdem Fantine in Victor Hugos *Elenden* ihre schönen Vorderzähne an einen Jahrmarktzahnarzt verkauft hat, wirft sie sich mit dem Ausruf „Auf, verkaufen wir auch das übrige!“ in die Prostitution.¹⁰

Im Folgenden soll das Problem der unfreien Arbeit in sozialtheoretisch-politischen und literarischen Selbstbeschreibungen des Vormärz untersucht werden. Dabei wird sich zeigen, dass schon hier das gesamte Problemspektrum verhandelt wird, das auch in den historiografischen und politischen Debatten der Gegenwart zur Disposition gestellt wird. Im Vormärz wurde vielfach die „Freiheit“ der Lohnarbeit besonders kritisch problematisiert; oft wurde gar die „freie Lohnarbeit“ mit der paradigmatischen Formen unfreier Arbeit, der Sklaverei, in eins gesetzt. Dadurch wird aber auch die klare Gegenüberstellung von freier und unfreier Arbeit überhaupt infrage gestellt werden, die in den Debatten der Gegenwart nur allzu oft einfach vorausgesetzt wird. Die aktuelle historiografische und politische Rede von der unfreien Arbeit – und die dabei zuweilen mitschwingende oder auch offengelegte Skandalisierung – tendiert dazu, die Schrecken der freien Arbeit zu überdecken, die doch den Autoren des Vormärz so drückend präsent waren. Von den Debatten des Vormärz her muss vielleicht nochmals die Ironie der Marx'schen Rede von der „doppelten Freiheit“ des Lohnarbeiters

8 Debra Satz, *Why Some Things Should Not Be for Sale: The Limits of Markets*. New York 2010. Auf deutsch: *Von Waren und Werten. Die Macht der Märkte und warum manche Dinge nicht zum Verkauf stehen sollten*, Hamburg 2013.

9 Marx, *Kapital*, (Anm. 3), S. 191.

10 Victor Hugo, *Die Elenden*, aus dem Französischen von Hugo Meier, Zürich 1968, S. 218-222.

eruiert werden, um deren Pointe nicht zu verpassen. Zugleich aber lassen sich vom Vormärz her auch einige Löschungen und Vereindeutigungen sichtbar machen, die nicht erst im Marxismus, sondern schon bei Marx selbst mit der politisch-theoretischen Prämierung der „freien Lohnarbeit“ verbunden waren.

1. Politik der Sklaverei: Wilhelm Weitling

Dem groß angelegten Plan zur „Reorganisation der Gesellschaft“, der den zweiten Teil seiner Schrift *Garantien der Harmonie und Freiheit* von 1842 bildet, stellt Wilhelm Weitling eine geschichtsphilosophische Erzählung voran, welche die „Entstehung der gesellschaftlichen Übel“ klären soll.¹¹ Von einem „Urzustand der Gesellschaft“ ausgehend, rekonstruiert Weitling die Genese einer Welt der Ungleichheit: der ungleich verteilten Arbeit, der ungleich verteilten Reichtümer und der Herrschaft.¹² Weitlings Rekonstruktion kreist dabei um den Begriff des Eigentums. Nach der „Entstehung des beweglichen“ und des „unbeweglichen Eigentums“ fällt der wahre Sündenfall des Menschen in Weitlings Erzählung mit der „Entstehung der Sklaverei“ zusammen: „Bis auf den Menschen selbst“ habe sich in der Sklaverei „der Begriff des Eigentums ausgedehnt“, die Ungleichheit der Menschen werde institutionell zementiert. Mit der Erfindung der Sklaverei legt der Mensch „die Hand an sein Ebenbild, um es mit seinem erschrecklichen *Mein* den Tieren des Waldes, dem Boden unter seinen Füßen und dessen Produkten

11 Wilhelm Weitling, *Garantien der Harmonie und Freiheit*, Vivis 1842; im Folgenden zit. nach: Wilhelm Weitling, *Garantien der Harmonie und Freiheit*, mit einem Nachwort hg. v. Ahlrich Meyer, Stuttgart 1974. Frühere Fassungen und Varianten der geschichtsphilosophischen Erzählung und des kommunistischen Transformationsprogramms, das die *Garantien* systematisieren, finden sich in Weitlings Zeitschriften *Der Hülfesruf der deutschen Jugend* („Herausgegeben und redigiert von einigen deutschen Arbeitern“) und *Die junge Generation*, Genf 1841-43 (Nachdruck Zentralantiquariat der DDR, Leipzig 1972).

12 Der Urzustand ist bei Weitling weniger real-historische Annahme als Konstruktion einer Kontrastfolie, vor der sich die „Übel der Gegenwart“ schärfer konturieren lassen: „Welche Kluft zwischen damals und heute! Welch veränderter Zustand der Gesellschaft in unsern heutigen zivilisierten Ländern!“ (Weitling, *Garantien*, Anm. 11, S. 10).

gleichzumachen“.¹³ Der Mensch habe aufgehört, ein „Ebenbild Gottes“ zu sein; es gibt nun nicht mehr den einen Menschen, sondern „zweierlei Menschen, Menschen die arbeiten, und Menschen, die nicht arbeiten. Herren und Knechte.“¹⁴

Weitling betont die Einführung der Sklaverei als anthropologisch-zivilisatorischen Einschnitt aus zwei entgegengesetzten, aber komplementären Gründen: Zum einen geht mit der Sklaverei die letzte Erinnerung an jenen „Urzustand“ verloren, in dem das Glück des einen nicht ohne das Glück des anderen zu denken war – das Glück war das Glück der Gleichheit.¹⁵ Zum anderen aber dient die Sklaverei Weitling dazu, den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft als noch unter dem der Sklaverei stehend zu skandalisieren. Denn der Mensch könne „wohl noch tiefer sinken“: Er kann sich zum Sklaven des Geldes machen, dessen „Erfindung“ zu einer elementaren Korruption des Gesellschaftskörpers führt.¹⁶

Das Geld tritt in Weitlings Erzählung nicht primär als Medium sozialen Austauschs in Erscheinung, sondern als Instrument des Kommandos über die gesellschaftliche Arbeit; durch das Geld erst tritt der „empörende Unterschied der Klassen in der Gesellschaft“ zutage.¹⁷ Die moderne, geldvermittelte Ausbeutung der Arbeit konturiert Weitling nun durchgängig in Abgrenzung zur Sklaverei im Schema eines „früher“ und „jetzt“: Wo der Sklave „durch den Begriff des Eigentums ein erbeutetes, getauschtes oder geerbtes Gut“ und als solches auf den Stand des Viehs gebracht worden war, da hat der Mensch heute „gar keinen Wert mehr, nicht einmal mehr den des Viehs“; wo früher der Sklavenhalter sein Gut immerhin so pfleglich behandeln musste, dass es im Gebrauch nicht vollkommen ruiniert wurde, da

13 Weitling, *Garantien* (Anm. 11), S. 40f.

14 Weitling, *Garantien* (Anm. 11), S. 42. Weitling beobachtet hier gleichsam eine anthropologische Transformation, denn den Menschen geht das Bewusstsein einer gemeinsamen Gattungszugehörigkeit verloren. Zur „Entsozialisierung“ und „Entpersönlichung“ des Sklaven vgl. Claude Meillasoux, *Anthropologie der Sklaverei*, Frankfurt/M./New York/Paris 1989, S. 101-109.

15 Vgl. Weitling, *Garantien* (Anm. 11), S. 10: „Glücklich ist nur der Zufriedene, und zufrieden kann nur der sein, der Alles haben kann, was jeder Andere hat.“

16 Weitling, *Garantien* (Anm. 11), S. 41. Die Kapitel über „Die Erfindung des Geldes“ (S. 48-66) und die über die „Geld- und Warenkrämerei“ (S. 99-114) sind die längsten im ganzen ersten Teil der *Garantien*.

17 Weitling, *Garantien* (Anm. 11), S. 55.

schindet man sie [die modernen Arbeiter] bis aufs Blut, um von ihren Kräften Vorteil zu ziehen; und wenn sie dann krank, alt und schwächlich werden, so jagt man sie zur Werkstatt, zur Fabrik und zum Haus hinaus, um sie nicht mehr nähren zu müssen, und draußen stehen sie schon zu Haufen und drängen sich hinein in die Marterhöhlen, aus welchen ein Opfer nach dem anderen wankt, sowie ihre Kräfte verbraucht sind.¹⁸

An die Stelle des äußeren Zwangs und der „Übermacht des Starken“ ist die „Verkäuflichkeit“ getreten: „Früher machte man den Menschen mit Gewalt zum Sklaven; jetzt verkauft er sich selbst“.¹⁹

Letztlich bleibt auch der moderne Arbeiter für Weitling ein Sklave, weil er sich und seine Arbeit an andere verkauft und sich so zum Sklaven des Geldes macht: Mit dieser Kernaussage folgt Weitlings Erzählung einem politischen Darstellungsschema, das ich in Anlehnung an Quentin Skinner als „Politik der Sklaverei“ bezeichnen möchte. Dass die Menschen heute unter der Herrschaft des Geldes noch immer im „Zustand der Sklaverei“ leben, lässt die Abschaffung der Geldherrschaft als „Akt der Selbstbefreiung“ einer versklavten Menschheit erscheinen, die bloß ihr „angeborenes Freiheitsrecht zurückerobern“ will.²⁰ Weitling nutzt die Tatsache, dass die Sklaverei weithin als Unrecht anerkannt ist, um die moderne Geldherrschaft einerseits der Sklaverei gleichzuordnen – *wir haben auf diesem Gebiet noch keinen Fortschritt gesehen*: so lautet hier die Behauptung –, und andererseits herauszustellen, dass die moderne Geldherrschaft sozial noch viel verderblicher wirkt als die Sklaverei. Denn „das äußerlich Gehässige“ der Sklaverei verbirgt sich heute zwar im „Schatten von Verträgen und Gesetzen“, der Zustand der Sklaverei „besteht jedoch in vieler Beziehung in noch schlimmern Grade fort“.²¹

Weitlings Konstruktion kommt nicht als politisch neutrale Geschichtsphilosophie daher, sondern als Vorspiel einer kommunistischen Umgestaltung der Gesellschaft. Es ist eine Geschichtsphilosophie von Arbeitern für Arbeiter, die hier unterbreitet wird, und auch die Erörterung der Sklavemoral soll eine selbstbewusste und kämpferische Haltung bei den Adressaten

18 Weitling, *Garantien* (Anm. 11), S. 49.

19 Weitling, *Garantien* (Anm. 11), S. 51f.

20 Quentin Skinner, „John Milton und die Politik der Sklaverei“, in: Ders., *Visionen des Politischen*, Frankfurt/M. 2009, S. 196-223, hier S. 197; mit dem Terminus „Politik der Sklaverei“ beschreibt Skinner Miltons publizistisch-propagandistische Strategie zur Legitimation der Absetzung und Hinrichtung Karls I.

21 Weitling, *Garantien* (Anm. 11), S. 50.

befördern.²² Aus diesem Grund nimmt Weitling das alte Bild von der hündischen Zufriedenheit der Sklaven auf und schärft dessen Konturen noch durch die Schilderung der verderblichen Wirkung des Geldes.²³ Er hält den modernen Arbeitern so ein Spiegelbild vor, in dem diese sich mit Sicherheit *nicht* erkennen *wollen*. Und so ruft Weitling denn auch seinem Leser provokativ zu: „Und du auch! Sklave! zu Staube gekrochen! Was! den Blick, den du schüchtern und furchtsam vor deinem Herrn niederschlägst, getraust du dich frech gen Himmel zu richten? Soll sich der Himmel in deiner Schande spiegeln?“²⁴

Die Rückseite von Weitlings „Politik der Sklaverei“ ist in einer durchgängigen Abwertung der „echten“, (post)kolonialen atlantischen Sklaverei zu sehen, auf die er vielfach anspielt. Die „Abschaffung der Sklaverei“ durch die „menschenfreundlichen Engländer“ ist für Weitling bloß eine „Komödie“, die den Skandal der modernen Geldsklaverei nur noch schärfer hervortreten lässt: „In entfernten Ländern verbieten sie den Sklavenhandel, und im eignen wimmelt es von unglücklichen Sklaven, die zu Tausenden Hungers sterben!“ Es sei ein „beißender Spott“, wenn die „teilweise Befreiung der Schwarzen eine Aufhebung der Sklaverei“ genannt werde – eine „Maskerade“, die für Weitling an Heuchelei nur mit den „Vereine[n] gegen die Tierquälerei“ verglichen werden kann.²⁵

2. Der Lohn als Preis der Freiheit: Moses Heß

In Moses Heß' Aufsatz „Ueber die Noth in unserer Gesellschaft und deren Abhülfe“ aus dem *Deutschen Bürgerbuch für 1845* wird die letzte Wurzel der gegenwärtigen sozialen Übel im „Egoismus“ gefunden, den Heß allerdings

22 Weitlings Zeitschrift *Der Hülfesruf der deutschen Jugend* verstand sich selbstbewusst – und historisch wohl zutreffend – als „das erste deutsche Arbeiterjournal“; Weitling, *Hülfesruf* (Anm. 11), S. 6 (Reprint).

23 Die spezifische „Zufriedenheit eines Sklaven“ besteht darin, so Weitling, immer nur sich selbst und das eigene Wohlergehen zu bedenken; es ist die „Zufriedenheit des geprügelten Hundes“, die keiner übergreifenden Regung der Solidarität mehr fähig ist. Das „Geldsystem“ verwandelt auch die „natürliche männliche Seele“ des Arbeiters „in eine Hundeseele“; Weitling, *Garantien* (Anm. 11), S. 11 und S. 52.

24 Weitling, *Garantien* (Anm. 11), S. 43.

25 Weitling, *Garantien* (Anm. 11), S. 50f.

nicht als individuelles Laster auffasst, sondern als Ausdruck der ökonomischen Einrichtung der Welt: Dem Egoismus korrespondiert die „freie Konkurrenz“, die wiederum mit dem „Princip der Gewerbefreiheit“ einhergeht.²⁶ Für die Einzelnen bedeuten Konkurrenz und Gewerbefreiheit, dass sie in ökonomischer Hinsicht überhaupt erst als Einzelne eingesetzt und gezwungen werden, ihre individuelle Reproduktion durch eine „Erwerbsthätigkeit“ zu sichern; synonym mit „Erwerbsthätigkeit“ setzt Heß nun „Lohnarbeit“. Die Lohnarbeit wird zur verallgemeinerten Form des sozialen Überlebens, denn die gegenwärtige Wirtschaftsweise hält die „Menschen und ihre Produkte [...] von einander getrennt – und beide verderben“.²⁷ Nur der Markt und mit ihm das Geld können die Menschen und ihre Produkte wieder zusammenbringen; der Markt – bei Heß: das Erwerbs- oder „Krämerwesen“ – werden zum universellen Vermittler, durch den wiederum sich erst gesellschaftliche Universalität herstellt: „Die Lohnarbeit oder Erwerbsthätigkeit ist daher nicht mehr auf bestimmte Kreise beschränkt; der dritte Stand, der Erwerbs- oder Krämerstand, wird der *allgemeine* Stand und auch innerhalb seiner selbst fallen alle Schranken.“²⁸

Die Universalisierung des Warenverkehrs wird von Heß durchgängig als zweiseitiger Prozess dargestellt, in dem Befreiung und Zwang einander bedingen:

Da nämlich das höchste menschliche Gemeinwesen, der allgemeine Verkehr (nicht dieses oder jenes beschränkte Gemeinwesen) jetzt das herrschende oder bestimmende ist, so folgt daraus das gleiche Recht (die gleiche Zulässigkeit) und die gleiche Pflicht (der gleiche Zwang) aller Menschen zu dieser ganz allgemeinen Erwerbsthätigkeit. Jeder will, Jeder muß Geld erwerben.²⁹

In der verallgemeinerten Lohnarbeit werde sich schließlich der „*allseitige* Menschengestalt“ ansichtig. Erst die Lohnarbeit stelle somit praktisch jenes „menschliche Gemeinwesen“ her, das Religion und Philosophie bisher bloß theoretisch postuliert haben.³⁰

26 Moses Heß, „Ueber die Noth in unserer Gesellschaft und deren Abhülfe“. *Deutsches Bürgerbuch für 1845. Herausgegeben von H. Püttmann*, Darmstadt 1845, S. 22-48, hier S. 25f., S. 29, S. 31.

27 Heß, Noth, (Anm. 26), S. 25.

28 Heß, Noth, (Anm. 26), S. 32; Hervorhebung im Original.

29 Heß, Noth, (Anm. 26), S. 32.

30 Variationen dieses Gedankens, der für den Übergang von der noch Feuerbach geprägten Kritik der Theologie und spekulativen Philosophie hin zur Kritik der

Heß lässt keinen Zweifel daran, dass die mit der Lohnarbeit verbundene Universalisierung als Fortschritt zu werten ist, oder richtiger: als Fortschrittspotenz. Denn das „Gattungsvermögen“, das sich im „allgemeinen Verkehr“ schon ausspricht, ist bisher ein nur „einseitiges geblieben“.³¹ Um diese Einseitigkeit sinnfällig zu machen und um gleichzeitig die mögliche allseitige Ausbildung des Gattungsvermögens zu umreißen, die in der Lohnarbeit schon angedeutet ist, setzt auch Heß die Lohnarbeit wieder mit der Sklaverei gleich, von der er sie zunächst doch logisch und historisch absetzt.³²

Es bleibe der bloß „äußerliche Trieb (Noth und Zwang)“³³, der die Menschen zur Tätigkeit treibt, wenn sie als Sklaven oder aber als Lohnarbeiter arbeiten, und es ist nur die wiederum äußere Gestalt dieses „äußere[n] Antrieb[s]“, die sich für Heß unterscheiden lässt: sei es „die Peitsche des Sklavenbesitzers“ oder „der Hunger des Proletariers“. Weder beim Sklaven noch beim Proletarier finden wir eine „Thätigkeit aus innerm Antriebe“, nur eine solche aber wäre wahrhaft freie menschliche Tätigkeit. Die Lebenstätigkeit des Proletariers bleibt für Heß bloße „Noth- und Sklavenarbeit“.³⁴

Nur die „innere Selbstbestimmung“ kann für Heß als wahre „Freiheit, Selbstständigkeit“ gelten: Die „Sklavenarbeit“, als die auch die Lohnarbeit vor diesem normativen Hintergrund zu werten ist, werde erst enden, wenn „das Wesen, welches uns zur Tätigkeit bestimmt, *in uns* ist“. Solange indes die „Lohndienerei“ – Inbegriff der Einheit von Lohn- und Sklavenarbeit – noch währe, solange könne die Arbeit dem Menschen nur dazu dienen, „sein kümmerliches Dasein zu fristen, zu conservieren, wie man einen Leichnam

Politischen Ökonomie in seiner Bedeutung nicht überschätzt werden kann, finden sich in Heß' Traktat *Über das Geldwesen*, der, zunächst zur Veröffentlichung in Marx' und Ruges *Deutsch-Französischen Jahrbüchern* vorgesehen, 1845 in Püttmanns *Rheinischen Jahrbüchern für gesellschaftliche Reform* veröffentlicht wurde (Darmstadt 1845, S. 1-34). Zu Heß' Feuerbach-Transformationen vgl. das Kapitel „Moses Hess, Love, and ‚True Socialism““ in: Peter C. Caldwell, *Love, Death, and Revolution in Central Europe: Ludwig Feuerbach, Moses Hess, Louise Dittmar, Richard Wagner*, New York 2009, S. 39-68.

31 Heß, Noth, (Anm. 26), S. 40; Hervorh. i.O.

32 Heß unterscheidet eine „unfreie“ von einer „freie[n]‘ Konkurrenz“ und parallelisiert diese Unterscheidung mit der zwischen dem „antike[n], auf die Sklaverei und die bornierteste Nationalität gegründete[n] Staat“ und der „christliche[n] Welt“; Heß, Noth, (Anm. 26), S. 26.

33 Heß, Noth, (Anm. 26), S. 42,

34 Heß, Noth, (Anm. 26), S. 41 und S. 46.

conserviert“.³⁵ Der Lohndiener ist für Heß ein lebender Toter, der von seinem eigentlich menschlichen Lebenselement, der selbstbestimmten Tätigkeit, getrennt bleibt. In diesem „Zustande der Trennung“ aber könne die Welt für den Menschen nur eine „Scheinwelt“ bleiben, die proklamierten Freiheiten aber: freie Konkurrenz, Gewerbefreiheit, freie Lohnarbeit, nichts als Scheinfreiheiten.³⁶

Die Verwirklichung wahrhaft freier Tätigkeit nennt Heß „Socialismus“. Was damit über die Einrichtung von Nationalwerkstätten hinaus gemeint sein könnte, expliziert Heß in einer harschen Kritik an den zeitgenössischen französischen „Socialisten“ und „Communisten“, in der sich wiederum auch Heß' eigene Konzeption von freier und unfreier Arbeit schärft: Die „Socialisten“ (er nennt Fourier, Proudhon, Thoré und Louis Blanc sowie „die sogenannten Reformisten“) würden an der „Categorie der Lohnarbeit“ festhalten und nur den Lohn gerecht bemessen wollen. Da aber „die äußerliche Werthbestimmung der menschlichen Thätigkeit“ an sich schon eine „falsche und inhumane“ sei, so blieben alle Versuche zur Einrichtung eines gerechten Lohnsystems eitel. Der „Lohn der Arbeit als äußerliche Belohnung“, die Lohnform als solche also, verhindere die Verwirklichung jenes Sozialismus, den Heß kurz und bündig zu definieren versteht: „Es ist die Aufgabe, einen socialen Zustand zu schaffen, in welchem Jeder den Lohn für seine sociale Thätigkeit in dieser selbst sucht und findet.“³⁷

Die „Communisten“ gehen zwar weiter als die „Socialisten“, da sie „die Arbeit nicht mehr als Lohnarbeit aufgefaßt wissen wollen“; zum „Gedanken der freien Thätigkeit“ als Gegensatz zur Lohnarbeit aber hätten auch sie sich bisher nicht erheben können.³⁸ Da die „Communisten“ die Marktmechanismen aussetzen wollten, ohne die tiefere Problematik der Lohnform verstanden zu haben, könne bei solchen Experimenten nur der „Rückfall in einen orientalischen Despotismus oder in einen sonstigen bereits überwundenen Zustand der Herrschaft und Knechtschaft“ folgen.³⁹ Denn wenn den Menschen „ihre Arbeitszeit und ihre Arbeit selbst, wie den Sklaven vorge-

35 Heß, Noth, (Anm. 26), S. 40f.

36 Heß, Noth, (Anm. 26), S. 26 und S. 40.

37 Heß, Noth, (Anm. 26), S. 46; Hervorh. i.O.

38 Heß, Noth, (Anm. 26), S. 43; Hervorh. i.O.

39 Hier bezieht Heß ausdrücklich Weitlings System der Stundenzettel und der „Kommerzstunden“ mit ein; vgl. dazu Weitling, *Garantien* (Anm. 11), S. 162-187.

schrieben“ würde, so könne dies nur zu einer „gezwungenen Gemeinschaft von Sklaven“ führen. Einer solchen Sklaven-Kommune aber seien selbst die marktvermittelten „jetzigen Zustände“ haushoch überlegen.⁴⁰

3. Inventarien unfreier Arbeit: der *Gesellschaftsspiegel*

Heß konzipiert die Lohnarbeit als soziale Form, in der sich die Möglichkeit wahrhaft freier menschlicher Tätigkeit überall schon abzeichnet. Heß' Akzent liegt auf den Potenzialen der Zukunft, weil die Vergangenheit geschlossener sozialer Formen für ihn unwiederbringlich verloren ist. Dass und wie aber im Herzen der modernen Wirtschaftsordnung längst überwunden geglaubte Formen unfreier Arbeit nicht nur überdauern, sondern sogar aktiv restituiert werden, das hat Hess in einem seiner anderen publizistischen Projekte verfolgt.

Im ersten Heft der Zeitschrift *Gesellschaftsspiegel*, die Heß in Zusammenarbeit mit Friedrich Engels 1845/46 in zwölf Heften in Elberfeld herausgegeben hat, findet sich ein Artikel über „Die neue Gesindeordnung“.⁴¹ Der Artikel, der anonym erschienen ist, aber Heß zugeschrieben wird, dokumentiert eine in ihrer Herkunft nicht weiter charakterisierte „Petition der Rheinländer“ an den Rheinischen Provinzial-Landtag, in der die Abschaffung der erst jüngst wieder eingeführten Gesindeordnung gefordert wird.⁴² Durch diese alt-neue Gesindeordnung werde, so die Petition, „eine ganze Klasse von Menschen zu einer Art temporärer Leibeigenschaft

40 Heß, Noth, (Anm. 26), S. 45f.

41 *Gesellschaftsspiegel. Organ zur Vertretung der besitzlosen Volksklassen und zur Beleuchtung der gesellschaftlichen Zustände der Gegenwart*, Redakteur: M. Heß, Elberfeld 1845, Heft 1, S. 18-20.

42 Zur Geschichte der Gesindeordnungen in Preußen vgl. Reinhart Koselleck, „Die Auflösung des Hauses als ständischer Herrschaftseinheit. Anmerkungen zum Rechtswandel von Haus, Familie und Gesinde in Preußen zwischen der Französischen Revolution und 1848“, in: Ders., *Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache*, Frankfurt/M. 2010, S. 465-485; zur Koexistenz von und zum Kampf zwischen dem durch Napoleon eingesetzten *Code civil* und dem preußischen Recht in der Rheinprovinz vgl. Daniel Bensaid, *Die Enteigneten. Karl Marx, die Holzdiebe und das Recht der Armen*, Hamburg 2012.

verdammt“.⁴³ Wo das Rheinische Gesetzbuch jedes „Verhältniß der Herrschaft zu ihrem Gesinde wie einen Vertrag freier Leute mit gleichen Rechten vor dem Gesetze“ behandelt, also Vertragsfreiheit gewährt habe, da werde durch die Wiedereinführung der Gesindeordnung der direkte Zwang zur Arbeit wieder als Prinzip eingeführt; ein „Dienstbote“ etwa könne jetzt wieder „durch die Polizei körperlich gezwungen werden“, seinen Dienst zu tun.

Zur freien Lohnarbeit – darauf macht der Artikel über die Gesindeordnung aufmerksam – gehört das Prinzip der Vertragsfreiheit, welches wiederum die Kündbarkeit der Arbeitsverträge beinhaltet und damit verbunden die Freizügigkeit der Arbeiter. In verschiedenen Artikeln beschreibt der *Gesellschaftsspiegel* nun, mit welchen Mitteln die „Fabrikherren“ es schaffen, die Freizügigkeit ihrer Arbeiter aufzuheben und sie an Ort und Arbeit zu binden. Dazu gehört etwa das „Truksystem“.⁴⁴ Hier werden Arbeiter nicht mit Geld, sondern mit einem Teil jener Waren entlohnt, die sie selbst während der Arbeitszeit hergestellt haben, und die sie dann in ihrer Freizeit auf dem Markt „versilbern“ müssen. Das „Truksystem“ hebe die „Selbstständigkeit“ der Arbeiter auf, heißt es im *Gesellschaftsspiegel*, denn die einzelnen Arbeiter hätten keine Möglichkeit, eine eigenständige Position am Markt zu erlangen. Sie müssten sich Zwischenhändlern anvertrauen, welche die Zwangslage der Arbeiter ausnutzten und zudem oft mit den Fabrikanten der betreffenden Waren kooperierten. Während die Geldform des Lohns es dem Arbeiter wenigstens formal erlaube, nach abgeleiteter Arbeitszeit von dannen zu ziehen, fessele das „Truksystem“ den Arbeiter in langfristigen, räumlich gebundenen Tauschbeziehungen. Die Zwischenhändler etwa erklärten sich vielfach nur zur Abnahme sehr großer Warenmengen bereit,

43 Die Rede von der „temporären Leibeigenschaft“ kann als Verweis auf einen Artikel von Karl Marx gelesen werden, der ebenfalls zu den Mitarbeitern des *Gesellschaftsspiegel* gehörte. In der Artikelfolge zu den „Debatten über das Holzdiebstahlgesezt“ aus der *Rheinischen Zeitung* von 1842 schreibt Marx, dass überführte Holzdiebe, die ihre Strafgeelder nicht zahlen können und deshalb Zwangsarbeit für den geschädigten Waldeigentümer leisten müssen, zu „temporellen Leibeigenen“ des Waldeigentümers gemacht würden (MEW 1, S. 109-147, hier S. 140).

44 Die Standardschreibweise ist Trucksystem; der Artikel zum Thema findet sich in *Gesellschaftsspiegel* (Anm. 41), Heft 1, S. 2-4 der eigens paginierten „Nachrichten und Notizen“. Zum Trucksystem vgl. auch Kocka, *Arbeitsverhältnisse* (Anm. 2), S. 275f.

die der Arbeiter erst in Zukunft liefern könne; die Bezahlung aber erhalte er im Voraus „gegen *Abarbeitung*“.

Die Arbeiter werden durch das „Truksystem“ in sich verstetigende Schuldverhältnisse getrieben, die man als Form von Schuldknechtschaft beschreiben kann.⁴⁵ Eine verwandte Form der Bindung entsteht, wenn die Arbeiter ihre Miete abarbeiten müssen – etwa weil sie zuvor durch niedrige Löhne gezwungen wurden, ihre eigenen „Hütten“ zu verkaufen. Dies schildern etwa Otto Lüning in seiner Artikelserie über „Die Lage der Weber und Spinner im Ravensbergischen“⁴⁶, oder die Meldungen über „Das Mietwesen der Arbeiter“ in Elberfeld; den Arbeitern wurde hier die Möglichkeit gewährt, ihre „Mietschuld sozusagen in Ueberstunden [zu] erarbeiten“.⁴⁷

In der Artikelserie „Schicksale weiblicher Dienstboten“ schließlich wird eine weitere, diesmal deutlich geschlechtsspezifische Variante unfreier Arbeit thematisiert. In einer Reihe – mutmaßlich von Heß – fingierter Briefe zwischen zwei jungen Dienstbotinnen wird deren Arbeits- und Lebensalltag eingefangen.⁴⁸ Neben der wiederkehrenden Klage über die harte Arbeit, die überlangen Arbeitszeiten und die schlechte Unterbringung nimmt die Schilderung (drohender oder ausgeführter) sexueller Übergriffe durch die Dienstherrn und männlichen Hausangestellten breiten Raum ein. Den Übergriffen korrespondiert der Prostitutionsverdacht, dem sich die jungen Frauen dauernd ausgesetzt sehen: „Man hält uns für verkäufliche Waare, man zwingt uns, uns zu verkaufen, um zu leben, man behandelt uns, wie Diebe und Sklaven, ja, wie das Vieh und noch schlimmer.“ Gerade die fehlende Solidarität ihrer meist älteren männlichen Mit-Arbeiter, die sich in als

45 Zur Rechtsgeschichte der Schuldknechtschaft, die juristisch auf die Personalexekution im Römischen Recht zurückgeht, vgl. Michael Spann, *Der Haftungs-zugriff auf den Schuldner zwischen Personal- und Vermögensvollstreckung. Eine exemplarische Untersuchung der geschichtlichen Rechtsquellen ausgehend vom Römischen Recht bis ins 21. Jh. unter besonderer Berücksichtigung bayerischer Quellen*, Münster 2004.

46 *Gesellschaftsspiegel* (Anm. 41), H. 3 (S. 126-130), H. 4 (S. 153-157), H. 5 (S. 187-191) und H. 6 (S. 203-208).

47 *Gesellschaftsspiegel* (Anm. 41), H. 11, S. 57ff.

48 *Gesellschaftsspiegel* (Anm. 41), H. 9 (S. 80-91) und H. 10 (S. 114-133). Zur Literatur- und Sozialgeschichte des Dienstmädchens vgl. Eva Eßlinger, *Das Dienstmädchen, die Familie und der Sex. Zur Geschichte einer irregulären Beziehung in der europäischen Literatur*, München/Paderborn 2013.

besonders schändlich erlebten Übergriffen ausdrückt, führt eine der Frauen dazu, sich als „Sklavin von Sklaven“ zu fühlen.⁴⁹

Eine letzte Verdichtung verschiedener Formen unfreier Arbeit schließlich findet sich in einer Rezension des anonym erschienenen Berichts *Die Prostitution in Berlin und ihre Opfer. Nach amtlichen Quellen und Erfahrungen*.⁵⁰ Es sei, so heißt es hier, „bekannt, in welcher harten Leibeigenschaft die Bordellbesitzer, namentlich die Besitzer heimlicher Bordelle, ihre Dirnen zu erhalten wissen, indem sie die armen Sklavinnen in Schulden stürzen und ihnen, wenn sie nicht polizeilich inskribiert sind, mit Denunziation drohen, die sie nur zu oft ausführen.“ Die normale „Laufbahn“ der Prostituierten folge einem „ewige[n] Kreislauf“ aus Bordell und Polizeigewahrsam, in dem auch das „Arbeitshaus“ zur wiederkehrenden Episode werde.⁵¹

4. Systematisierung und Reinigung: Karl Marx

Zeitschriften wie der *Gesellschaftsspiegel*, das *Westphälische Dampfboot* oder die *Junge Generation* zeichnen sich durch eine hohe Sensibilität für die reale Vielförmigkeit des vormärzlichen Proletariats aus, das heißt jener „Volksklasse, die um jeden Preis arbeiten möchte, wenn sie nur eben Arbeit findet, der bei der sie existieren kann“.⁵² Dem korrespondiert allerdings oftmals ein eklatanter Mangel – oder vielleicht auch ein Desinteresse – an theoretisch-begrifflicher Präzision, wenn es um die Analyse und Klassifikation der Phänomene geht. Allein die soeben zitierte Passage zur Lage der Prostituierten nennt vier Formen unfreier Arbeit (Sklaverei, Leibeigenschaft, Schuldknechtschaft, Zwangsarbeit) und setzt sie gleich, statt sie zu differenzieren und zu ordnen.

Begrifflich-theoretische Synthesen der gesammelten Phänomene finden sich erst später in den 1840er Jahren, und sie gehen durchgängig einher mit einer Beschäftigung mit Fragen der Politischen Ökonomie. Zu denken wäre

49 *Gesellschaftsspiegel* (Anm. 41), H. 4, S. 123f. Zum Prostitutionsbezug vgl. S. 127.

50 *Gesellschaftsspiegel* (Anm. 41), H. 11, S. 142-152. Als Autor des Berichts wurde später der berühmte Berliner Polizei-Obere Wilhelm Stieber namhaft gemacht.

51 *Gesellschaftsspiegel* (Anm. 41), H. 11, S. 147f.

52 „Die Landtagsverhandlungen über Revision des Steuersystems“, *Gesellschaftsspiegel* (Anm. 41), H. 3, S. 110-114, hier S. 112.

etwa an Heß' Traktat „Über das Geldwesen“, vor allem aber an die Arbeiten von Karl Marx.⁵³

Der Artikelserie „Lohnarbeit und Kapital“, erschienen im April 1849 in der *Neuen Rheinischen Zeitung*, stellt Marx die Absicht voran, die „ökonomischen Verhältnisse“ darzustellen, „welche die materielle Grundlage der jetzigen Klassenkämpfe“ bildeten.⁵⁴

Marx beginnt nun tatsächlich mit einem der „einfachsten ökonomischen Verhältnisse“ und fragt grundsätzlich: „Was ist der Arbeitslohn?“ – „Der Arbeitslohn ist die Summe Geldes, die der Bourgeois für eine bestimmte Arbeitszeit oder für eine bestimmte Arbeitsleistung zahlt. Der Bourgeois *kauft* also ihre [der Arbeiter] Arbeit mit Geld. Für Geld *verkaufen* sie ihm ihre Arbeit.“ Der Arbeitslohn, so heißt es kurz darauf bündig, ist der „Preis der Arbeit“.⁵⁵ Ausgehend von dieser Grundbestimmung – an der Marx später eine, wenn nicht die entscheidende Modifikation seines Begriffsapparats vornehmen wird: bezahlt wird, so weiß er seit Mitte der 1850er Jahre, nicht „die Arbeit“ oder die „Arbeit selbst“, wie es noch 1849 heißt, sondern die „Arbeitskraft“ oder das „Arbeitsvermögen“⁵⁶ – unterscheidet Marx die Lohnarbeit als „freie Arbeit“ von den zentralen Formen unfreier Arbeit:

Die Arbeit war nicht immer eine *Ware*. Die Arbeit war nicht immer Lohnarbeit, d.h. *freie Arbeit*. Der *Sklave* verkaufte seine Arbeit nicht an die Sklavenbesitzer, sowenig wie ein Ochse seine Leistungen an den Bauer verkauft. Der Sklave mitsamt seiner Arbeit ist ein für allemal an seinen Eigentümer verkauft. Er ist eine Ware, die von der Hand des einen Eigentümers in die des anderen übergehen kann. Er *selbst* ist eine Ware, aber die Arbeit ist nicht *seine* Ware.⁵⁷

53 Zu Hess vgl. Anm. 29. Bei Marx findet sich eine systematische Beschäftigung mit Fragen der Arbeitsregime vor allem in den Ökonomisch-philosophischen Manuskripten aus dem Jahre 1844 (MEW 40, S. 465-588), im *Elend der Philosophie* (MEW 4, S. 61-182) und, zusammen mit Friedrich Engels, im *Manifest der kommunistischen Partei* (MEW 4, S. 459-493).

54 Karl Marx, „Lohnarbeit und Kapital“, MEW 6, S. 397-423, hier S. 397. Hervorhebungen im Original.

55 Marx, Lohnarbeit (Anm. 54), S. 398f; Hervorh. i.O.

56 Die Unterscheidung ist seit jenen Manuskripten zum *Kapital* nachweisbar, die 1857/58 entstanden sind und die 1939-41 als *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie* in Moskau erstmals veröffentlicht wurden (Nachdruck Berlin 1953). Der „Rohentwurf“ des *Kapital* firmiert seit 1983 als MEW 42.

57 Marx, Lohnarbeit (Anm. 54), S. 401. Hervorh. i.O.

Der Sklave ist Ware, der Lohnarbeiter besitzt eine Ware, die er verkaufen kann: seine Arbeit (seine Arbeitskraft). Ware *haben* oder Ware *sein*, das ist der entscheidende Unterschied.

Der Leibeigene – die andere zentrale Figur unfreier Arbeit – ist keine Ware, die von einer Hand in die andere wechseln könnte. Der Leibeigene ist vielmehr wesentlich immobil; er „gehört zum Grund und Boden und wirft dem Herrn des Grund und Bodens Früchte ab.“ Deshalb erhält er auch keinen „Lohn vom Eigentümer des Grund und Bodens“, sondern leistet diesem umgekehrt „einen Tribut“. „Der *freie Arbeiter* dagegen“, so fährt Marx fort, „verkauft sich selbst“, aber nicht „ein für alle mal“ wie der Sklave, sondern „stückweis“: für gewisse Zeitabschnitte. Der Lohnarbeiter, so resümiert Marx – „gehört weder einem Eigentümer noch dem Grund und Boden an, aber 8, 10, 12, 15 Stunden seines täglichen Lebens gehören dem, der sie kauft.“⁵⁸

Die begriffliche Differenzierung ermöglicht es Marx, das Verhältnis von Lohnarbeiter und Kapitalist nicht länger bloß als Verhältnis zwischen Individuen, sondern als ein Verhältnis von Klassen zu konzeptualisieren. Dass immer schon ein Klassenverhältnis vorausgesetzt werden muss, sobald ein einzelner Arbeiter sich auf den Arbeitsmarkt begibt, tritt für diesen Einzelnen als Zwang in Erscheinung: Zwar kann er als „freier Arbeiter“ „den Kapitalisten, dem er sich vermietet, so oft er will“ verlassen, ebenso wie umgekehrt der Kapitalist den Arbeiter entlassen kann, „sooft er es für gut findet“. Der elementare Zwang aber, sein Leben zu verdienen, bindet den „freien Arbeiter“ doch: „Aber der Arbeiter, dessen einzige Erwerbsquelle der Verkauf der Arbeit ist, kann nicht die *ganze Klasse der Käufer*, d.h. die *Kapitalistenklasse* verlassen, ohne auf seine Existenz zu verzichten. *Er gehört nicht diesem oder jenem Bourgeois, aber der Bourgeoisie, der Bourgeoisklasse.*“⁵⁹ Dass der einzelne Arbeiter für die „Bourgeoisie“ wiederum auch nur als Teil einer Klasse in Betracht kommt, zeigt sich daran, dass sein Lohn nicht im Zuschnitt auf seine individuellen Existenzbedürfnisse bemessen wird, sondern bloß im Hinblick auf die Sicherung der Existenz seiner Klasse als ganzer: Der zu zahlende Minimallohn muss die „*Produktionskosten der Arbeit selbst*“ ersetzen, aber „[d]ieses Minimum des Arbeitslohns gilt [...] nicht für das *einzelne Individuum*, sondern für die *Gattung*. Einzelne Arbeiter, Millionen von Arbeitern, erhalten nicht genug, um existieren und sich fortpflanzen zu

58 Marx, Lohnarbeit (Anm. 54), S. 401. Hervorh. i.O.

59 Marx, Lohnarbeit (Anm. 54), S. 401. Hervorh. i.O.

können; *aber der Arbeitslohn der ganzen Arbeiterklasse* gleicht sich innerhalb seiner Schwankungen zu diesem Minimum aus.⁶⁰

Die systematische Weitung der Perspektive auf Fragen der Klassenbildung hebt die Beschreibung der politisch-ökonomischen Verhältnisse auf eine abstraktere Ebene, die sich von der Erfahrung des Einzelnen – Hunger, Unterbeschäftigung, Konkurrenz – abkoppelt. Diese Ebene wird dem Blick der Einzelnen, so Marx, nachgerade systematisch entzogen; und doch lassen nur diese abstrakten Bestimmungen das „Produktionsverhältnis der bürgerlichen Gesellschaft“ verständlich werden, das in letzter Instanz auch die Erfahrungen der Einzelnen produziert.

Nun ist der Marx'schen Begriffsklärungsarbeit in den letzten Jahren u.a. vonseiten der *Global Labor History* eine Gegenrechnung aufgemacht worden, die sich aus den Debatten des Vormärz vielfach untermauern lässt: So zeigt der Abgleich mit den begrifflich wesentlich weniger elaborierten Arbeiten von Weitling, Heß und anderen, dass es problematisch ist, die begriffliche Unterscheidung von Leibeigenschaft, Sklaverei und Lohnarbeit für eine empirische auszugeben: In der Empirie tauchen die drei Formen abhängiger Arbeit so gut wie nie in Reinform auf; die begrifflichen Bestimmungen stellen eher idealtypische Konstruktionen als empirisch valide Beschreibungen dar.⁶¹ Für die Beschreibungskraft der Theorie erweist es sich zudem als fatal, wenn die begriffliche Gegenüberstellung verzeitlicht und als historischer Entwicklungsgang dargestellt wird. Der berühmte Anfang des *Manifests der kommunistischen Partei* ordnet Sklaverei und Leibeigenschaft „früheren Epochen der Geschichte“ zu und hebt diese scharf von der Gegenwart ab.⁶² Damit verbunden wird die These, dass sich der Klassengegensatz in der Gegenwart vereinfache und auf den klaren Gegensatz von „Bourgeois und Proletarier“ zulaufe, wobei Letztere beiläufig als „moderne Arbeiter“⁶³ identifiziert werden, die vorzugsweise in der „großen Industrie“ tätig sind: „Von allen Klassen, welche heutzutage der Bourgeoisie gegenüberstehen, ist nur das Proletariat eine wirklich revolutionäre Klasse. Die übrigen Klassen

60 Marx, Lohnarbeit (Anm. 54), S. 407. Hervorh. i.O.

61 Marx selbst im dritten Band des *Kapital* davon, dass er „nur die innere Organisation der kapitalistischen Produktionsweise, sozusagen in ihrem idealen Durchschnitt, darzustellen“ beabsichtige (MEW 25, S. 839).

62 Marx/Engels, *Manifest* (Anm. 53), MEW 4, S. 462.

63 Marx/Engels, *Manifest* (Anm. 53), MEW 4, S. 468.

verkommen und gehen unter mit der großen Industrie, das Proletariat ist ihr eigenes Produkt.“⁶⁴

Das „Exklusionsdenken“, das man hier am Werk sehen kann⁶⁵, führt die Theorie schließlich zur aktiven Verleugnung der Empirie. All die Mischwesen der vormärzlichen Gesellschaft, wie sie etwa den *Gesellschaftsspiegel* bevölkern, werden hier einfach als Atavismen betrachtet. Dass verschiedene Formen unfreier Arbeit nicht nur überleben, sondern sich auf dem Boden der modernen Marktgesellschaft gerade wieder rekonstituieren, kann in diesem Theorierahmen kaum Platz mehr finden.⁶⁶

Auch innerhalb des vorgegebenen Theorierahmens schließlich bleibt zu fragen, wie und warum das Kapital das „Minimum des Arbeitslohns“ so bemessen sollte, dass sich die „Arbeiterklasse als ganze“ damit nicht nur augenblicklich, sondern auch auf mehrere Generationen reproduzieren sollte. Diese, so Michael A. Lebowitz scharf, „teleologische Absurdität“ setzt voraus, dass sich das Kapital nur über den freien Arbeitsmarkt mit Arbeitskraft versorgen kann und deshalb mit großer Voraussicht dieses Arbeitskraftpotential geradezu nachhaltig pflegt.⁶⁷ Es ist vielleicht diese teleologi-

64 Marx/Engels, *Manifest* (Anm. 53), MEW 4, S. 472. Der historische Entwicklungsgedanke mit der scharfen Betonung des Unterschieds von „freier“ und „unfreier“ Arbeit dient – nicht nur bei Marx – im gesamten Denken des „Westens“ dazu, andere Gesellschaftsformen, die angeblich auf „unfreier“ Arbeit beruhen, als „rückständig“ zu qualifizieren; zur „invention of backwardness in Western economic and philosophical thought“ vgl. Alessandro Stanziani, „Free Labor – Forced Labor: An Uncertain Boundary? The Circulation of Economic Ideas between Russia and Europe from the 18th to the Mid-19th Century“. *Kritika: Explorations in Russian and Eurasian History* 9,1 (Winter 2008), S. 27-52, hier S. 29.

65 Marcel van der Linden/Karl Heinz Roth, „Einleitung“. Über Marx hinaus. Arbeitsgeschichte und Arbeitsbegriff in der Konfrontation mit den globalen Arbeitsverhältnissen des 21. Jahrhunderts, hg. von van der Linden/Roth unter Mitarbeit von Max Henninger, Berlin/Hamburg 2009, S. 7-28, hier S. 19f.

66 Oder allenfalls als Scherz, der immerhin noch vermerkt, was verschwindet: „Was ist ein Negersklave? Ein Mensch von der schwarzen Rasse. Die eine Erklärung ist die andere wert. Ein Neger ist ein Neger. In bestimmten Verhältnissen wird er erst zum Sklaven. Eine Baumwollspinnmaschine ist eine Maschine zum Baumwollspinnen. Nur in bestimmten Verhältnissen wird sie zu Kapital“; Marx, Lohnarbeit (Anm. 54), S. 407, Herv. i.O.

67 Vgl. Michael A. Lebowitz, *Following Marx. Method, Critique, and Crisis*, Chicago 2008, S. 311: „Frankly, to propose that the value of labour-power contains

sche Illusion, die verhindert, dass Marx etwa die enorme Ausweitung der Sklaverei im späten 18. und noch im ganzen 19. Jahrhundert systematisch in seine Überlegungen einbezieht.⁶⁸ Das Kapital verschafft sich die nötige Arbeitskraft, wo und wie immer sie schnell, flexibel und billig zu haben ist, und es kombiniert die verschiedenen Ressourcen mit nachgerade undogmatischer Elastizität – so zeigt es die *Global Labor History*, und so stellt sich die Lage auch schon im *Gesellschaftsspiegel* dar.⁶⁹

5. Vom Kontinuum freier und unfreier Arbeit: *Weisse Sklaven*

Die neuere Arbeitsgeschichte schlägt vor, nicht eine Dichotomie von freier und unfreier Arbeit vorauszusetzen, sondern eher von einem „Labyrinth aus verschiedenen Arbeitsverhältnissen“ auszugehen; „zwischen den beiden Polen der Sklaverei und der freien Lohnarbeit“ spanne sich demnach ein

provisions for the maintenance of children *because capital wants future recruits* twenty years hence – rather than because workers have struggled to secure such requirements – is a teleological absurdity! However, it is a logical result of the disappearance of wage-labour-for-itself from *Capital*. Marx himself must bear responsibility for some of the functionalist absurdities of his disciples.“

68 Die Frage nach dem Verhältnis der Marx'schen Theorie zur Sklaverei hat eine lange Diskussion hervorgebracht. Es ist sicher falsch zu behaupten, dass Marx die Sklaverei gar nicht berücksichtigt habe – das wird deutlich bei Robin Blackburn, *An Unfinished Revolution: Karl Marx and Abraham Lincoln*, London/New York 2011, wo die ganze Debatte sachkundig rekonstruiert wird und auch alle einschlägigen Stellen zusammengestellt sind. Marx hat sich vor allem aus Anlass des Amerikanischen Bürgerkriegs mit der *modernen* Sklaverei auseinandergesetzt; im Vormärz finden sich hingegen kaum systematische Ansätze, die nicht auf eine bloße Historisierung hinauslaufen; eine kurze, sehr instruktive Passage aus dem *Elend der Philosophie* werde ich zurückkommen.

69 Vgl. den treffend betitelten Aufsatz „Warum gab (und gibt) es Sklaverei im Kapitalismus? Eine einfache und dennoch schwer zu beantwortende Frage“ von Marcel van der Linden, in: M. Erdem Kabadayi/Tobias Reichardt (Hg.), *Unfreie Arbeit. Ökonomische und kulturgeschichtliche Perspektiven*. Bd. 3 der Reihe *Sklaverei – Knechtschaft – Zwangsarbeit. Untersuchungen zur Sozial-, Rechts- und Kulturgeschichte*, hg. v. Elisabeth Hermann-Otto, Hildesheim/Zürich/New York: Georg Olms 2007, S. 260-279.

ganzes Kontinuum abhängiger Arbeit auf.⁷⁰ Ein solches Kontinuum konnte im Vormärz die Literatur vielleicht besser darstellen als eine Theoriebildung, die sich noch in Frontstellungen bewegen muss, um überhaupt trennscharfe Begriffe bereitstellen zu können. Moses Heß hat explizit darauf hingewiesen, dass man den modernen Arbeiter zu „Unrecht einen ‚weißen Sklaven‘ genannt“ habe: „er ist *kein* Sklave, er ist nur eine Waare“.⁷¹ Dagegen wird man konstatieren müssen, dass Ernst Willkomm in seinem Roman *Weisse Sklaven oder die Leiden des Volkes* die von Heß beklagte begriffliche Unschärfe ungewein produktiv zu machen versteht.⁷²

Der Roman stellt eine weite Zeitspanne vor Augen: Die Haupthandlung spielt im Jahr 1832, eine lange Binnenerzählung blendet in die Zeit der (ersten) Französischen Revolution zurück.⁷³ In einem abgelegenen Winkel der Niederlausitzer Heide findet sich am Ende des 18. Jahrhunderts das Schloss des Grafen Bobenstein; 1832 steht an der Stelle des Schlosses eine industriell betriebene „Baumwollenspinnerei“.⁷⁴ Die „weißen Sklaven“ des Titels verortet der Roman auf beiden Zeitebenen: auf der ersten werden so die leibeigenen Bauern des Grafen bezeichnet⁷⁵, auf der zweiten die Lohnarbeiter

70 Marcel van der Linden/Karl Heinz Roth, „Ergebnisse und Perspektiven“. Über Marx hinaus (Anm. 65), S. 557-600, hier S. 570.

71 Moses Heß, „Die Folgen einer Revolution des Proletariats“. Ders., *Philosophische und sozialistische Schriften 1837-1850*, hg. v. Auguste Cornu u. Wolfgang Mönke, Berlin 1961, S. 425-444, hier S. 434. Die Artikelfolge wurde erstmals 1847 in der *Deutschen-Brüsseler Zeitung* veröffentlicht. Heß' Bemerkung muss sich nicht unbedingt und jedenfalls nicht ausschließlich auf Willkomm's Roman beziehen; in der englischen Debatte war der Ausdruck „white slaves“ weit verbreitet; vgl. etwa Friedrich Engels, *Die Lage der arbeitenden Klasse in England*, MEW 2, S. 225-506, hier S. 405, oder Marx, *Kapital* (Anm. 3), S. 270 und 704. Willkomm's Roman ist nur in einer Auflage von 500 Exemplaren erschienen – man sollte seine zeitgenössische Bedeutung also nicht überschätzen (vgl. Hans Adler, „Der soziale Roman“, *Zwischen Revolution und Restauration 1815-1848*, hg. v. Gerd Sautermeister und Ulrich Schmid, *Hansers Sozialgeschichte der Literatur* Bd. 5, S. 195-209, hier S. 203).

72 Ernst Adolf Willkomm, *Weisse Sklaven oder die Leiden des Volkes*, Leipzig 1845; zitiert nach Reprint Berlin 2013.

73 Die Binnenerzählung findet sich bei Willkomm, *Weisse Sklaven* (Anm. 72), S. 58-291; der Beginn ist (ungenau) datiert: „179*“ (S. 58).

74 Willkomm, *Weisse Sklaven* (Anm. 72), S. 298.

75 Die Überblendung von Leibeigenschaft und Sklaverei war zeitgenössisch durchaus üblich und europaweit verbreitet; vgl. Stanziani, *Free Labor* (Anm. 64), S. 34.

der Fabrik. Gleichzeitig sind auch die „Herren“ familiär identisch: Die Fabrik wird von den Söhnen des Grafen Magnus von Boberstein betrieben, dessen Verbrechen am Ende des langen Rückblicks zu einer Katastrophe geführt hatten: Nachdem der Graf eine junge leibeigene Frau, das „Haideröschen“, in der Hochzeitsnacht entführt und vergewaltigt hatte, erheben sich die Leibeigenen und brennen das Schloss nieder. Die Söhne des verbrecherischen Magnus, die sich nun nur noch „Herren vom Stein“ nennen: Adrian, Aurel und Adalbert, gründen Jahre später ein Unternehmen und bauen das Schloss als Fabrik wieder auf; die Söhne und Töchter der aufständischen Leibeigenen werden, nun formal frei, als ArbeiterInnen in der Fabrik angestellt.⁷⁶

Die „weißen Sklaven“ der ersten Zeitebene sind ihrem Herrn direkt und körperlich ausgeliefert: Zum Zeichen ihrer Leibeigenschaft tragen sie einen „ledernen Riemen“ um die Stirn, einen „Sclavenring“, den einer der Protagonisten, der noch leibeigen geborene alte Sloboda, mit dem Brandzeichen der Schafe vergleicht⁷⁷; der Grundherr übt die Gerichtsbarkeit aus und exekutiert Körperstrafen; schließlich maßt sich der Graf noch das *ius primae noctis* an, wobei dieses schon umstritten ist, was sich an der Empörung nach der Vergewaltigung Röschens zeigt.⁷⁸ Die Bauern leisten regelmäßig „Frohn- und Hofdienste“, darüber hinaus wird jährlich unter ihnen Gesinde ausgehoben, das im Schloss Dienst tun muss. Junge Frauen sind hier ständig Übergriffen vonseiten der Herren und der älteren Diensthofen ausgesetzt.⁷⁹

Die historische Kontinuität der Versklavung spricht der alte Leberecht aus, der ebenfalls noch leibeigen geboren wurde:

[I]ch hasse den selbstsüchtigen Grafen vom Grund des Herzens, weil er vielleicht mit mehr Bewußtsein und süßerm Behagen noch als sein Vater uns arme Freigelassenen wieder zu elenden Sklaven macht, die blindlings, willenlos

76 Die Leibeigenschaft in Sachsen, zu dessen Herrschaftsbereich die Niederlausitz gehörte, wurde erst 1832 abgeschafft.

77 Willkomm, *Weisse Sklaven* (Anm. 72), S. 16.

78 Zu diesem „Recht“, das über weite historische Strecken immer wieder zur Skandalisierung von Leibeigenschaft, Sklaverei und Hörigkeit bemüht wurde, vgl. Alain Boureau, *Das Recht der Ersten Nacht. Zur Geschichte einer Fiktion*. Patmos, Düsseldorf 1996

79 Willkomm, *Weisse Sklaven* (Anm. 72), S. 83, sowie das Kapitel „Die Gesindestube“, S. 114-128.

seinem Wink gehorchen müssen, wenn sie nicht in namenloses Elend versinken sollen!⁸⁰

In der Mitte des Romans kehrt der Titel „Weiße Sklaven“ als Überschrift eines Kapitels wieder, das die Versklavung durch „namenloses Elend“ drastisch vor Augen führt.⁸¹ Nach einer „großen Lohnverkürzung“ herrscht im „Fabrikdorf“ Hunger. Es kommt zu Unruhen und einer Arbeitsniederlegung, die Arbeiter fordern mehr Lohn.⁸² Die Replik des Fabrikherren Adrian auf die Forderungen der Arbeiter bringt deren neue Sklaverei auf den Punkt: „Wer sich bei mir zurückgesetzt glaubt, kann gehen! Ich halte ja Niemand, zwingt Niemand, mir zu dienen! Lieber Gott, was will man denn noch? Freier bewegt sich auf Gottes weiter Erde kein König und kein Kaiser, wie meine Arbeiter!“ Die behauptete Freiheit wird von den Arbeitern selbst bloß als „Scherz“ wahrgenommen, der ihnen selbst allerdings „sehr bitter“ vorkommt.⁸³ Die bittere Ironie der Freiheit wird wenig später von Leberecht pointiert als „Sklaverei der Freiheit“ bezeichnet, als „verabscheuungswürdigste[] Sklaverei“ von allen.⁸⁴ Die Not der Arbeiter hat sie sich beim Fabrikherren verschulden lassen, die „freie Lohnarbeit“ entpuppt sich als verdeckte Schuldknechtschaft: „Wir hatten gegen Sie keine Waffen“, so der Arbeiterführer Martell zu Adrian, „denn wir waren arm, hingen von Ihnen ab, standen in Ihren Schuldbüchern, waren mit einem Wort Ihre leib- und seeleneigenen Knechte, Ihre weißen Sklaven!“⁸⁵ Adrian weiß, dass seine

80 Willkomm, *Weisse Sklaven* (Anm. 72), S. 383.

81 Willkomm, *Weisse Sklaven* (Anm. 72), S. 413-426.

82 Adrian empfängt eine Delegation der Streikenden in einem Festsaal, den „[s]eidene Tapeten aus Lyon“ zieren – vielleicht eine Anspielung auf den Seidenweberaufstand in Lyon 1831, den ersten großen proletarischen Aufstand auf dem Kontinent; vgl. Louis Blanc/Louis Auguste Blanqui/Ludwig Börne/Jewgeni Tarlé, *Die Lyoner Arbeiteraufstände 1831 und 1834*, hg. v. Kurt Holzappel, Berlin 1984.

83 Willkomm, *Weisse Sklaven* (Anm. 72), S. 419.

84 Willkomm, *Weisse Sklaven* (Anm. 72), S. 400.

85 Willkomm, *Weisse Sklaven* (Anm. 72), S. 683. Dass die Schuldknechtschaft der „freien Arbeiter“ System hat und von Anfang an zum Geschäftsmodell gehörte, bekennt Adrian schon zuvor gegenüber seinen Arbeitern freimütig ein: „Ich nahm Jedermann freundlich auf und warb so viele, als ich beschäftigen konnte. Nur bedang ich mir aus, daß, wer bei mir Arbeit finden und behalten wollte, sich auf meinem eigenen Grund und Boden ansässig machen müsse. Anfangs

Arbeiter ihm ausgeliefert sind, und verlangt totale Unterwerfung: „Gehorsam will und befehle ich! Dem blind Gehorchenden werd' ich ein gütiger Herr sein!“⁸⁶

Der Roman setzt die Situation der Lohnarbeiter in eine historische Kontinuität zu jener der Leibeigenen, er markiert aber auch einen Bruch, wenn er die zentrale Bedeutung der Lohnkämpfe betont, die aus der neuen formellen Freiheit der Arbeiter resultiert. Daneben spannt der Roman aber auch ein soziales Kontinuum auf, in dem, wenn auch nur am Rande, weitere Formen abhängiger und unfreier Arbeit aufgereiht werden. Über Aurel, der als Hamburger Hochseekapitän eingeführt wird, kommen Seeleute und Matrosen in den Blick. Nun hat nicht nur die Arbeitsgeschichte mit der „Presse“, der gewaltsamen Rekrutierung von Matrosen für die Kriegs- und Handelsflotten der Frühen Neuzeit, eine der Wurzeln moderner abhängiger Arbeit freigelegt – und im grausam reglementierten Alltag der Seeleute einen der Entstehungsherde der modernen Arbeitsdisziplin⁸⁷; auch in den Roman wird – idyllisch-verstellt – die grausame Geschichte der Seefahrt über die Figur des Gilbert eingespielt: Dieser junge „Sohn eines Engländers und einer Kreolin“ aus New Orleans ist Aurels Diener. Nach dem frühen Tod beider Eltern vollkommen „mittellos“, wird der Junge „aus reiner Gutmütigkeit“ vom Kapitän aufgenommen, er ist ihm im Gegenzug aber auch vollkommen ausgeliefert. Ebenso gutmütig nimmt Aurel die Erziehung des Jungen auf sich, dessen Herkunft sich dabei fortwährend bemerkbar macht:

Obwohl Aurel den Knaben wie ein Kind liebte, hatte er doch im Dienst durchaus keine Nachsicht mit ihm. Verstöße gegen die Discipin, die sich Gilbert im

stutzte Mancher bei diesem Verlangen, als ich ihnen aber vorschlug, unentgeltlich ein Stück Land zu geben und für Bau eines kleinen Hauses Geld zu niedrigem Zins vorzuschießen, schlug Jeder ein. Ich fing die Freiheitshelden wie genäsichige Mäuschen. Schaarenweise sprangen sie in meine Falle, und so entstand das Spinnerdorf drüben am See. Als meine Schuldner waren diese Thoren von Anfang an in meiner Gewalt“; Willkomm, *Weisse Sklaven* (Anm. 72), S. 433f.

86 Willkomm, *Weisse Sklaven* (Anm. 72), S. 425.

87 Vgl. Peter Linebaugh/Marcus Rediker, *Die vielköpfige Hydra. Die verborgene Geschichte des revolutionären Atlantiks*, Berlin/Hamburg 2008, besonders das Kapitel „Hydrarchie: Seeleute, Piraten und der Seestaat“, wo das Kriegs- und Handelsschiff der Frühen Neuzeit als „Vorläufer der Fabrik“ gekennzeichnet wird (S. 157-189, hier S. 164).

Anfänge häufig zu Schulden kommen ließ, bald aus Nachlässigkeit bald aus Eigensinn und Widerspänstigkeit, bestrafte Aurel mit derselben Härte, wie bei dem gemeinsten Matrosen. Mehrmals sah der verzogene Knabe der müßiggehenden Kreolin sein Blut fließen, bis sein Eigensinn vor der Unerbittlichkeit des strengen Kapitäns sich beugte.⁸⁸

Die globale Dimension der transatlantischen Sklaverei, die über die Mutter Gilberts schon angespielt ist, wird noch weiter mit der Handlung verknüpft: Der Kapitän Aurel schließt die Baumwollspinnerei Adrians an die „transatlantische[] Welt“ und damit den Weltmarkt an. Die Brüder gründen in Hamburg ein Handelshaus, über das der Baumwollhandel abgewickelt und der Vertrieb der gesponnenen Baumwolle an die entsprechenden „Manufactoreien“ organisiert wird. Die Rohbaumwolle wird zunächst aus Louisiana bezogen, bevor die Brüder vom Stein zum Betrieb einer „eigenen Pflanzung [...] am *Red River* in Arkansas“ fortschreiten. Damit aber kooperieren die Brüder nicht nur mit Sklavenhaltern, sie sind als Plantagenbesitzer selbst welche geworden.⁸⁹

Mit dem Verweis auf die aus Afrika verschleppten Sklaven der Baumwollplantagen erhält nun auch das erste Wort des Romantitels seinen Gehalt. Es geht mit der Rede von den „weißen Sklaven“ nicht nur darum, die „Freiheit“ der modernen Lohnarbeit als schlecht verhohlene Sklaverei zu entlarven; es geht auch darum, diese Sklaverei auf ein Wissen um jene *schwarzen* Sklaven zu beziehen, die im Roman nie direkt benannt werden. Der Titel *Weisse Sklaven* setzt ein solches Wissen voraus und skandalisiert das Schicksal der Titelhelden vor dem Hintergrund dieses Wissens; zugleich aber zeigt der Roman – wenn auch nur am Rande –, dass die Schicksale der weißen und der schwarzen Sklaven funktional zusammenhängen: Die „Sklaverei der Schwarzen in Surinam, in Brasilien, in den Südstaaten Nordamerikas [...] ist der Angelpunkt der bürgerlichen Industrie ebenso wie die Maschinen etc.“, so resümiert Marx an einer der wenigen Stellen, an denen er im Vormärz auf „direkte Sklaverei“ zu sprechen kommt: „Ohne Sklaverei keine Baumwolle; ohne Baumwolle keine moderne Industrie. Nur die Sklaverei hat den Kolonien ihren Wert gegeben; die Kolonien haben den Welthandel geschaffen; und der Welthandel ist die Bedingung der Großindustrie.“⁹⁰

88 Willkomm, *Weisse Sklaven* (Anm. 72), S. 305f.

89 Willkomm, *Weisse Sklaven* (Anm. 72), S. 299.

90 Marx, *Elend* (Anm. 53), S. 132.

Wenn an einer späteren Stelle im Roman der alte Leberecht meint, dass der „freie“ Arbeiter Mitteleuropas nur jenen „Neger“ beneiden könne, „der in heißen Ländern die Pflanzung seines Herrn bebaut und dafür sorglos seinen Reis essen kann“⁹¹, so wiederholt er den vormärzlichen Topos von der verschärften Sklaverei der freien Lohnarbeiter; er markiert aber auch ein grundsätzlich vorhandenes, wenn auch ideologisch – und vielleicht rassistisch – überformtes Wissen um globale Arbeitsteilung und globale Produktionsketten, das der Roman auch den vormärzlichen Arbeitern und Bauern der Niederlausitz zuschreibt.

6. Lohnarbeit und Proletarisierung

Das Verhältnis von Lohnarbeit und Sklaverei, von freier und unfreier Arbeit stellt sich in den politischen, theoretischen und literarischen Gegenwartsanalysen des Vormärz unübersichtlich dar: Auf der einen Seite wird eine Fortschrittsgeschichte erzählt, die von der Vorherrschaft unfreier Arbeitsformen zur Dominanz der „freien Lohnarbeit“ führt. Solche Narrative finden wir bei Marx, zum Teil bei Heß, aber auch bei bürgerlich-liberalen Autoren wie Wilhelm Schulz, der 1859 resümieren kann, dass nun endlich der „Grundsatz der freien Arbeit [...] seine Herrschaft über die Neuzeit begonnen hat“.⁹² Mit der historischen Erklärung geht bei Marx die bis dato schärfste begriffliche Trennung von freier und unfreier Arbeit einher. Auf der anderen Seite aber dementieren Autoren wie Wilhelm Weitling oder Ernst Willkomm eine solche scharfe Trennung, sie betonen vielmehr eine starke Kontinuität, die von der alten Sklaverei über die Leibeigenschaft zur modernen Lohnarbeit führt. Dass indes ein gewichtiger historischer Einschnitt stattgefunden haben muss, macht sich auch bei diesen Autoren geltend, wenn sie darauf beharren, dass die moderne Sklaverei der Lohnarbeiter noch schlimmer sei als die der alten oder der modernen Plantagensklaven – was, auf der anderen Seite, nur allzu oft mit einer Verharmlosung oder sogar Verniedlichung dieser „gemütlichen“ Formen von Sklaverei einhergeht. Wir haben es hier mit einer rhetori-

91 Willkomm, *Weisse Sklaven* (Anm. 72), S. 400.

92 Nach dem zitierten ersten Satz seiner Abhandlung über *Die Rettung der Gesellschaft aus den Gefahren der Militärherrschaft* (Leipzig 1859) will Schulz das zeitgenössische Militärwesen als atavistische Verletzung dieses Grundsatzes brandmarken.

rischen „Politik der Sklaverei“ zu tun, die in Anschlag gebracht wird, um die Unhaltbarkeit der Situation der Lohnarbeiter plastisch vor Augen zu stellen.

Nun bleibt allerdings auch Marx' Darstellung auf die eigentümliche Suggestivkraft des Worts „Sklaverei“ angewiesen: Um den Zwang zur Lohnarbeit zu beschreiben, spricht auch er von einer „Sklaverei der Arbeiter“.⁹³ Später wird Marx vereinzelt den Begriff „Lohnsklaverei“ verwenden, der die „Schwierigkeiten beim Festlegen einer Trennlinie zwischen freier und erzwungener Arbeit“ offen einbekennt.⁹⁴ Gleichwohl bleibt bei Marx im Vormärz das begrifflich-systematische Differenzierungsbedürfnis offenbar noch stärker als die Einsicht in den vorderhand auch empirisch noch unklaren Charakter der meisten Arbeitsverhältnisse.

Eine komplexe und vielleicht gerade darum nicht weiter ausgeführte Verknüpfung von freier und unfreier Arbeit findet sich in Heß' Artikel „Ueber die Noth in unsrer Gesellschaft“. Es ist für Heß – so legt diese eine, im Text sonst weitgehend konsequenzlos bleibende Stelle nahe – kein Anachronismus, wenn gerade unter der Herrschaft eines allseitigen, vollendeten Egoismus „alle die frühern, einseitigen Formen“ des sozialen Widerspruchs wieder neu auftreten:

Hier ist der Mensch Raubmörder, Sklave, Leibeigner, Betrüger, Wucherer, Lohnarbeiter und Bettler zugleich. In unsrer Krämerwelt, von Nordamerika an bis nach Rußland hin, gedeihen alle die politischen und socialen Formen der Herrschaft und Knechtschaft, welche uns die Geschichte der Reihe nach aufführt, von der thierähnlichen der afrikanischen Sklaverei bis zu den gottähnlichen der Theokratie.⁹⁵

Mit der „Krämerwelt“ hat Heß offenbar ein tatsächlich global gedachtes System, ein „modernes Weltsystem“ vor Augen, in dem verschiedene Regime der Nutzung und Ausbeutung von Arbeitskraft koexistieren und „gedeihen“. Die verschiedenen „politischen und socialen Formen der Herrschaft

93 Marx, Lohnarbeit (Anm. 54), S. 398; später ist davon die Rede, dass die Lohnarbeit die „Sklavin“ der „Macht“ des Kapitals sei (S. 410). Zur Rhetorik der Sklaverei bei Marx vgl. auch Stanziani, Unfree Labor (Anm. 64), S. 41.

94 Zur „Lohnsklaverei“ vgl. Karl Marx, *Der Bürgerkrieg in Frankreich. Adresse des Generalrats der Internationalen Arbeiterassoziation*, MEW 17, S. 313-365, hier S. 342. Zur „difficulty fixing a dividing line between free labor and forced labor“ vgl. Stanziani, Unfree Labor (Anm. 64), S. 29.

95 Heß, Noth (Anm. 26), S. 26.

und Knechtschaft“ bilden bei Heß zwar eine historische „Reihe“, nur spannt sich diese Reihe nicht von einem am meisten zurückgebliebenen bis zu einem fortschrittlichen Pol: Die afrikanische Sklaverei wie die Theokratie bilden allenfalls Ausgangs-, keinesfalls aber Endpunkte einer Fortschrittsgeschichte. Die „thierähnliche[] afrikanische[] Sklaverei“ feiert in der Gegenwart zudem nun ausgerechnet in „Nordamerika“ ihre Wiederauferstehung: Dass sich an diesem Ort des avancierten Fortschritts auch dessen Rückseite besonders prägnant abzeichnet, wird den Tocqueville-Leser Heß nicht überrascht haben; als Irritation eines einfachen Fortschrittsnarrativs wird die Beobachtung aber trotzdem gelten können.⁹⁶

Im System der „Krämerwelt“ muss jeder, so hatte Heß konstatiert, „Geld erwerben“, um zu überleben; damit aber würden alle Menschen, unabhängig davon, welcher Tätigkeit sie konkret nachgehen, zu Angehörigen des „Gewerb- oder Krämerstand[s]“. In der modernen Welt ist jeder – so schreibt Heß mit einem inklusiv-identifizierenden „oder“ – zu einer „Lohnarbeit oder Erwerbstätigkeit“ gezwungen.⁹⁷ Diese Gleichsetzung aber dementiert Heß, wenn er in der soeben zitierten Passage in einer fast beliebig erscheinenden Reihe aller möglichen Formen von Erwerbstätigkeit unter anderen, nahezu beiläufig, auch die Lohnarbeit aufführt. Alle Menschen müssen „Geld erwerben“; zum Lohnarbeiter aber werden nur einige. Man kann alternativ auch zum Sklaven, zum Leibeigenen, zum Raubmörder, Wucherer oder Bettler werden, und es zeichnet diese Formen aus, dass sie sich auch alternierend in einem einzigen Leben ablösen können – unter anderem davon erzählt Willkommens Roman *Weisse Sklaven*.

Um die Differenz, die sich bei Heß hier kurz und nahezu unmerklich öffnet, begrifflich dingfest zu machen, bietet sich die Unterscheidung von „passiver“ und „aktiver“ Proletarisierung an⁹⁸: „Passiv“ proletarisiert sind alle, die von jeder Möglichkeit einer gesicherten, erwerbs- und d.h. marktfernen Sub-

96 Heß zitiert den 1835 erschienen ersten Band von Tocquevilles *De la démocratie en Amérique* bereits 1837 in seiner *Heiligen Geschichte der Menschheit. Von einem Jünger Spinozas*, Stuttgart 1837, wiederabgedruckt in Heß, *Schriften* (Anm. 71), S. 1-74, hier 47. Tocquevilles Beobachtungen zu den politischen und sozialen Auswirkungen der Sklaverei in den amerikanischen Freistaaten, die sich im letzten Kapitel des ersten Bandes der *Démocratie* finden, können bei Heß als Hintergrundwissen also angenommen werden.

97 Heß, Noth (Anm. 26), S. 32.

98 Vgl. Lenhard/Offe, Sozialpolitik (Anm. 2), S. 102ff. Kocka nimmt das Begriffsangebot auf, verschiebt aber die „passive“ Proletarisierung“ hin zu einer „nega-

sistenz entblößt sind. „Passive“ Proletarisierung bedeutet die „Zerstörung der jeweils ‚bisherigen‘ Arbeits- und Subsistenzformen“, die Auflösung aller nicht-kapitalistischen Formen materieller Reproduktion; „Proletarier“ müssen demnach all diejenigen genannt werden, die auf Gedeih und Verderb dem Markt (der „Krämerwelt“) mit seinem „Egoismus“ der „Concurrenz“ ausgeliefert sind und sich auf diesem verdingen müssen. „Aktive Proletarisierung“ hingegen meint die Umwandlung der „passiv“ Proletarisierten in Lohnarbeiter, ihre Einsetzung in Verhältnisse „freier Lohnarbeit“. Bei Heß wird an besagter Stelle deutlich, dass auf dem gegebenen Stand der wirtschaftlichen und industriellen Entwicklung im deutschen Vormärz von einem automatischen Fortschreiten von „passiver“ zu „aktiver“ Proletarisierung und damit von einer sozioökonomisch exklusiven Rolle der Lohnarbeit noch keine Rede sein kann: Die Existenzformen der Sklaven, der Leibeigenen, der Raubmörder, Wucherer oder Bettler erscheinen hier noch als gleichermaßen plausible „Alternativen zur ‚aktiven‘ Proletarisierung in der Lohnarbeiterexistenz“.⁹⁹

Die Unterscheidung zwischen „passiver“ und „aktiver“ Proletarisierung – oder, in Klassenbegriffen: zwischen Proletarier und Lohnarbeiter¹⁰⁰ –

tiven Proletarisierung“; Jürgen Kocka, *Weder Stand noch Klasse. Unterschichten um 1800*, Bonn 1990, S. 204.

99 Lenhard/Offe, Sozialpolitik (Anm. 2), S. 102. Die historische Übergangsphase, in der von einer massenhaften „passiven“ *ohne* folgende „aktive“ Proletarisierung auszugehen ist, bezeichnet den historischen Ort des Pauperismus und der „Massenarmut“ sowie der Debatten um den „Pöbel“; vgl. Frank Ruda, *Hegels Pöbel. Eine Untersuchung der „Grundlinien der Philosophie des Rechts“*, Konstanz 2011, sowie dazu Patrick Eiden-Offe, „Tote Hunde leben länger. Hegel ist zurück“. *Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken* Nr. 757, Juni 2012, S. 510-522. Über Hegel und seinen Pöbel-Begriff müsste die Untersuchung der vormärzlichen Debatten um die Lohnarbeit zurückverfolgt werden bis auf Adam Smith und dessen Rezeption im Deutschen Idealismus und auf der Hegelschen Linken – etwa bei Max Stirner, der Smiths *Wohlstand der Nationen* 1847 neu übersetzt hat. Zum Verhältnis von Hegel und Smith, gerade auch im Hinblick auf beider Konzeptionen des (Arbeits-) Markts vgl. die Studie von Lisa Herzog, *Inventing The Market. Smith, Hegel, and Political Theory*, Oxford 2013, besonders das Kapitel „Identity in the Market: Selling one’s labour“ und „Choosing one’s place“, S. 68-79.

100 Zur Differenz von Proletariat und Arbeiterklasse und deren Verwischung bei einem „Großteil der marxistischen Tradition“ vgl. auch Ruda, *Pöbel* (Anm. 100), S. 250.

kann als eine solche von zwei Stufen gedacht werden, die nicht notwendig aufeinanderfolgen, die aber auch nicht ohne einander gedacht werden können. In den Debatten des Vormärz aber werden beide Stufen immer wieder zusammengeworfen. Der Grund dafür scheint mir auch klassenpolitisch motiviert zu sein: Die totale „Entblößung“, die das Proletariat charakterisiert, die vollkommene Freisetzung aus allen Sicherungsmechanismen des Lebens, ist vielleicht weniger leicht politisierbar als der Produzentenstolz einer Lohnarbeiterklasse, die schon im Vormärz mit der Industriearbeit identifiziert wurde und insofern auch als Verkörperung des technischen Fortschritts auftreten konnte: Die Exekutoren der industriellen Revolution werden schließlich auch die soziale Revolution vollenden – so lautet das Versprechen. All jene Proletarisierten aber, die den Schritt in geordnete Lohnarbeitsverhältnisse nicht vollziehen konnten (oder wollten), wurden von der Lohnarbeiterklasse ausgesondert; das „Lumpenproletariat“ ist zum Inbegriff dieser begrifflichen und sozialpolitischen Säuberung geworden.¹⁰¹

Wollte man hingegen „passive“ Proletarisierung zum bestimmenden Merkmal einer Klassenfiguration machen, so würde dies wohl zu jenem „proletarischen Multiversum“ führen, das Karl Heinz Roth und Marcel van der Linden am Ende ihrer groß angelegten Revision des Marx'schen Klassen- und Arbeitsbegriffs entwerfen.¹⁰² Der Begriff des Multiversums markiert einstweilen noch eher ein Desiderat; zur sozialhistorischen Füllung dieser Leerstelle lässt sich Ahlrich Meyers summarisch-multiversaler Abriss der „arbeitenden Armut“ des Vormärz heranziehen:

Diese Klasse der *labouring poor* bestand aus Bettlern und Vagabunden auf der Suche nach Arbeit, Tagelöhnern auf dem Land, verarmten Bauern und Halbpächtern, Webern der protoindustriellen Hausindustrie, Gesinde und städtischen Handlangern, saisonalen Wanderarbeitern, Arbeitern auf den Eisenbahnbaustellen, proletarisierten Handwerker-Arbeitern, dem Manufaktur- und Fabrikproletariat und nicht zuletzt aus denen, die Marx das ‚Lumpenproletariat‘ genannt hat, aus den *classes dangereuses* – Männer, Frauen und Kinder, insgesamt eine weitgehend mobilisierte Klasse auf

101 Vgl. die berüchtigte Bestimmung des „Lumpenproletariats“ durch Marx und Engels im *Manifest* (Anm. 52), S. 472, wonach dieses als die „passive Verfaulung der untersten Schichten der alten Gesellschaft“ zu fassen ist.

102 van der Linden/Roth, Ergebnisse (Anm. 70), S. 560ff.

einem Arbeitsmarkt, der durch Migrationsprozesse erstmals auch eine europäische Dimension annahm.¹⁰³

Nun sollte sich aber auch die Kritik an der ideologischen Identifikation von Proletarisierung und Lohnarbeit, und weitergehend: an der von Lohnarbeit und Industriearbeit – eine doppelte Identifikation, die sich bei Marx findet und die darum auch vor allem an Marx kritisiert wird – davor hüten, diese Identifikationen in der Kritik einfach fortzusetzen. Der Marx'sche „freie Lohnarbeiter“ ist nicht begrifflich-notwendig schon der weiße, männliche, erwachsene Industriearbeiter, zu dem er in der ikonografisch-rhetorischen Tradition der Arbeiterbewegung schnell geworden ist. Vielleicht ist Marx in der Ausarbeitung des *Kapital* die Ironie jenes „Doppelsinn[s]“, in dem der moderne Lohnarbeiter frei sein soll, allzu fein geraten, sodass sie als solche schließlich gar nicht mehr erkannt und so schon bald einfach vergessen werden konnte. In den Entwürfen zum *Kapital* werden die sozialhistorischen Bedingungen „passiver“ Proletarisierung noch in Begriffen gefasst, welche die Erfahrung solcher Proletarisierung drastischer und lebensnäher in Szene setzen. „Das von Arbeitsmitteln und Lebensmitteln entblößte Arbeitsvermögen“, so heißt es hier,

ist also die absolute Armut als solche, und der Arbeiter, als die bloße Personifikation desselben, besitzt wirklich seine Bedürfnisse, während er die Tätigkeit, sie zu befriedigen, nur als gegenstandslose, nur in seiner eignen Subjektivität eingeschlossene Anlage (Möglichkeit) besitzt. Er ist als solcher, seinem Begriff nach, Pauper, als die Personifikation und der Träger dieses für sich, von seiner Gegenständlichkeit isolierten Vermögens.¹⁰⁴

Erst danach – „Andrerseits“ – wird das Arbeitsvermögen als die „allgemeine Möglichkeit des stofflichen und die einzige Quelle des Reichtums“ bestimmt. Von dieser zweiten, positiven Fassung aus erst konnte eine Apotheose der Arbeit und des „freien Arbeiters“ ihren Ausgang nehmen, in der schließlich alle Negativität zum Verschwinden gebracht wurde.

Wird die Lohnarbeit als Folge jener Drohung aufgefasst, die mit der Proletarisierung im Raum steht: der Drohung, zum bloßen „Pauper“ zu

103 Ahlrich Meyer, „Eine Theorie der Niederlage. Marx und die Evidenz des 19. Jahrhunderts“, in van der Linden/Roth, Über Marx hinaus (Anm. 65), S. 311-333, hier S. 312f.

104 Karl Marx, Ökonomisches Manuskript 1861-63. Teil 1, MEW 43, S. 36f.

werden, dann verliert das Epitheton der Freiheit jeden erstrebenswerten Beiklang.¹⁰⁵ Die Freiheit der Lohnarbeit wird dann kenntlich als bloße Freiheit zur „absoluten Armut“. Der unerbittliche Zwang, der zu dieser Freiheit nötig ist, wurde im Vormärz durchgängig als Sklaverei beschrieben: bei Willkomm pointiert als „Sklaverei der Freiheit“. Die übertragene Redeweise hat es immer wieder auch ermöglicht, den Zusammenhang des modernen Regimes der freien Lohnarbeit mit allen möglichen Praktiken „unfreier Arbeit“ – bis hin zur „echten“ (post)kolonialen Sklaverei – zu benennen; oft wurden diese Zusammenhänge aber gerade durch die Beschreibung der Lohnarbeit als Sklaverei auch wieder überdeckt. Erst die Emanzipation der politisch-theoretischen Rede über die Lohnarbeit von den Metaphern der Sklaverei hat es ermöglicht – oder könnte es ermöglichen? –, die funktionale Verzahnung freier und unfreier Arbeit im Vormärz – und in der Gegenwart – genau zu begreifen.

105 In Marx' *Grundrissen* (Anm. 56), MEW 42, S. 505 heißt es: „In dem Begriff des *freien Arbeiters* liegt schon, daß er *Pauper* ist: virtueller Pauper.“

Lena Christolova (Konstanz)

Vom *Bund der Geächteten* (1834-1836) zum *Bund der Gerechten* (1836-1847)

Anomie und Ausnahmezustand im Vormärz

Anomie und Ausnahmezustand im Vormärz

Die Krisensemantik, die der Begriff der Anomie (gr. Gesetzlosigkeit, Gesetzwidrigkeit) zum Ausdruck bringt, wird von Emile Durkheim als Verlust gesellschaftlicher Integrations- und Regulationsfähigkeit definiert, die sich negativ auf das Verhalten einzelner Menschen auswirkt und zu Gewalt auf der Makroebene sozialer Konflikte führen kann.¹ Durkheim entlehnt den Begriff dem französischen Philosophen Jean Marie Guyau (1854-1888), der mit „Anomie“ die Abwesenheit verfestigter Regeln in der beginnenden Moderne bezeichnet, und bezieht ihn 1893 in seiner Studie über soziale Arbeitsteilung (*La Division du travail social*) auf die Aufweichung sozialer Strukturen infolge tiefgreifender Umstrukturierungen des Arbeitsfeldes. In der Studie über den Selbstmord (*Le Suicide*) von 1897 bezeichnet Anomie außer Verringerung der sozialen Ordnung auch einen allgemeinen Zustand sozialer Desintegration, der sich durch statistisch messbare Störungen wie Selbstmord, Kriminalität und Erhöhung der Scheidungsraten zum Ausdruck bringen lässt und dadurch erst einen Begriff der „Norm“ konstituiert.

Die Massenrevolten im „Zeitalter der Revolutionen“, wie auch der Vormärz genannt wird, gehen auf einen Zustand der Anomie zurück, der aus der Auflösung der feudalen Lebensformen unter dem Einfluss der Kapitalanhäufung resultierte und vom Verschwinden der solidarischen Gemeinschaft der vorindustriellen Gesellschaft begleitet war. Die fast ein Jahrhundert andauernde Bereitschaft der Massen zum Aufbruch entlud sich in Markt- und Teuerungsrevolten, aber auch in politische Forderungen nach gerechtem Lohn und erschwinglichen Lebensmittelpreisen. Bevor um die Jahrhundertmitte neue Modelle der politischen Repräsentation und des gewerkschaftlichen Syndikalismus die Probleme zwischen Kapital und Armut zu

1 Vgl. Emile Durkheim. Über die Teilung der sozialen Arbeit [*De la division du travail social* 1893]. 2. Aufl. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1977. S. 45.

regeln begannen, führten die noch teilweise existenten Produktions- und Distributionsweisen des *Ancien Régime* zu Ausnahmeständen, in denen alle rechtlichen Bestimmungen gänzlich oder teilweise „deaktiviert“² waren. Der Kampf um Demokratie und Brotpreise, die das Überleben der Armen sichern sollten, kollidierte mit der ökonomischen und politischen Gewalt der frühindustriellen Gesellschaft, die die Verfügbarkeit der billigen Arbeitskräfte als Norm oder „Naturgabe“ annahm, ihren elementaren Anspruch auf Existenz jedoch als antagonistisch bekämpfte. Dieser Widerspruch, von dem der ganze Akkumulationszyklus des Kapitals geprägt war, konstituierte die rechtfreien Zonen des Ausnahmestands, „wo der Gegensatz zwischen Norm und ihrer Anwendung seine höchste Intensität erreicht“.³

Entlang der Geschichte des *Bundes der Geächteten* und des *Bundes der Gerechten* möchte der vorliegende Artikel die Zusammenhänge zwischen Anomie und Ausnahmestand aufzeigen, die durch den Statusverlust der Landarbeiter und der Handwerker im Vormärz entstanden waren. Ihr unfreiwilliger Ausschluss aus der spätfeudalen Gesellschaft wurde in ihrem Selbstverständnis als „Geächtete“ reflektiert, das zu dem dunklen Ursprung des Ausnahmestands zurückführte, den Giorgio Agamben an der Gründungsfigur des *homo sacer* exemplifiziert: „Rückt man den *homo sacer* an seinen eigentlichen Ort jenseits des Strafrechts wie des Opfers“, so Agamben, „so stellt er die ursprüngliche Figur des in Bann genommenen Lebens dar und bewahrt das Gedächtnis der ursprünglichen Ausschließung, mittels deren sich die politische Dimension konstituiert hat.“⁴

In den Forderungen der „Geächteten“ nach gerechtem Lohn trat die Selbstwertsetzung ihrer Arbeit an den Tag, die sich nicht am Grad ihrer Vereinnahmung durch das Kapital messen ließ, sondern an der Notwendigkeit ihrer eigenen Erhaltung und Reproduktion orientiert war. Ihr als „Handwerksburschen-Kommunismus“ verunglimpfter Kampf war nicht nur gegen das „freie“ Lohnverhältnis der kapitalistischen Arbeitsteilung gerichtet, sondern auch gegen die damit verbundene Entwertung des „nackten Lebens“, das in der frühen Phase der Entwicklung des Kapitals nicht unter dem marktbestimmten Gesetz der Arbeitskraft subsumiert war.

2 Giorgio Agamben. *Ausnahmestand*. (Homo sacer II.I.) [*Stato di eccezione* 2003]. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 2004. S. 62.

3 Agamben. *Ausnahmestand* (wie Anm. 2). S. 47.

4 Giorgio Agamben. *Homo sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben* [*Homo sacer. Il potere sovrano e la nuda vita* 1995]. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 2002. S. 93.

Der aus dem *Bund der Geächteten* hervorgegangene *Bund der Gerechten*, aus dem 1847 der *Bund der Kommunisten* entstand, kann als ein Versuch der Wiedereingliederung der „Geächteten“ in eine neue Ordnung betrachtet werden, der nach dem Bruch zwischen Karl Marx und Wilhelm Weitling 1846 zwei unterschiedliche Entwicklungsrichtungen nahm. Beide waren mit der Begründung des systematischen Orts der Lohnfrage und des Geldes in den anarchistisch angehauchten Gerechtigkeitsutopien von Weitling und in der Theorie des „wissenschaftlichen Kommunismus“ von Marx eng verbunden. Der Ausschluss der „Weitlingianer“ aus dem *Bund der Kommunisten* 1847 markierte nicht nur die künftige Verbannung früher sozialrevolutionärer Utopien als „anarchistisches Gedankengut“ aus dem Kanon des „wissenschaftlichen Kommunismus“⁵, sondern besiegelte auch die Verbannung des „nackten Lebens“ aus der politischen Ökonomie durch das Arbeitswertgesetz von Marx.

Meine These ist, dass die strukturellen Parallelen zwischen dem *Homo Sacer*-Projekt von Giorgio Agamben und Dürkheims Begriff der Anomie viel präziser die Dynamik der Revolution von 1848-1849 fokussieren können als das Arbeitswertgesetz oder das Klassenkonzept von Marx, das zum Motor der Entwicklung der Arbeiterbewegung die Bildung und Bewusstwerdung des Industrieproletariats erhob. Die Interdependenzen zwischen Subsistenz- und politischen Kämpfen und dem sozialrevolutionär determinierten Kommunismus der „Gerechten“, die im Artikel thematisiert werden sollen, lassen den Vormärz als „Kreuzpunkt zwischen dem juristisch-institutionellen Modell und biopolitischen Modell der Macht“⁶ erscheinen, in dem die „rechtsfreien“ Räume des Ausnahmezustandes als Zone des „nackten Lebens“ fungieren.

Der *Deutsche Volksverein* und der *Bund der Geächteten*

Die Geschichte deutscher Auslandsvereine mit politischer Ausrichtung begann in Paris mit der Gründung einer Auslandsfiliale des 1832 in der Pfalz ins Leben gerufenen „Deutschen Vaterlandsvereins zur Unterstützung der

5 Vgl. Friedrich Engels. „Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft“. *Karl Marx/Friedrich Engels. Ausgewählte Schriften in zwei Bänden*. Berlin: Dietz, 1954. Bd. 2, S. 126.

6 Agamben. *Homo sacer* (wie Anm. 4). S. 16.

freien Presse“, die im Sommer 1833 den Namen „Deutscher Volksverein“ annahm. Im Unterschied zu dem von der preußischen Botschaft getragenen „Hülf- und Unterstützungsvereins für notleidende Deutsche in Paris“ bestand der Zweck des „Deutschen Volksvereins“ nicht nur in der finanziellen Unterstützung deutscher Landsleute, sondern auch in der Herausgabe politischer Flugschriften, die das Fehlen einer freien deutschen Presse in den deutschen Ländern kompensieren sollte. Ideologisch dominiert wurde der Verein am Anfang durch die süddeutschen Liberalen, die für eine konstitutionelle Monarchie auftraten, jedoch im Herbst 1833 starken Gegenwind von den Republikanern bekamen. Angeführt von dem Arzt Dr. Theodor Schuster aus Hannover und dem Schriftsteller Jakob Venedey aus Köln, hatten die Republikaner beachtlichen Erfolg innerhalb des *Deutschen Volksvereins*, dessen Mitgliederstamm hauptsächlich aus Handwerkern und Handwerker-gesellen bestand. Dies entsprach durchaus der sozialen Zusammensetzung der deutschen Emigration in Paris, die sich in der Besetzung des fünfköpfigen Komitees des *Deutschen Volksvereins* spiegelte, zu dem neben Theodor Schuster noch der Schneidergeselle Johann Schuhmacher aus Mainz, der Lithograph Urban Muschani und der Mechaniker Conrad Neuber aus Südbaden sowie der Schriftsetzer Julius Goldschmidt aus Hildesheim gehörten.⁷

Da der Volksverein die offizielle Unterstützung der Streikwelle der Handwerker in Frankreich von 1833 und der Lyoner Aufstände von 1834 verweigerte, entwarf der linke Flügel der Handwerker, die auf eine lange Tradition der Zunft- und Gesellenunruhen in Deutschland zurückblicken konnten, die Statuten eines neuen Geheimbundes nach dem Vorbild der italienischen Carbonari. Er betrat als „Bund der Geächteten“ die Bühne der Geschichte im Herbst 1834. Die Geheimhaltung des neuen Bundes unter der Leitung von Theodor Schuster und Jakob Venedey war Reaktion auf die sogenannten Koalitionsgesetze der Julimonarchie vom April 1834, welche die Versammlung von mehr als zwanzig Personen untersagten. Seine Statuten verboten den Kontakt zwischen seinen kleinsten Einheiten, den „Zelten“, die nicht mehr als 10 Mitglieder umfassen durften und bis 1835-1836 nach italienischem Vorbild „Hütten“ hießen. Einzig der „Brennpunkt“ als Spitze des Bundes kannte die Namen aller Mitglieder. Er ernannte außerdem die Mitglieder der Exekutivorgane des Bundes, der „Kreislager“, welche die Beschlüsse des „Brennpunktes“ ausführten und über den „Lagern“ standen. „Die „Lager“,

7 Vgl. Werner Kowalski. *Vorgeschichte und Entstehung des Bundes der Gerechten*. Berlin, Rütten & Loening, 1962. S. 41-57, hier S. 44.

deren Vorstand halbjährlich direkt von den Mitgliedern gewählt wurde, sammelten und verwalteten die freiwilligen Mitgliedsbeiträge und entsandten Vertreter zu den Versammlungen der „Zelte“. Die „Zelte“ waren für den Zuwachs an neuen Mitgliedern zuständig und trafen sich wöchentlich oder vierzehntägig. Bei diesen Treffen führten sie die bereits im *Deutschen Volksverein* begonnenen Diskussionen um den Inhalt und die Grenzen menschlicher Freiheit fort. Aus Konspirationsgründen war aber das politische Ziel des Vereins, die „Begründung eines Zustandes, der, soviel als Menschenvorsicht vermag, den Rückfall in Knechtschaft und Elend verhindert“⁸, erst in den Lagerstatuten verankert. Sie basierten auf der Deklaration der Menschen- und Bürgerrechte in der radikalen Fassung Robespierres von 1793, die das Abschaffen jeglichen Eigentums verlangte und dadurch bereits zum Zankapfel zwischen den Mitgliedern *des Deutschen Volksvereins* geworden war.

Nach ihrer Neuveröffentlichung durch die französische *Société des droits de l'homme*⁹ im September 1833 hatte eine wesentliche Anzahl von Mitgliedern *des Deutschen Volksvereins* am 11. November 1833 einen Antrag mit der Forderung gestellt, die Deklaration als Grundsatzerklärung des Vereins zu übernehmen und in Deutschland austeilen zu lassen. Der Antrag war von dem Redaktionsausschuss des Vereins mit der Begründung abgelehnt worden, dass „gerade jetzt die französische Polizei dadurch aufmerksam werden könne, als sei der Verein bei den Aufständen der Ouvriers von Paris mit im Spiel und diese Veranlassung wahrnehmen dürfte, demselben zu schaden“.¹⁰

Die Auseinandersetzungen, die der Ablehnung des Antrags folgten, führten zur offiziellen Auflösung *des Deutschen Volksvereins* am 11. Mai 1834

-
- 8 Vgl. die Lagerstatuten des Bundes der Geächteten. L. Fr. Ilse, *Geschichte der politischen Untersuchungen, welche durch die neben der Bundesversammlung errichteten Commissionen, der Central-Untersuchungs-Commission zu Mainz und der Bundes-Central-Behörde zu Frankfurt in den Jahren 1919-1827 und 1833-1842 geführt sind*. Frankfurt/M. 1860. S. 571-579, hier S. 571. Zit.n. Kowalski. Vorgeschichte und Entstehung (wie Anm. 7). S. 71.
 - 9 Die *Société des droits de l'homme* war in den ersten vier Jahren der Julimonarchie die größte und am besten organisierte Vereinigung in Frankreich. Sie hatte ca. 300 Sektionen und 6000 Mitglieder, von denen allein 170 Sektionen und 3000 Mitglieder in Paris beheimatet waren. Vgl. Kowalski. Vorgeschichte und Entstehung (wie Anm. 7). S. 49.
 - 10 Deutsches Zentralarchiv. Abt. Merseburg, Rep. 77. Ministerium des Innern und der Polizei. Tit. 509, Nr. 2 adh. 3. Vol. 1, Fol. 54. Zit.n. Kowalski. Vorgeschichte und Entstehung (wie Anm. 7). S. 47.

und zum konspirativen Übertritt vieler seiner Mitglieder zum *Bund der Geächteten*. Im Mai 1834 druckten die „Geächteten“ die Deklaration der Menschen- und Bürgerrechte in der Fassung Robespierres, die von einem Kommentar begleitet wurde, der mit „Glaubensbekenntnis eines Geächteten“ überschrieben war. Die Deklaration der Menschen- und Bürgerrechte in der gemäßigten Fassung von Charles-Antoine Teste wurde als „Erklärungen der Rechte des Menschen und des Bürgers, nebst Erläuterungen“ im Februar 1834 von G. L. Schuler in Straßburg veröffentlicht, mit dem Hinweis, dass ihr Ziel keineswegs in der „Gleichmachung aller Vermögensumstände, die wirkliche Vernichtung des Unterschiedes zwischen Reichtum und Armut“¹¹ bestünde, sondern darin, Teile des Überschusses der Reichen zu verteilen, um „die arbeitslose Dürftigkeit vor Hunger zu schützen“¹².

Auch in den Flugschriften des *Deutschen Volksvereins* wurde ein sozialer und politischer Wandel zwar für notwendig gehalten, ausschließlich aber auf die Forderung nach einer gerechten Teilung der Arbeit und der Konsumgüter bezogen. Die erste Flugschrift hob die Wichtigkeit produktiver Arbeit hervor, da „alles, was der Mensch braucht, durch Arbeit gewonnen [wird]“.¹³ Die enge Spezialisierung der Gewerbetreibenden wäre durch die Funktion des Geldes ausgeglichen, das für den Erwerb von Gegenständen des täglichen Bedarfs als allgemeines Tauschmittel notwendig sei. Der Handwerker verfertige Gegenstände „nicht weil er alle diese Sachen selber braucht, sondern damit er sie gegen Geld und durch Hilfe des Geldes gegen andere Waren umtauschen könne, deren er bedarf“¹⁴. Worin das Geheimnis bestünde, dass die Handwerker, die Fabrikarbeiter und die Bauern „die ärmsten und unglücklichsten Leute“¹⁵ sind und die Müßiggänger „im größten Überfluß leben“¹⁶, versprach die Flugschrift in dem nächsten Schreiben des Bundes an seine Leser zu erklären.

11 *Erklärungen der Rechte des Menschen und des Bürgers, nebst Erläuterungen*. Druck von G. L. Schuler. Straßburg 1834. S. 7. Zit.n. Kowalski. Vorgeschichte und Entstehung (wie Anm. 7). S. 46.

12 Erklärungen der Rechte des Menschen und des Bürgers. S. 11. Zit.n. Kowalski. Vorgeschichte und Entstehung (wie Anm. 7). S. 46.

13 *Flugschrift des Deutschen Volksvereins vom November 1833* (Flugschrift I), gedruckt bei J. Smith, rue Montmorency, Nr. 16. Quellenanhang in: Werner Kowalski. Vorgeschichte und Entstehung (wie Anm. 7). S. 177-178, hier S. 177.

14 Flugschrift I (wie Anm. 13). S. 177.

15 Flugschrift I (wie Anm. 13). S. 178. Hervorhebung im Original.

16 Flugschrift I (wie Anm. 13). S. 178. Hervorhebung im Original.

Die „List der Reichen“ oder anomische Arbeitsteilung nach Durkheim

In der zweiten Flugschrift vom Januar 1834¹⁷ wurde das Gleichnis von der Zerstörung einer ursprünglich paradiesischen Welt gleichgestellter Menschen durch Raubbanden erzählt, die sich zum Erbadel erklärten und so das Recht auf das Geraubte für sich und ihre Nachfolger sicherten. Die große List des später entstandenen Geldadels bestand darin, dass er die ursprünglich errichtete Zwangsherrschaft durch die Geldherrschaft ersetzte und diese als Freiheit für alle auslobte. Dadurch quittierte er jede Unterstützung für die angeblich freien Armen und Bedürftigen, die nun als Lohnarbeiter sich selbst und den von den Reichen erschaffenen Gesetzen überlassen waren. Was tiefgreifende Einschnitte in das Recht auf Existenz der Massen brachte, sicherte dem neuen Geldadel Vorteile, die nur mit diesen des alten Erbades vergleichbar waren:

Die Welt ist ja so eingerichtet, daß man *Geld* haben muß oder *verhungern*. *Alles bare Geld* haben aber zum Glück nur *wir*. Sagen wir also dem Pöbel, er sei nicht mehr unser Knecht und könne sich sein Brot verdienen, wie und wo er wolle. Mag er dann auch einen Augenblick davonlaufen, der Hunger wird ihn schon wieder zurücktreiben hinter unsern Pflug und in unsre Werksstatt; – und sollte er ja sich ungebärdig benehmen, so haben wir unsre Richter, Soldaten und unsere Henker, welche ihn schon wieder zur Vernunft bringen werden. Tun wir das, und weit entfernt, etwas zu verlieren, überheben wir uns der Pflicht, für seinen Unterhalt zu sorgen, wenn er alt und schwach wird oder wir seiner Arbeit nicht bedürfen; auch schaffen wir uns dadurch seine Frau und seine Kinder vom Halse – lauter lästige Dinge, deren wir uns anstandshalber nicht entledigen können, so lange der Pöbel leibeigen ist. Und zugleich kommen wir durch diese scheinbare Freilassung bei der dummen Menge in den Geruch der Großmut; und um uns diesen Vorteil noch vollständiger zu sichern, wollen wir das einfältige Gesindel nicht gar zu jämmerlich bezahlen; denn wir machen ja die Gesetze und schreiben die Steuern aus und können ihm so *unbemerkt* auf tausenderlei Art wieder entziehen, was wir ihm an Arbeitslohn zu viel geben oder was er sonst wider unsre Absicht erwirbt.¹⁸

17 *Flugschrift des Deutschen Volksvereins vom Januar 1834* (Flugschrift II), gedruckt bei J. Smith, rue Montmorency, Nr. 16. Quellenanhang in: Werner Kowalski. *Vorgeschichte und Entstehung* (wie Anm. 7). S. 178-183.

18 *Flugschrift II* (wie Anm. 17). S. 180f. Hervorhebungen im Original.

In ihrer Beschreibung der „List“ der Reichen benannte die Flugschrift des *Deutschen Volksvereins* die wesentlichen Charakteristika eines anomischen Zustands, der aus der Auflösung der feudalen Lebensformen unter dem Einfluss der Kapitalanhäufung resultierte. Anomische Zustände wurden 1893 von Emile Durkheim als Aufweichung der sozialen Strukturen einer Gesellschaft definiert, die infolge einer schnell voranschreitenden und daher unregulierten Arbeitsteilung eintreten und zu „Teilzusammenbrüche[n] der organischen Solidarität“¹⁹ führen kann. Die von Durkheim beobachtete anomische Arbeitsteilung ging auf die Liquidation des Feudalsystems und der Dorfgemeinschaft zurück, die durch die Freisetzung der Lohnarbeit während der Jakobinerdiktatur 1793-1794 besiegelt wurde. Dadurch entstand in Frankreich ein gewaltiges Heer „freier“ Tagelöhner, zu dem noch zahlreiche zunftfreie Handwerksgelesen und -meister hinzukamen. Ähnlich gestaltete sich die Situation nach der militärischen Niederlage Preußens von 1807 und den daran anschließenden Agrar-, Städte- und Gewerbereformen von 1807 bzw. 1810-1811.

Die dadurch verloren gegangene „organische Solidarität“ war jedoch im kollektiven Gedächtnis der Massen noch verankert, was aus der zweiten Flugschrift des *Deutschen Volksvereins* hervorgeht:

Es war vor alters eine Zeit, in welcher es weder Arme gab noch Reiche, noch Müßiggänger. Jeder lebte da glücklich und zufrieden von seiner Hände-Arbeit, und nur denen, welchen der Hagelschlag die Ernten verwüstet oder Raubtiere die Herden vernichtet oder welche durch Krankheiten oder sonst unverschuldete Unglücksfälle um das ihrige gekommen waren, teilte man gastfreundlich mit.²⁰

Da laut Durkheim die Integrations- und Regulationsfähigkeit aller nicht-arbeitsteiligen Gesellschaften, deren Mitglieder ähnliche Tätigkeiten ausüben, auf dem Bewusstsein von der Gleichartigkeit ihrer Mitglieder basiert, wurde in den vorindustriellen Zeiten die Verantwortung für „das Individuum direkt an die Gesellschaft“²¹ delegiert. Aus der unmittelbaren Bindung zwischen Gesellschaft und Individuum, die nicht die Regulierung des Staates benötigte, resultierten ein hoher Grad an sozialer Integration und ein

19 Vgl. Emile Durkheim. Über die Teilung (wie Anm. 1). S. 215.

20 Flugschrift II (wie Anm. 17). S. 179.

21 Durkheim. Über die Teilung (wie Anm. 1). S. 147.

nicht weniger hoher Grad an sozialer Kontrolle.²² Beide gingen durch die anomische Arbeitsteilung verloren. Durkheim koppelte die dabei entstandenen Normen- und Orientierungslosigkeit an einen statistisch ermittelbaren hohen Grad an sozialer Desintegration, der auf der Makroebene sozialer Konflikte durch steigende Kriminalität und Gewalt und auf ihrer Mikroebene durch erhöhte Selbstmord- und Scheidungsraten zum Ausdruck kam.²³ Im Unterschied zu den anderen von Durkheim als pathologisch betrachteten Formen der Arbeitsorganisation, der „erzwungenen Arbeitsteilung“²⁴ und der „übermäßigen Differenzierung einzelner Arbeitsfunktionen“²⁵, die von den Interessenkonflikten zwischen Kapital, Arbeitswelt und Individuum determiniert sind, ist die Anomie ein Phänomen, das aus Regelungsdefiziten im sozialen System hervorgeht.

Durch die Heterogenität in den Arbeits- und Lohnverhältnissen, die durch die anomische Arbeitsteilung entstanden waren, war es schier unmöglich geworden, die neuen Interdependenzen zwischen Lohn und Lohnarbeit strukturell zu fassen. Da sie in Abhängigkeit von verschiedenen Faktoren stark variierten, wurden sie in den Flugschriften des *Deutschen Volksvereins* auf einen ungleichen Tausch zwischen Armen und Reichen als Akteuren zweier entgegengesetzter Lager reduziert. Die Schwierigkeit bestand darin, das Wertgesetz des Tausches, d.h. den Tausch zwischen Arbeit in vergegenständlichter und Arbeit in lebendiger Form, auf das Lohnverhältnis als Einkommensgröße zu beziehen. Nachdem die erste Flugschrift von dem Geld als notwendigem Übel und allgemeinem Tauschmittel für den Erwerb von Gegenständen des täglichen Bedarfs berichtet hatte²⁶, riet die zweite Flugschrift dazu, den nicht reziproken Tausch zwischen Armen und Reichen einzustellen. Sie warnte ausdrücklich vor der gewaltsamen Enteignung der Reichen und empfahl den Armen, das Verdiente selbst zu behalten, ohne davon „Schwelger“ und „Müßiggänger“ zu „ernähren“:

Sagen wir Euch, Ihr sollt den Reichen nehmen, was sie haben? Und es unter Euch verteilen? Keineswegs. Alles, was wir Euch empfehlen, ist: *Behaltet*

22 Vgl. Anthony Giddens. *Durkheim*. Glasgow: Fontana/Collins, 1978. S. 25.

23 Vgl. Durkheim. Über die Teilung (wie Anm. 1). S. 45.

24 Vgl. Durkheim. Über die Teilung (wie Anm. 1). S. 396.

25 Vgl. Durkheim. Über die Teilung (wie Anm. 1). S. 430.

26 Flugschrift I (wie Anm. 13). S. 177.

*selbst, was Ihr verdient, und ernährt weder Schwelger noch Müßiggänger mehr mit Eurem Schweiß.*²⁷

Es wurde zwar versprochen, in der „nächsten Epistel“ von der genauen Vorgehensweise zu berichten, die zum Verschwinden der Reichen²⁸ führen sollte. Diese kam allerdings nie heraus. Stattdessen erschienen im April/Mai 1834 zwei andere Flugschriften, der „Aufruf eines Geächteten an die deutschen Volksfreunde“ und das „Glaubensbekenntnis eines Geächteten“, die von der Gründung oder der Gründungsvorbereitung eines gleichnamigen Geheimbundes zeugten.

Trotz des konspirativen Charakters des *Bundes der Geächteten* ist seine politische Haltung in mehreren Flugblättern sowie in den Heften einer 1834-1835 von Jakob Venedey herausgegebenen Zeitschrift, die ebenfalls „Die Geächteten“ hieß, gut dokumentiert. Seine Tätigkeit hielt bis 1840 an und überschritt sich nach dem Verbot deutscher Handwerkervereine in der Schweiz (1836) mit der Tätigkeit des *Jungen Deutschland* in Mühlhausen, das aus dem 1834 in Bern gegründeten *Jungen Deutschland* hervorging. Das zeitgleich mit dem *Bund der Geächteten* ins Leben gerufene *Junge Deutschland* war entstanden als Sektion des *Jungen Europas*, das von Guiseppe Mazzini, einem ehemaligen Mitglied der Carbonaria, geführt wurde und für einen demokratischen europäischen Völkerbund unabhängiger Staaten kämpfte.

„Deutsche Binnenwanderung“ in Europa und der *Bund der Geächteten*

Als Teil der europäischen Arbeitsmigration waren die deutschen Handwerker geradezu prädestiniert, die Erfahrungen, die sie unter den neuen Organisationsformen des Kapitals in den Industriezentren Europas sammeln konnten, in politischen Widerstand umzusetzen. Zwar stammten die Wortführer der deutschen Opposition im Ausland, die auf die stolze Herausgeberschaft von mehr als 50 Zeitungen und Zeitschriften zurückblicken konnte²⁹, mehr-

27 Flugschrift II. (wie Anm. 17). S. 183. Hervorhebungen im Original.

28 Flugschrift II. (wie Anm. 17). S. 183.

29 Jacques Grandjonc. „Die deutsche Binnenwanderung in Europa 1830 bis 1848“. *Die frühsozialistischen Bünde in der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung*.

heitlich aus dem Kreis der politischen Flüchtlinge. In Relation gesetzt zur Gesamtzahl der Deutschen, die sich zwischen 1830 und 1848 im Westen Europas aufhielten, war der Anteil der politischen Flüchtlinge jedoch äußerst gering. Jacques Grandjone, der sich auf statistische Erhebungen in Frankreich, Belgien, England und in der Schweiz beruft, schätzt die Zahl der deutschen Migranten im Ausland zwischen 1830 und 1848 auf anderthalb Millionen, wovon höchstens 1 % politische Flüchtlinge waren. Die Mehrheit bestand aus Handwerkern und Handwerkergehilfen – ein Phänomen, das Grandjone als „deutsche Binnenwanderung in Europa von 1830 bis 1848“ bezeichnet. Sie begann 1820, erreichte ihren Höhepunkt um 1830 und endete 1848, als laut Grandjone die Mehrheit der deutschen Gesellen und Handwerker sich an der Revolution beteiligen wollte und in ihre Heimat zurückkehrte.³⁰

Die Bewegungsfreiheit der pauperisierten Arbeitskräfte in Europa war begünstigt durch das 1803 von Napoleon in seiner Funktion als Erster Konsul eingeführte *Livret ouvrier*, das dem Arbeiter (*Ouvrier*) den Besitz eines Reisepasses erübrigte. Spätestens bis 1815 wurde auch in Österreich, Preußen und allen Ländern des Deutschen Bundes ein Wanderbuch für Handwerker eingeführt³¹, da man sich dadurch eine effizientere Überwachung der Handwerkerströme versprach, die rapide zunahmen. Durch die Umwandlung der Handwerkerpreise in marktbestimmte Löhne hatte sich das traditionelle Gesellenwandern in armutsbedingte Migration verwandelt, die nach den großen Industriezentren Europas strebte.

Wie von Martin Hundt ausgeführt, hatte sich die für das in Zünften organisierte Handwerk typische „Ökonomie des ganzen Hauses“ um 1830 so gut wie aufgelöst. Obwohl die Lehrlinge nicht mehr im Haus des Meisters wohnten und aßen und nach erarbeiteter Stückzahl statt wie früher nach Arbeitszeit bezahlt wurden, war die uralte Handwerkerkultur der Selbstverwaltung in Erinnerungen und in Relikten handwerklicher Gerichtsbarkeit noch durchaus präsent. Dazu gehörte noch die Kultur des Streiks und der überregionalen Abwehr von Streikbrechern, welche die gegenwärtige Schiefelage des Handwerkerproletariats als eine Übergangsphase erscheinen ließ,

Hg. Otto Büsch/Hans Herzfeld. Berlin: Colloquium, 1975. S. 3-20, hier S. 15.

30 Vgl. Grandjone. Die deutsche Binnenwanderung (wie Anm. 29). S. 3.

31 Jacques Grandjone. „Schlusswort zur Diskussion“. *Die frühsozialistischen Bünde in der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung*. Hg. Otto Büsch/Hans Herzfeld. Berlin: Colloquium, 1975. S. 43-47, hier S. 43f.

worauf möglicherweise die Wiederherstellung der alten, geordneten Verhältnisse der solidarischen Handwerkerkultur folgen könnte.³² Diese Utopie, die von der Erinnerung an die altüberlieferte „organische Solidarität“ und den Vorstellungen von Egalität und Gerechtigkeit dominiert war, wurde oft als ein durch das Naturrecht begründeter, rückwärtsgewandter Handwerksburschen-Kommunismus ausgelegt, der dem *Bund der Geächteten* anhaftete.³³

Da nach der Dequalifikation der handwerklichen Arbeit ihre distinkte Klassenlage fragwürdig geworden war, zeichneten sich die Handwerker durch einen hohen Grad der Politisierung aus, was an ihrer maßgeblichen Beteiligung an der Gründung und Organisation von Vereinen wie *Deutscher Volksverein*, *Junges Deutschland* sowie des *Bundes der Geächteten* und des *Bundes der Gerechten*, ersichtlich wird. Da sich der *Bund der Gerechten* zum Mutterbund des *Bunds der Kommunisten* (1847) entwickeln sollte, wird oft die Geschichte dieser Vereine unter die Geschichte der Internationalen Arbeiterbewegung subsumiert. Ihre Ideen werden als frühsozialistisches Gedankengut kleinbürgerlicher Provenienz abgewertet³⁴, das die rasche Formierung eines seiner radikalen Aufgaben bewussten Proletariats verhindert haben soll. Dabei stehen insbesondere der *Bund der Geächteten* und der *Bund der Gerechten* als Vereine deutscher Handwerker-Arbeiter (*artisans-ouvriers*) im Verruf, aus einem aus vorkapitalistischen Zeiten stammenden Gleichheitsideal rousseauistischer Prägung die ökonomisch rückständige politische Vision von einer Gesellschaft aus kleinen selbständigen Warenproduzenten abgeleitet zu haben, die der rasanten kapitalistischen Entwicklung nicht standhalten konnte.

Ein gewichtiges Argument gegen diese Auffassung ist die Tatsache, dass bereits der „Aufruf eines Geächteten“ soziale und politische Forderungen von nationaler und internationaler Tragweite enthielt. Außer Pressefreiheit, Volksbildung und der Wiederherstellung Polens forderten seine Verfasser noch die Abschaffung des Beamtenheeres und des stehenden Militärs sowie der 32 Fürstenhäuser in Deutschland.³⁵ Das darauffolgende „Glaubensbekenntnis eines Geächteten“ situierte die Logik der Entstehung des Bundes

32 Martin Hundt. *Geschichte des Bundes der Kommunisten 1836-1852*. Frankfurt/M. et al: Peter Lang, 1993. S. 56f.

33 Vgl. Kowalski. Vorgeschichte und Entstehung (wie Anm. 7). S. 7f.

34 Vgl. Kowalski. Vorgeschichte und Entstehung (wie Anm. 7). S. 5-15. Vgl. noch Hundt. *Geschichte des Bundes der Kommunisten* (wie Anm. 32). S. 34f.

35 Vgl. Hundt. *Geschichte des Bundes der Kommunisten* (wie Anm. 32). S. 39.

innerhalb eines Revolutionszyklus, der seinen ersten Höhepunkt in der Französischen Revolution von 1789 fand und in den Kämpfen der Julimonarchie fortgesetzt wurde. Es wurde davon ausgegangen, dass die Widerstände und Unruhen, welche die Ordonnanzen des französischen Königs Karl X. vom 25. Juli 1830 auslösten, gewissermaßen die Ereignisse von 1789 wiederholten:

Der alte Kampf wurde in unsern Tagen wieder neu. Frankreich focht für die hohen Wahrheiten. Die einst von seinen höchsten Helden verkündet und mit ihrem Blut auf dem Richtplatz besiegelt wurden. Für sie erhob sich Polen. Deutschlands Jugend und Geisteskraft traten für sie in die Schranken, und das morsche Gebäude der Herrschsucht zitterte in ganz Europa beim ersten Widerhalle der Sturmglocke für Freiheit und Gleichheit, für Recht und Wahrheit. Doch die große Wahrheit war in den Kämpfen nur dunkle Ahnung; sie fühlten, daß es sich um die heiligsten Interessen der Menschheit handelte, und das gab ihnen den Mut der Aufopferung, aber sie waren sich selbst nicht klar, sie wußten – wir wagen es zu sagen – kaum, was sie wollten, viel weniger, wie sie das, was sie wollten, wahr machen könnten. Diese Ursache allein trägt die Schuld, daß Frankreichs Sieg beinahe ein nutzloser war, daß Polens Blut nur die Nachwelt zur Rache auffordert und daß Deutschlands Freiheitsrufe im Sturme verhallen konnten. Nur wer sich klar ist, wer das Ziel kennt, das er zu erreichen strebt, darf es zu erreichen hoffen.³⁶

Die Julimonarchie: ein Staat im Ausnahmezustand

Nach der Auflösung der Deputiertenkammer und den Einschränkungen des Wahlrechts und der Pressefreiheit durch Karl X. folgten die Tage der Straßenkämpfe zwischen 27. und 29. Juli 1830, die als die *Drei Glorreichen Tage* (*Trois Glorieuses*) in die Geschichtsschreibung eingegangen sind. Während des Ausnahmezustands der *Drei Glorreichen Tage* wurde nach dem Sturm des Louvre die blau-rot-weiße Trikolore gehisst, Flugschriften und öffentliche Aufrufe in der Tagespresse hielten wieder die nie vergessenen Prinzipien der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit der Ersten Französischen Revolution hoch. Nach den Tumulten wurden jedoch eine neue Nationalgarde und

36 Glaubensbekenntnis eines Geächteten (Flugschrift III), gedruckt bei Dondoy-Dupré, Ludwigstraße 46, Paris 1934. Quellenanhang in: Werner Kowalski. Vorgeschichte und Entstehung (wie Anm. 7). S. 183-190, hier S. 184.

eine liberale Übergangsregierung gebildet, die schlussendlich am 8. August 1830 ihrem Statthalter, dem aus einer Nebenlinie der Bourbonen stammenden Louis-Philippe, Herzog von Orléans, die Krone antrug. Während sich der neue König und seine Regierung um die Normalisierung der Lage in Frankreich bemühten, sprang am 25. August 1830 der Funke des Ausnahmezustandes ins benachbarte Belgien über, das am 4. Oktober 1830 seine Unabhängigkeit ausrief. Im Herbst 1830 kam es neben Revolten in Andalusien und in den Staaten des Deutschen Bundes (Braunschweig, Kurhessen und Sachsen) noch zu Forderungen nach liberalen Verfassungen in zahlreichen Kantonen der Schweiz sowie zum Attentat polnischer Offiziere auf den russischen Gouverneur des Königreichs Polen am 29. November 1830. Der darauffolgende Krieg zwischen polnischen und russischen Truppen endete mit der Niederlage Polens im Frühherbst 1831, auch die Existenz der im Februar 1831 in den italienischen Herzogtümern Parma und Modena ins Leben gerufenen provisorischen Regierungen wurden im März 1831 durch den Einmarsch österreichischer Truppen niedergeschmettert.

Während die Revolutionen von 1830-1831 die Aufhebung der auf dem Wiener Kongress 1815 durchgesetzten gewaltsamen geopolitischen Teilung Europas anstrebten, bestand nach wie vor das schwerwiegendste Problem in der sich in Schüben verbreitenden Massenarmut. Vor der Julirevolution in Paris 1830 gab es kleinere Arbeiteraufstände wie die in Solingen (1826) und Krefeld (1828), nach den Juliereignissen waren noch der Frankfurter Wachensturm vom 3. April 1833 und der zweite Lyoner Aufstand von 1834 mit der gleichzeitigen Erhebung in Paris zu verzeichnen. Wie bereits zwischen 1789 und 1793, als die radikalen politischen Visionen der Sansculotten durch die Reformen der Jakobinerdiktatur verdrängt wurden, fand auch in den Massenrevolten und Revolutionen von 1830-31 eine Überformung der sozialen Forderungen der Massen durch den Kampf für Demokratie und Freiheit statt.

Die Septembergesetze von 1835, die Louis-Philippe als Antwort auf das auf ihn verübte Attentat am 28. Juli 1835 durchsetzte, erweiterten die seit den Koalitionsgesetzen von 1830 herrschende Zensur und verschärften die bei ihrer Verletzung zu verhängenden Strafen. Im Zuge der zunehmenden Beschneidung der Bürgerrechte stellte Louis-Philippe selbst die Bezeichnung „Republikaner“ unter Strafe. Moses Heß, der 1842-1844 in Paris Gespräche mit ehemaligen Mitgliedern des *Bundes der Geächteten* führte, machte die Septembergesetze direkt verantwortlich für dessen Auflösung. In einem Artikel vom Mai 1845 behauptet er, dass sie die Spaltung verursacht hätten

„zwischen den eigentlichen Volksmännern, die sich von dieser Zeit an dem Sozialismus zuwandten, und den ‚freisinnigen Nazionalen‘, deren Vorkämpfer sich seitdem vom europäischen Kampfschauplatz [...] zurückzogen“³⁷. Laut Heß hätten die Septembargesetze dahin geführt, „die Volkversammlungen in geheime Klubs, die politisch-soziale Journalistik in kommunistische Pamphlets zu verwandeln, den Sozialismus von der Politik zu trennen und aus den öffentlichen republikanischen Revolutionären heimliche kommunistische Verschwörer zu machen“.³⁸ Des Weiteren berichtete Heß, dass sich in Paris ein neuer „geheimer Verein“ unter der Leitung Wilhelm Weitlings gebildet hätte, der seit 1835 Mitglied des *Bundes der Geächteten* war.

Der Rückzug der weniger an sozialen Fragen interessierten Freiheitskämpfer überließ den sozial engagierten „Gerechten“ die Bühne des neuen Bundes, der zum Zeitpunkt seiner Gründung „Bund für Gerechtigkeit“ hieß und erst später im Gleichklang zum *Bund der Geächteten* als *Bund der Gerechten* bekannt wurde.³⁹ Wie bereits die „Geächteten“ waren die „Gerechten“ der Meinung, dass die von ihnen vertretenen Werte wie Demokratie, nationale Eigenständigkeit und persönliche Selbstbestimmung nicht ausschließlich auf revolutionärem Wege zu erkämpfen wären. Die Forderungen der pauperisierten Bevölkerung, die unter „Gerechtigkeit“ zusammengefasst werden können, bestimmten das Selbstverständnis des *Bundes der Gerechten* und nahmen unter der Leitung von Wilhelm Weitling die konkrete Gestalt einer neobabouvistischen „Gütergemeinschaft“ (*communauté des biens*) an. In der Gütergemeinschaft sah Weitling die Erfüllung des Anspruches der Armen auf Existenzrecht als „das gemeinschaftliche Recht der Gesellschaft, unbesorgt in dauerndem Wohlstand leben zu können“.⁴⁰ In den reformistischen Bemühungen der Geheimgesellschaften (*sociétés secrètes*) der Julimonarchie,

37 Moses Heß. „Über die sozialistische Bewegung in Deutschland“. *Philosophische und sozialistische Schriften 1837-1850*. Hg. Wolfgang Mönke. Berlin 1980. S. 298-299. Zit.n. Hundt. Geschichte des Bundes der Kommunisten (wie Anm. 32). S. 65.

38 Heß. Über die sozialistische Bewegung in Deutschland (wie Anm. 37).

39 Martin Hundt weist darauf hin, dass seine Statuten von 1837-1838 noch mit „Statuten des deutschen Bundes für Gerechtigkeit“ betitelt waren. Auch in dem Entwurf Karl Schappers über die Gütergemeinschaft von 1838 spräche man von den Mitgliedern des „Bundes für Gerechtigkeit“. Vgl. Hundt. Geschichte des Bundes der Kommunisten (wie Anm. 32). S. 69.

40 Wilhelm Weitling. *Die Menschheit, wie sie ist und wie sie sein sollte*. Broschüre, erschienen ohne Angabe des Verfassers und des Ortes [1839]. Quellenanhang

zu denen auch die *Société des Saisons* von Louis-Auguste Blanqui (1837-1839) zählte, spukte schon immer die 1792 von François-Noël Babeuf verfasste „Gesetzgebung der Sansculotten“ mit der darin formulierten Forderung, den Arbeitslohn nach den Preisen der Waren des täglichen Bedarfs zu richten.

Da der Lohn für einen zwölf- bis vierzehnstündigen Arbeitstag nicht mehr den täglichen Bedarf an Brot einer Familie in Frankreich decken konnte, kam es bereits 1840 zu Streikbewegungen armer Handwerkerschichten in Paris. Hauptauslöser der Hungerkämpfe, welche die Revolutionen von 1848 unmittelbar einleiteten, war ebenfalls der Reallohnfall, gesetzt im Verhältnis zu den ständig steigenden Preisen der Grundnahrungsmittel. Missernten und Spekulationsgeschäfte mit Getreide und Kartoffeln führten 1846-1847 zu Subsistenzunruhen in Frankreich und in weiteren Teilen Europas. Im April und Mai 1847 wurde auch Deutschland von Teuerungswellen und Unruhen überrollt. Nach dem Sturm der Kartoffelstände am Gendarmenmarkt in Berlin und der Kartoffelkähne in Stettin weiteten sich die Plünderungen auf Bäckereien, Getreidespeicher und Getreidemühlen nach Süden aus und kulminierten in den blutigen Kämpfen zwischen Hungernden und Militär in Ulm und Stuttgart.

Die Armutsunruhen vor den Revolutionen von 1848-1849 schlossen den Kreis der Kämpfe des frühindustriellen Pauperismus, der 1775 mit den Subsistenzunruhen in Frankreich begonnen und nun seine historische Grenze erreicht hatte. Die prekäre Lage der Menschen, deren Existenz durch die verheerende Arbeits- und Güterteilung bedroht war, kam durch Forderungen nach Reglementierung der Lebensmittelverteilung als Garantie für ihr Existenzrecht zum Ausdruck, aber auch durch Verschwörungstheorien über den „Hungerpakt“ (*pacte de famine*) der Reichen. Für die Armen war der Ausnahmezustand eine Zone der Anomie, die aus einer bereits stattgefundenen „Suspensionierung des Rechts resultiert[e]“⁴¹:

Wenn der Alleinherrscher seine Völker zum Kriege reißt, wenn er ihre Güter doppelt und dreifach besteuert, wenn er erzwungene Anleihen erhebt, wenn er den Familienvater von Haus und Hof treibt, um seine Städte zu befestigen oder mit dem Kaufpreise seine Schatzkammern zu füllen, so sagt er damit

in: Werner Kowalski. Vorgeschichte und Entstehung (wie Anm. 7). S. 210-241, hier S. 216.

41 Vgl. Agamben, Ausnahmezustand (wie Anm. 2). S. 62.

nichts anderes als: „wo es die Aufrechterhaltung des Staates erfordert, da ist weder das Leben des einzelnen noch der Besitz irgendetwas unangreifbar. Alles ist dem Staate verfallen.“⁴²

Deshalb musste für die weitere Regelung des gesellschaftlichen Lebens der Status quo des Rechts neu verhandelt werden. Zur Ausgangsbasis der Verhandlungen wurde nicht das bereits als korruptiert diskreditierte Staatsrecht auserkoren, sondern das Prinzip der Gleichheit, das im „Glaubensbekenntnis eines Geächteten“ (1834) als Gleichsetzung zwischen dem Recht auf materielle Existenz und dem Recht auf freie Bestimmung ausgelegt wurde:

Damit der Bürger seine Bürgerrechte ausüben könne, muß er vor allem unabhängig sein. Unabhängig ist aber nur der, dessen Dasein und Lebensunterhalt nicht seiner äußern Stellung wegen in die Hand eines Dritten gegeben ist. Aber von Unabhängigkeit reden, wo oft ein Reicher über Tausende von Arbeitern verfügt, deren Los ohne ihn Entblößung und Hunger ist; wo eine Klasse von Bevorrechteten herrscht über Scharen geächteter Mitmenschen, mit deren Dasein er spielt, deren Schweiß sie verpraßt und deren Leben sie fristet durch spärlichen Tagelohn oder durch die beschämende Gunst eines Almosens – bei einem solchen Zustande von Gleichheit, von Unabhängigkeit reden, wäre Spott, wäre schneidender Hohn. Eine freie Volksverfassung mit Beibehaltung solcher Abhängigkeitsverhältnisse wäre nichts als ein Spielball, ein Werkzeug der Habsucht und des Ehrgeizes in den Händen einzelner; ihre notwendige Folge Einzelherrschaft und somit Tyrannei. Ein freier Staat muß unabhängige Bürger haben; sie sind das in seinen Adern rollende Blut, ohne sie erstirbt der Staatskörper. Der Staat selbst muß also, zur Erhaltung der Freiheit, dafür sorgen, daß seine Bürger selbständig und unabhängig sind; er muß ihnen zureichende und unangreifbare Erhaltungsmittel sichern.⁴³

Naturrecht oder Gerechtigkeit für alle

Die Neuaushandlung des Rechts im Vormärz begann mit der Wiederaufnahme der Ideen französischer Utopisten im Gedankengut der Geheimbünde wie der *Bund der Gerechten* oder die *Société de saisons*, die aus diesem Grund auch als frühsozialistische Vereinigungen bezeichnet werden. 1835-1836 erschien noch das Letztwerk von Charles Fourier, „La fausse

42 Flugschrift III (wie Anm. 36). S. 189.

43 Flugschrift III (wie Anm. 36). S. 186.

industrie morcelée“, in dem die Sicherung des Existenzminimums des Volkes zum Naturrecht erklärt wurde. Fourier monierte die Beraubung der Massen durch eine Minderheit, die nun verpflichtet sei, für eine angemessene Kompensation zu sorgen. Sobald sie ihre Pflicht gegenüber der Mehrheit nicht anerkenne und erfülle, sei auch der Gesellschaftsvertrag als ungültig zu betrachten. Dabei könne die Mehrheit vom „fünften Recht“ Gebrauch nehmen, um die Vermögenden zu plündern.⁴⁴

In den Diskussionen mit der Londoner Gruppe des *Bundes der Gerechten* 1845-1846 vertrat Wilhelm Weitling eine ähnliche Position, indem er eine Auffassung vom Kommunismus als Aneignung der „aufgespeicherten Produktion“ durch die Armen offen legte. Da „den Darbenden die Befriedigung ihrer Bedürfnisse“ gesichert werden müsse, solle man „damit anfangen, dem Proletariat den Respekt vor Eigentum auszutreiben, ihn gegen das Geldwesen revolutionär zu machen“.⁴⁵ Bereits in der „Menschheit, wie sie ist und wie sie sein sollte“ (1839), die als Programmschrift des *Bundes der Gerechten* galt, bekundete Weitling, dass es zwar „eine traurige Erfahrung [ist], daß sich die Wahrheit einen Weg durch Blut bahnen muß“.⁴⁶ Trotzdem lautete die Botschaft Weitlings: „Glaubet nicht, daß ihr durch Vermittlung mit euren Feinden etwas ausrichten werdet.“⁴⁷

Die Ereignisse der Februarrevolution von 1848 lieferten die traurige Bestätigung der Einsichten Weitlings. Da ab November 1847 versucht wurde, öffentliche Diskussionen über die Lösung der sozialen Frage durch eine Wahlrechtsreform zu führen, wurden zu diesem Zwecke Massenversammlungen, die sogenannten „Reformbankette“, organisiert. Nach den großen Banketten in Lille, Dijon und Châlon war für den 22. Februar 1848 auch eine Versammlung in dem 12. Arrondissement in Paris geplant. Das Verbot des Banketts durch die Regierung führte zu einer großen Demonstration und zweitägigen Tumulten in dieser traditionellen Hochburg der Armut und der Revolten in Paris. Sie wurden durch eine provisorische Regierung

44 Charles Fourier. *La fausse industrie morcelée: répugnante, mensongère, et l'antidote, l'industrie naturelle, combinée, attrayante, véridique, donant quadruple produit*. 2 Bde. Paris: Bossange père [et] l'auteur, 1836.

45 *Der Bund der Kommunisten. Dokumente und Materialien*. Band 1, 1836-1849. Hg. IML beim ZK der SED und IML beim ZK der KPdSU. Berlin: Dietz, 1970. S. 217f.

46 Weitling. *Die Menschheit, wie sie ist* (wie Anm. 40). S. 222.

47 Weitling. *Die Menschheit, wie sie ist* (wie Anm. 40). S. 222.

gekrönt, die am 24. Februar 1848 ausgerufen wurde. Da sich die Pariser Arbeiter von der neuen Regierung in Bezug auf ihre sozialen Forderungen hintergangen fühlten, wurde die scheinbare Verlagerung der Lösung ihrer Probleme auf die Kompetenzen der Politik schon im Juni 1848 durch einen Aufstand beendet. Somit bewahrheitete sich die Beobachtung Agambens über die grundlegenden Kategorien des Rechts: „Das fundamentale Kategorienpaar der abendländischen Politik ist nicht jene Freund/Feind-Unterscheidung, sondern diejenige von nacktem Leben/politischer Existenz, *zoē/bios*, Ausschluß/Einschluß.“⁴⁸

Da in den Augen der „Geächteten“ das Prinzip „*Gleichheit vor dem Gesetz*“⁴⁹ von den Reichen und ihren Schergen vereinnahmt worden war, traten sie für alle von dem korrumpierten Recht Ausgeschlossenen ein. Wie die mit „Betrachtungen eines deutschen Arbeiters“ betitelten Ausführungen eines unbekanntens Autors belegen, handelte es sich dabei nicht nur um die pauperisierten Handwerker und Handwerkergehilfen, welche die Mehrheit der Mitglieder der *Bünde der Geächteten* und der *Gerechten* bildeten, sondern um alle „Heimatlosen“, „Rechtlosen“ und „Geächteten“.⁵⁰

Durch die Kapitalisierung der Landwirtschaft, die neben den anderen Subsistenzgarantien der Landbevölkerung auch das Recht auf Nachlese oder Nachstopplern aufgehoben hatte, wurde ein ganzes System traditioneller Produktions- und Reproduktionsformen vernichtet, das von der Ökonomie des Lohnes unabhängig gewesen war. Alles, wodurch die neu entstandene Schicht der Lohnarbeiter und der pauperisierten Handwerker ihr dürftiges Einkommen verbessern konnte, wurde als Diebstahl kriminalisiert. Als ewig ledige Bewohner der billigen *chambres garnies* in Paris hatten sie weder eine Aussicht auf sozialen Aufstieg noch eine Aussicht auf die Gründung einer Familie. Dies galt auch für die deutsche Kolonie in Faubourg Saint-Antoine, einem traditionellen Pariser Armuts- und Unruheviertel. Wie der Autor der „Betrachtungen eines deutschen Arbeiters“ schrieb, hätte „nicht der

48 Agamben. *Homo sacer* (wie Anm. 4). S. 18. Hervorhebung im Original.

49 Theodor Schuster. *Gedanken eines Republikaners* [1835]. Quellenanhang in: Werner Kowalski. *Vorgeschichte und Entstehung* (wie Anm. 7). S. 195-207, hier S. 204. Hervorhebung im Original.

50 „Betrachtungen eines deutschen Arbeiters über die neuesten Maßregeln der deutschen Bundesregierungen, durch welche den deutschen Handwerkern der Aufenthalt in Frankreich, Belgien und der Schweiz bei Verlust ihres Heimatrechtes untersagt wird“. Druckschrift o.J. Quellenanhang in: Werner Kowalski. *Vorgeschichte und Entstehung* (wie Anm. 7). S. 193-195, hier S. 194.

Hundertste“ von den Heimatlosen die „Hoffnung, je zum Meisterrecht zu gelangen“.⁵¹ Jacques Grandjonc berichtet, dass „die Angehörigen der untersten Schicht der Schuster in Paris [...] ‚Deutsche‘ oder ‚Lothringer‘ genannt“⁵² wurden.

Die Einsichten der „Geächteten“ über ihre soziale Lage können als Erkenntnis ihrer Zugehörigkeit zu einer einheitlichen und – nach dem Modell der marxistischen Klassen- und Revolutionstheorie – von der Gunst und der List des Kapitals abhängigen Klasse der Lohnarbeiter ausgelegt werden, die aus der Konkursmasse der Ersten Französischen Revolution entstanden war. Hält man am Begriff der Klasse fest, muss jedoch mit Martin Hundt hervorgehoben werden, dass es sich bei den deutschen Handwerker-Migranten um eine „historisch und ökonomisch sehr spezifische Übergangsschicht [handelte], die zwischen dem Zunfthandwerker des Mittelalters und dem modernen Proletarier stand, Eigenschaften von beiden aufwies, jedoch weder das Alte, noch schon das Neue darstellte.“⁵³

Den Angelpunkt der Machtkämpfe in den Revolutionen von 1848-1849 bildete wie schon bei den früheren Bauern- und Konsumentenaufrühen das noch nicht in das System des Kapitals integrierte Recht auf soziale und biologische Reproduktion der Armen. In den Zeiten des Ausnahmezustands wurde dieses Recht als Naturrecht von ihnen eingefordert, für dessen Einlösung die Vermittlung des Staates obsolet geworden war. Folgt man G. W. F. Hegel, der 1820 die „Erzeugung des *Pöbels*“ durch „das Herabsinken einer großen Masse unter das Maß einer gewissen Subsistenzweise“⁵⁴ erklärte, so war die Idee des Naturrechts erst in der Opposition zwischen Existenzrecht und Gesellschaftsrecht möglich geworden.⁵⁵ Nach den Revolutionen von 1848-1849 wurde die reelle Subsumtion der Lohnarbeiter unter die kapitalistischen Produktionsverhältnisse vollzogen, was zu ihrer Disziplinierung und Abgrenzung von den *classes dangereuses* des Vormärz führte. Über Anstieg der Reallöhne und staatliche Sozialpolitik wurde die Armut langsam

51 Betrachtungen eines deutschen Arbeiters (wie Anm. 42). S. 194.

52 Grandjonc. Schlusswort zur Diskussion (wie Anm. 25). S. 44.

53 Hundt. Geschichte des Bundes der Kommunisten (wie Anm. 32). S. 55.

54 Georg Wilhelm Friedrich Hegel. *Grundlagen der Philosophie des Rechts*. Berlin: Nicolai, 1820. § 244. Edition Holzinger. Berliner Ausgabe, 1913. S. 158. Hervorhebung im Original.

55 Vgl. Hegel. Philosophie des Rechts (wie Anm. 54). S. 158.

in die bürgerliche Gesellschaft integriert, worauf der primäre Klassenantagonismus der Vormärzzeit nachließ.

Die Subsistenzunruhen des Vormärz zeigten, dass ihren Teilnehmern die überlebenssichernde Versorgung mit erschwinglichen Lebensmitteln wichtiger war als die Lohnfrage, die seit Marx dem Arbeitswertgesetz zugrunde gelegt wird. Da die Entstehung und Reproduktion des vorindustriellen Pauperismus außerhalb der Logik des Kapitals geschah, entäußerte sich diese Eigendynamik in den Ausnahmезuständen als Reaktion auf die Entwertung seines Existenzrechts. Die „Enthüllung des Geheimnisses der kapitalistischen Produktion vermittelt des Mehrwerts“⁵⁶, das Marx die Weihen des „wissenschaftlichen Kommunismus“⁵⁷ brachte, bedeutete gleichzeitig die grundsätzliche Verhüllung des biopolitischen Aspekts der Reproduktion der „Ware“ Arbeitskraft. Da ihre (Re)Produktion laut Marx nach denselben Marktgesetzen verläuft wie die Produktion jeder anderen Ware, wurde im marxistischen Ökonomie-Konstrukt die künftige biopolitische Regulierung der Bevölkerung qua Arbeitslohn als Funktion des Arbeitsmarktes gesetzt. Dadurch wurde die Interpretation des Gangs der Geschichte zu einer Art Teleologie des Kapitals erhoben, in der die Massenarmut das vorläufig notwendige Übel für künftige Prosperität darstellte.

Im Unterschied zu Marx hat Wilhelm Weitling immer an der moralischen Komponente des Arbeitswertes festgehalten. Sein unscharfer Klassenbegriff, der die Beteiligung aller Gesellschaftselemente am erarbeiteten Reichtum voraussetzte, war explizit gegen den engen, auf das Industrieproletariat zugeschnittenen Begriff der Klasse bei Marx ausgerichtet.⁵⁸ Weitlings theoretische Positionierung zwischen den „Geächteten“ und der auf Arbeitslohn und Kapital reduzierten politischen Ökonomie von Marx macht die Lektüre seiner Überlegungen über Gleichheit und gesellschaftlich regulierte „Kommerzstunden“⁵⁹ sehr lohnenswert – sowohl für die Opfer der modernen Deindustrialisierung als auch für die Befürworter unbezahlter,

56 Karl Obermann. *Zur Geschichte des Bundes der Kommunisten 1849 bis 1852*. Berlin: Dietz, 1955. S. 11f.

57 Engels. Die Entwicklung des Sozialismus (wie Anm. 6). S. 126.

58 Vgl. Petra Weber. *Sozialismus als Kulturbewegung. Frühsozialistische Arbeiterbewegung und das Entstehen zweier feindlicher Brüder Marxismus und Anarchismus*. Düsseldorf: Droste, 1989. S. 447.

59 Wilhelm Weitling. *Garantien der Harmonie und Freiheit*. Vivis: im Verlage des Verfassers, 1842. S. 153-175.

gesellschaftlich organisierter Mehrarbeit im produktiven und reproduktiven Bereich. In der gegenwärtigen Krise der modernen Gesellschaft, in der man die steigende Exklusion ihrer Mitglieder mit Wachstumswahn und globalem Arbeitslohniveau zu rechtfertigen versucht⁶⁰, zeigen die anomischen Single-Haushalt- und Geburtenraten, dass durch die Senkungen des Soziallohns und die Privatisierungen sozialstaatlicher Institutionen immer mehr Kapital von den angeblichen Adressaten des Sozialbudgets abwandert. Obwohl niemand mehr wie Weitling „die Abschaffung des Geldes und die Wiedereinführung der Gemeinschaft aller Erdengüter“⁶¹ verlangt, ließe sich sein Aufruf zur „Freiheit Aller ohne Ausnahme“⁶² mit dem modernen Begriff der sozialen Inklusion übersetzen. Denn, so Weitling: „Der ganze übrige politische Trödelmarkt sind Nebensachen zu dieser Hauptsache.“⁶³

60 Vgl. Heinz Bude. *Die Ausgeschlossenen. Das Ende vom Traum einer gerechten Gesellschaft*. München: Carl Hanser, 2008. S. 17; S. 21.

61 Weitling. *Garantien der Harmonie* (wie Anm 59). S. 217.

62 Weitling. *Garantien der Harmonie* (wie Anm 59). S. 217.

63 Weitling. *Garantien der Harmonie* (wie Anm 59). S. 217.

Christine Künzel (Hamburg/Dresden)

„Sorgend für uns, schadeten wir niemand –
uns am wenigsten“

Zur Figur des Kaufmanns zwischen Händler, Unternehmer
und Betrüger in Georg Weerths *Humoristischen Skizzen aus
dem deutschen Handelsleben*

Ein Band zum Thema „Geld und Ökonomie im Vormärz“ wird schwerlich ohne einen Beitrag zum Werk Georg Weerths auskommen, war das literarische Schaffen dieses Autors doch wie keines anderen so eng an die Ereignisse um die Märzrevolution von 1848 geknüpft. Im Rahmen seiner Tätigkeit als Feuilletonchef der von Karl Marx und Friedrich Engels gegründeten, ab 1. Juni 1848 erscheinenden *Neuen Rheinischen Zeitung* veröffentlichte Weerth auch zahlreiche seiner literarischen Texte – darunter fünf¹ Episoden der *Humoristischen Skizzen aus dem deutschen Handelsleben* sowie den ersten deutschen Feuilletonroman² *Leben und Thaten des berühmten Ritters Schnapphahnski*. Insgesamt stellte „[d]as Revolutionsjahr 1848/49 [...] Georg Weerths produktivste literarische Phase dar.“³ Mit dem Scheitern der 48er-Revolution und dem Verbot der *Neuen Rheinischen Zeitung* im Mai

-
- 1 Wobei das Kapitel „Der Herr Preiss in Nöthen“ in vier Teilen von der ersten Ausgabe der *Neuen Rheinischen Zeitung* am 1. Juni bis zum 4. Juni 1848 erschien. „Der Buchhalter Lenz als Bürgersoldat“ erschien am 16. Juni, „Wie sich der Herr Preiss nach den Zeitverhältnissen richtet“ am 18. Juni, „Der Herr Preiss über die Dinge im Allgemeinen“ am 28. Juni und das letzte Kapitel „Das Dasein des Herrn Preiss gewinnt eine welthistorische Bedeutung“ am 6. Juli 1848 ebenda. Vgl. Bernd Füllner. *Georg-Weerth-Chronik (1822-1856)*. Bielefeld: Aisthesis, 2006 (Veröffentlichungen der Literaturkommission für Westfalen, Bd. 20). S. 89-92.
 - 2 Vgl. Uwe Zemke. *Georg Weerth 1822-1856. Ein Leben zwischen Literatur, Politik und Handel*. Düsseldorf: Droste, 1989. S. 113.
 - 3 Bernd Füllner. „Blödsinn deutscher Zeitungen“. Weerths satirische Textkritiken in der *Neuen Rheinischen Zeitung*“. *Georg Weerth und die Satire im Vormärz*. Referate des internationalen Kolloquiums im 150. Todesjahr des Autors 16.-18. Juni 2006 in der Lippischen Landesbibliothek, Detmold. Hg. Michael Vogt unter Mitwirkung von Bernd Füllner und Fritz Wahrenburg. Bielefeld:

1849 sah auch Georg Weerth seine literarische Mission gescheitert und stellte das Schreiben im Alter von 27 Jahren ein. Resigniert konstatierte er in einem Brief an Karl Marx vom 28. April 1851:

Ich habe in der letzten Zeit allerlei geschrieben, aber nichts beendet, denn ich sehe gar keinen Zweck, kein Ziel bei der Schriftstellerei. Wenn *Du* etwas über Nationalökonomie schreibst, so hat das Sinn und Verstand. Aber *ich*? Dürftige Witze, schlechte Späße reißen, um den vaterländischen Fratzen ein blödes Lächeln abzulocken – wahrhaftig, ich kenne nichts Erbärmlicheres! Meine schriftstellerische Tätigkeit ging entschieden mit der „Neuen Rheinischen Zeitung“ zugrunde.⁴

Als gelernter Kaufmann und später international agierender Handelsvertreter erfüllt Georg Weerth eben jene – zu Recht oder Unrecht an die Literatur gestellte? – Erwartung, dass jemand, der über ökonomische Zusammenhänge schreibe, davon auch etwas verstehen sollte⁵, vorzugsweise aus eigener praktischer Erfahrung.⁶ Während seines Aufenthaltes in der englischen Industriemetropole Bradford (1843-1846) lernt er nicht nur die negativen Auswirkungen der Industrialisierung und des Frühkapitalismus kennen, sondern trifft hier auch einen ihrer schärfsten Kritiker, den aus Barmen (bei

Aisthesis, 2007 (Forum Vormärz Forschung. Vormärz-Studien XIII). S. 169-183, hier S. 170.

- 4 Georg Weerth. *Sämtliche Briefe*. 2 Bde. Hg. u. eingeleitet von Jürgen-Wolfgang Goette unter Mitwirkung von Jan Gielkens. Frankfurt/M./New York: Campus, 1989. Bd. 2, S. 600, H.i.O.
- 5 Vgl. Peter von Matt. „Der Chef in der Krise. Zur Inszenierung des Unternehmers in der Literatur“. *„Denn wovon lebt der Mensch?“ Literatur und Wirtschaft*. Hgg. Dirk Hempel/Christine Künzel. Frankfurt/M. u.a.: Peter Lang, 2009. S. 37-48, hier S. 37f.
- 6 Vgl. Norbert Otto Eke. *Einführung in die Literatur des Vormärz*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2005. S. 137: „Wie kaum ein anderer der im Vormärz aktiven Autoren kannte der aus dem lippischen Detmold stammende Kaufmann Georg Weerth (1822-1856) die Wirtschaftspraxis und die politischen Zielsetzungen des Wirtschaftsbürgertums seiner Zeit aus unmittelbarer Anschauung.“ Selbstbewusst schrieb Weerth in einem Brief an seine Mutter vom 28. November 1847 aus Brüssel seinen Artikel „Die englische Geldkrise und die Eröffnung des Parlamentes“ betreffend, die „englische Tory-Presse“ habe erklärt, dass er „mehr über England wüßte als das Parlamentsmitglied, der Dr. Browning“; Weerth. *Sämtliche Briefe* (wie Anm. 4). Bd. 1, S. 436.

Wuppertal) stammenden Friedrich Engels, der später den Kontakt zu Karl Marx in Brüssel herstellen wird. Bereits in England hatte Weerth die Nähe kommunistischer Theoretiker und Agitatoren gesucht. Die Erlebnisse und Erkenntnisse seines Aufenthaltes in England fasste er in einer Textsammlung zusammen, die so etwas wie eine frühe Sozialstudie über die Zustände in englischen Industriezentren darstellt, den *Skizzen aus dem sozialen und politischen Leben der Briten*. Doch Weerths Interesse galt nicht allein der Darstellung sozialen Elends, sondern insbesondere auch der Aufklärung über ökonomische Verhältnisse und Praktiken im Frühkapitalismus: „Er erläuterte spezifische Finanzbegriffe, die Möglichkeit, Kapitalien in verschiedene Formen umzuwandeln, die Unterscheidung zwischen fiktivem und reellem Kapital, die Bedeutung der Lieferscheine und die Termingeschäfte als Spekulationsobjekte.“⁷ Ganz im Sinne aktueller Versuche von Autoren, die Umstände und Ursachen der letzten Finanzkrise von 2008 zu erklären, beschäftigt sich Weerth in zahlreichen Artikeln für die *Neue Rheinische Zeitung* mit den Ursachen zeitgenössischer Geld- und Handelskrisen. So setzt er sich etwa in einem Feuilletonbeitrag mit dem Titel „Der Kornhandel in Köln“⁸ mit den Mechanismen und Folgen des spekulativen Getreidehandels auseinander und erkennt in der Spekulation ein wesentliches Prinzip kapitalistischen Handelns. Weerth ist einer der ersten Kapitalismuskritiker, die den problematischen Zusammenhang zwischen dem fiktiven, volatilen Charakter von Kapital und Kredit einerseits und den daraus resultierenden realen Auswirkungen (Gewinn oder Verlust) andererseits benennen. Im „Kornhandel in Köln“ spricht er von „fiktiven Metamorphosen“, die „lediglich auf dem Papiere vor[gehen]“.⁹ Und in einem Artikel, der unter der Rubrik „Französische Republik“ erschien¹⁰, beschäftigt sich Weerth mit

7 François Melis. „Georg Weerth: ‚Der Kornhandel in Köln‘. Ein bisher unbekannter Feuilletonbeitrag“. *„Kein schöner Ding ist auf der Welt, / Als seine Feinde zu beißen“*. *Georg Weerth zum 150. Todesjahr*. Im Auftrag der Grabbe-Gesellschaft. Hgg. Kurt Roessler und Peter Schütze. Bielefeld: Aisthesis, 2007 (Grabbe-Jahrbuch 2006, Jg. 25). S. 59-67, hier S. 62.

8 Erschienen in: *Neue Rheinische Zeitung*. Nr. 111, 24. September 1848. S. 1f. Abgedruckt im Anhang an Melis. „Georg Weerth“ (wie Anm. 7). S. 65-67.

9 [Georg Weerth.] „Der Kornhandel in Köln“. *Neue Rheinische Zeitung*. Nr. 111, 24. September 1848. S. 1-2, hier S. 1, Sp. 2.

10 In der Weerth-Forschung ist auf diesen Artikel verschiedentlich unter dem Titel „Die finanzielle Mystifikation“ Bezug genommen worden.

dem euphemisierenden und zugleich mystifizierenden „Kauderwelsch“¹¹ der damaligen Finanzwelt. Dabei scheint Weerths Fazit auch angesichts der aktuellen Finanzkrise nichts an Bedeutung eingebüßt zu haben: „Durch die mysteriöse Wichtigkeit, die solchen unbedeutenden Verhandlungen gegeben wird, soll die Theilnahme des Volks an den ökonomischen Fragen, die seine Lebensfragen sind, ermüdet, gefoppt, getödtet werden.“¹²

Aber auch in seinen literarischen Texten, insbesondere in den *Humoristischen Skizzen aus dem deutschen Handelsleben*, widmet sich Weerth verschiedenen Arten von Spekulationsgeschäften. Mit der Arbeit an den *Humoristischen Skizzen* begann Weerth wahrscheinlich im Herbst 1845. Die Texte waren eigentlich für die Veröffentlichung in einer Zeitschrift gedacht, die Marx und Engels in Brüssel herausgeben wollten¹³ – ein Projekt, das aus finanziellen Gründen jedoch nicht zustande kam. So erschienen die ersten vier Episoden der *Skizzen* ab November 1847 in der *Kölnischen Zeitung*.¹⁴ Als Weerth schließlich durch die Mitarbeit an der *Neuen Rheinischen Zeitung* ab Juni 1848 ein eigenes Publikationsorgan zur Verfügung stand, setzte er die Veröffentlichung der *Skizzen* hier fort. Da ihm die sieben weiteren Episoden, die er bis dahin – sicherlich mit Blick auf eine Fortsetzung der Reihe in der *Kölnischen Zeitung* – bereits verfasst hatte, möglicherweise zu harmlos und den politischen, sprich: revolutionären, Umständen nicht angemessen erschienen, „schrieb er im Mai 1848 fünf neue Kapitel, in denen er die Handlung in die Zeit der Revolution verlegte und den *Humoristischen Skizzen* somit größere Aktualität verlieh.“¹⁵

Was die Bezeichnung „Humoristische Skizzen“ betrifft, so ist anzunehmen, dass Weerth diese aus strategischen Gründen wählte. Da in der Forschung weitgehend Einigkeit darüber herrscht, dass es sich bei diesen Skizzen eigentlich um *Satiren* handelt, hätte die Textreihe genau genommen unter dem Titel „*Satirische Skizzen aus dem deutschen Handelsleben*“ erscheinen müssen. Georg Weerth wird sich jedoch der Tatsache bewusst gewesen sein,

11 [Georg Weerth.] „Französische Republik [Die finanzielle Mystifikation]“. *Neue Rheinische Zeitung*. Nr. 10, 10. Juni 1848. S. 3, Sp. 1-2.

12 Ebd., Sp. 1.

13 Am 23. Dezember 1845 schickte Weerth ein Manuskript mit dem Titel „Preis“ an Marx und Engels in Brüssel. Vgl. Füllner. *Georg-Weerth-Chronik* (wie Anm. 1). S. 62 und auch Zemke. *Georg Weerth* (wie Anm. 2). S. 77.

14 Zemke. *Georg Weerth* (wie Anm. 2). S. 86.

15 Ebd., S. 111, H.i.O.

dass die Satire als Schreibweise gegen Ende des 18. Jahrhunderts mehr und mehr ins Zentrum der Kritik geraten war. Im Zuge der Entwicklung ästhetischer Theorien, in denen – im Anschluss an Kant, Goethe, Schiller und in der Folge auch Hegel – das künstlerische Prinzip der Harmonie dominant gesetzt wurde, musste die Satire als eine Schreibweise, die stets auf der Darstellung eines Konfliktes beruhte, zwangsläufig an Bedeutung verlieren.¹⁶ Es sind insbesondere die Auswirkungen einer Tradition der Autonomieästhetik auf Theorien des Komischen, die für die Abwertung der Satire verantwortlich waren. Die aggressive Form des Komischen, die sich – im Sinne des *furors* des Satirikers – affektiv engagiert mit einem Gegenstand auseinandersetzt, wurde zugunsten eines Humors, der aus ethischer Distanz operiert und grundsätzlich einem versöhnlichen Impetus folgt, diskreditiert. Satire im Sinne einer Gesellschaftssatire wurde der Zweckdichtung zugeordnet und damit von vornherein als undichterische und zweitrangige Gattung abgewertet.¹⁷

Es ist nicht zuletzt die Dominanzsetzung des Humors in Theorien des Komischen, die seit der Mitte des 18. Jahrhunderts zu einer Ausgrenzung der Satire geführt hat.

Indem der Humor [...] zum höchsten, gesellschaftstheoretisch bzw. geistesgeschichtlich gemäßen Prinzip des Komischen erklärt wurde, mußte die Satire ihren Modellwert für die Theorie des Lachens und des Komischen einbüßen.¹⁸

Gemäß dieser Tradition stellen Humor und Satire im Kontext einer Theorie des Komischen die größten Gegensätze dar: Während Satire auf Abschaffung bzw. Veränderung einer ‚empörenden Wirklichkeit‘ gerichtet ist, tendiert der Humor auf die Affirmierung bestehender Verhältnisse: „Unter ‚humour‘ versteht man eine Einstellung oder Haltung, die es gestattet, mit Widrigkeiten

16 Vgl. Georgina Baum. *Humor und Satire in der bürgerlichen Ästhetik. Zur Kritik ihres apologetischen Charakters*. Berlin (Ost): Rütten & Loening, 1959. S. 65.

17 Vgl. Jürgen Brummack. „Zu Begriff und Theorie der Satire“. *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 45 (1971) (Sonderheft Forschungsreferate). S. 275-377, hier S. 328.

18 Wolfgang Preisendanz. „Zur Korrelation zwischen Satirischem und Komischem“. *Das Komische*. Hgg. Ders./Rainer Warning. München: Fink, 1976 (Poetik und Hermeneutik, Bd. VII). S. 411-413, hier S. 412.

zu leben.¹⁹ Wo die Satire unversöhnt bleibt, da ist der Humor immer schon versöhnt.²⁰ Vor diesem Hintergrund ist es allerdings kaum erstaunlich, dass die Satire in Zeiten sozialer und politischer Umbrüche – trotz aller ästhetischen Vorbehalte – immer wieder Hochzeiten erlebt: so insbesondere in der Literatur des Vormärz.²¹ Im Kontext der 1848er-Revolution wurde Satire nicht nur als Kampfmittel im „Angriff auf eine ‚empörende Wirklichkeit‘“²², sondern zunehmend auch gezielt als Mittel des Klassenkampfes verstanden: „Der Satiriker bekämpft stets einen Gesellschaftszustand, eine gesellschaftliche Entwicklungstendenz, konkreter [...]: er bekämpft eine Klasse, eine Klassengesellschaft.“²³

Wie ist vor diesem Hintergrund die Bezeichnung „*Humoristische* Skizzen aus dem deutschen Handelsleben“ zu bewerten? Als „besänftigende[] Einordnung [...] in die Ästhetiken der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von Jean Paul bis Friedrich Theodor Vischer“²⁴, wie Claude D. Conter mutmaßt? Dass Georg Weerth alles andere als ein „bloß lustiger Spaßmacher“²⁵ sein wollte, ergibt sich nicht zuletzt aus dem sozialkritischen und kapitalismuskritischen Impetus, von dem nicht nur seine journalistischen, sondern

-
- 19 Horst Turk. „Kulturgeschichtliche und anthropologische Bedingungen des Lachens“. *Differente Lachkulturen? Fremde Komik und ihre Übersetzung*. Hgg. Thorsten Unger/Brigitte Schultze/Horst Turk. Tübingen: Narr, 1995 (Forum Modernes Theater, Bd. 18). S. 299-317, hier S. 300.
- 20 Vgl. Helmut Arntzen. *Satire in der deutschen Literatur. Geschichte und Theorie*. Bd. 1: Vom 12. bis zum 17. Jahrhundert. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1989. S. 16.
- 21 Vgl. Friedrich Sengle. *Biedermeierzeit. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815-1848*. Bd. 2: Die Formenwelt. Stuttgart: J. B. Metzler, 1972. Insbesondere das Kapitel „Satire“, S. 166-183, hier S. 166.
- 22 Ulrich Gaier. *Satire. Studien zu Neidhart, Wittenweiler, Brant und zur satirischen Schreibart*. Tübingen: Niemeyer, 1967. Einleitung, S. 4, H. i. O.
- 23 Georg Lukács. „Zur Frage der Satire“. *Internationale Literatur* 4-5 (Dezember 1932). S. 136-153, hier S. 147f.; vgl. auch Baum. Humor und Satire (wie Anm. 16).
- 24 Claude D. Conter. „Personalsatire im Vormärz – Literatursatire und Persönlichkeitsverletzung“. *Georg Weerth und die Satire im Vormärz* (wie Anm. 3). S. 37-68, hier S. 45.
- 25 Norbert Otto Eke. „Politische Dramaturgien des Komischen. Satire im Vormärz (mit Blick auf das Drama)“. *Georg Weerth und die Satire im Vormärz* (wie Anm. 3). S. 13-36, hier S. 14.

auch seine literarischen Arbeiten durchdrungen sind. Der in der Weerth-Forschung vielzitierte Vers „Kein schöner Ding ist auf der Welt, / Als seine Feinde zu beißen“²⁶ verweist deutlich auf den aggressiven Schreibgestus der Satire. Trotz allem scheinen die *Humoristischen Skizzen* – zumindest die Episoden, die in der *Kölnischen Zeitung* erschienen waren²⁷ – ihren Status zwischen Humoristik und Satire zunächst nicht eindeutig zu offenbaren. Diese Ambivalenz spiegelt sich auch in der Forschung zu den *Humoristischen Skizzen* wider. So kommt Uwe Zemke zu dem Ergebnis, dass die Skizzen, „im Gegensatz zu anderen Arbeiten Weerths aus der Revolutionszeit frei von persönlichem Haß“ und „das Humoristischste“ seien, „was Weerth geschrieben“²⁸ habe, während andere Stimmen der Weerth-Forschung in der Textsammlung eine „Satire auf den Typus des ‚rheinischen Großkaufmann[s] schlechthin“²⁹ sehen.

Den Gedanken von Claude D. Conter aufgreifend, dass es sich bei der Beteiligte um ein Zugeständnis an die Satire-Feindlichkeit der zeitgenössischen Ästhetiken handele, ließe sich mutmaßen, dass Weerth mit der Wahl des Titels eine Strategie im Sinne der Camouflage³⁰ verfolgte, um seine Satiren unter dem Deckmantel der „humoristischen Skizze“ zu ‚verkaufen‘ und so der Zensur zu entgehen. Diese Taktik kennzeichnet auch die Struktur und den Charakter der einzelnen Episoden. Auf einer Textebene werden mit sprachlichen Mitteln Karikaturen des Personals im Comptoir des Herrn Preiss

26 Georg Weerth. „Kein schöner Ding ist auf der Welt, als seine Feinde zu beißen“. *Sämtliche Werke*. Hg. von Bruno Kaiser. Berlin: Aufbau, 1956. Bd. I: Gedichte. S. 269f.

27 Teil I bis IV der *Humoristischen Skizzen*: I. „Der Lehrling“ (Nr. 318, 14.11.1847), II. „Der Korrespondent“ (Nr. 337, 3.12.1847), III. „Der Buchhalter“ (Nr. 348, 14.12.1847), Teil IV. „Ein verschlissener Kommis“ (Nr. 33, 2.2.1848).

28 Zemke. *Georg Weerth* (wie Anm. 2). S. 112.

29 Raphael Hörmann. „Ja, vorüber war die große kölnische Domfarce“. Marx' und Weerths Poetik der Revolution und ihrer Satiren 1848/49“. *Georg Weerth und die Satire im Vormärz* (wie Anm. 3). S. 121-134, hier S. 126. Mit Bezug auf Wolfgang Büttner. „Georg Weerth – Feuilletonchef der *Neuen Rheinischen Zeitung* 1848/49“. *Georg Weerth (1822-1856). Referate des I. Internationalen Georg-Weerth-Colloquiums 1992*. Im Auftrag der Grabbe-Gesellschaft hg. von Michael Vogt. Bielefeld: Aisthesis, 1993. S. 130.

30 Vgl. Eke. *Einführung in die Literatur des Vormärz* (wie Anm. 6). S. 29 und 61.

gezeichnet.³¹ Diese sprachlich gestalteten Karikaturen sind jedoch insgesamt eher als ‚humoristisch‘ zu bezeichnen; in fast biedermeierlicher Manier, die an Werke des Malers Carl Spitzweg erinnert, werden die Figuren zwar karikiert, aber auf eine humorvolle, eher harmlose Art und Weise – weit entfernt von den satirischen Techniken der monströsen Verzerrung. Dieses scheinbare Zugeständnis an die „in Deutschland wohlbegründete[] Spaß-, Gemütlichkeits- und Humorkultur“³² steht jedoch in deutlichem Kontrast zu den thematischen Inhalten der einzelnen Kapitel und den Dialogen. Es ist eben dieser Kontrast zwischen einer scheinbaren Harmlosigkeit auf der sprachlich vermittelten visuellen Ebene und einer deutlich kritischen Entlarvung auf der inhaltlichen Ebene, der die satirische Strategie Weerths in den *Humoristischen Skizzen aus dem deutschen Handelsleben* kennzeichnet. Insofern sind auch die *Humoristischen Skizzen* als Satiren und damit als „Kampfmittel“³³ gegen empörende soziale und politische Zustände zu betrachten.³⁴ Hinter den biedermeierlich anmutenden humoristischen Karikaturen offenbart sich eine harsche Kritik am deutschen Kaufmann und dessen Handelsgewohnheiten. Ganz in diesem Sinne bezeichnet Sengle Georg Weerth (neben Adolf Glassbrenner) als einen der „zwei große[n] revolutionäre[n] Satiriker“³⁵ des Vormärz und die *Humoristischen Skizzen* als hervorragendes Beispiel für Weerths Meisterschaft der satirischen Schreibweise.³⁶

Das Bemerkenswerte an Weerths *Humoristischen Skizzen aus dem deutschen Handelsleben* ist die Tatsache, dass diese die Figur des sogenannten ‚ehrbaren‘ deutschen Kaufmanns auf satirische Weise als Mythos entlarven, bevor sie in einem geradezu nostalgisch anmutenden, den ökonomischen Entwicklungen der Zeit trotzendem Rekurs eine Wiederbelebung im

31 Vgl. ausführlicher dazu Florian Vaßen. „Rötlich strahlt der Morgen ...: Karikatur und Satire in Georg Weerths Szenen und Portraits ‚aus dem deutschen Handelsleben““. *Georg Weerth und die Satire im Vormärz* (wie Anm. 3). S. 233-250, hier besonders S. 234f.

32 Sengle. *Biedermeierzeit* (wie Anm. 21). S. 167.

33 Vgl. Gaier. *Satire* (wie Anm. 22). S. 335.

34 Vgl. in diesem Sinne auch Stefan Neuhaus. „Soll und Haben: Literarisches und ökonomisches Feld im 19. Jahrhundert“. *Literatur und Ökonomie*. Hg. Sieglinde Klettenhammer. Innsbruck/Wien/Bozen: Studien, 2010 (Angewandte Literaturwissenschaft, Bd. 8). S. 90-109, zu Weerths *Humoristischen Skizzen* vgl. S. 99-102.

35 Sengle. *Biedermeierzeit* (wie Anm. 21). S. 176.

36 Vgl. ebd., S. 179.

deutschsprachigen Kaufmannsroman des 19. Jahrhunderts erfährt. Während Autoren wie Gustav Freytag mit *Soll und Haben* (1855) oder Thomas Mann mit *Buddenbrooks* (1901) noch einmal diesen Mythos beschwören, und zwar als idealisierte Kontrastfigur zum entstehenden Unternehmertum und den Akteuren eines komplexen kapitalistischen Finanzwesens, ist es Weerths Anliegen, das Image des deutschen Kaufmanns mit den Mitteln der Satire zu demontieren. Als ironischen Kommentar auf zeitgenössische Tendenzen der Idealisierung des Kaufmanns³⁷ beschreibt Weerth Herrn Preiss als „schöne[n] alte[n] Kaufmann“³⁸ und legt diesem die rhetorische Frage in den Mund: „Gibt es ein vollkommeneres Wesen auf Erden als einen vollkommenen Kaufmann?“ (10)

Allein die Häufung des Adjektivs *ehrbar* und verwandter Begriffe³⁹ lässt darauf schließen, dass es mit der Ehrenhaftigkeit des Herrn Preiss nicht weit her sein kann.⁴⁰ Die sogenannte Kaufmannshehre reicht nur so weit, wie die Eigeninteressen des Herrn Preiss nicht gefährdet sind. Von den Zweifeln bezüglich der Ehrbarkeit innerhalb des eigenen Standes zeugt auch die Tatsache, dass Herr Preiss eigens ein „Erkundigungsbuch“ führt, das „günstige und ungünstige Zeugnisse über Moralität, d. h. Zahlungsfähigkeit der Mitglieder ehrenwerter Kaufmannschaft“ (3) enthält, denn: „Die Seele [...] steht in genauem Zusammenhang mit dem Geldbeutel, und die Börse Ihres Gegners ist stets von speziellem Interesse für Sie.“ (10) Zudem steht die Wiederholung des Adjektivs *ehrbar* in Kontrast zu dem mindestens dreimal wiederholten Verweis auf Merkur, den „Gott der Kaufleute und der Diebe“

37 Weerth ist einer der wenigen Autoren, die der Tendenz der Verklärung des Kaufmanns im 19. Jahrhundert entgegenwirken. Vgl. Harald Obendiek. *Konturen des Kaufmanns. Die Entstehung eines beruflichen Leitbildes in der belletristischen Literatur des 19. Jahrhunderts*. Gelsenkirchen: Andreas Müller, 1984. S. 106.

38 Georg Weerth. *Humoristische Skizzen aus dem deutschen Handelsleben*. Hg. Jürgen-Wolfgang Goette. Stuttgart: Reclam, 1971, S. 4. Im Folgenden erscheinen die Seitenzahlen in Klammern direkt im Anschluss an das betreffende Zitat.

39 Vgl. ebd., u.a. S. 13, 34, 91, 107, 110, 114.

40 Ganz in diesem Sinne fungiert auch der Name der Figur des jüdischen Kaufmanns Hirsch Ehrental in Gustav Freytags *Soll und Haben*, der insgesamt als „durchtriebene[r] Schelm“ dargestellt wird, der den Baron von Rothsattel mit windigen Hypothekengeschäften um seinen Besitz bringen will. Gustav Freytag. *Soll und Haben*. Mit einem Nachwort von Helmut Winter. Waltrop/Leipzig 2002: Manuscriptum, 2002. S. 300.

(106, vgl. auch 110, 118) – zumeist als Kommentar zu einem Handel bzw. einem Geschäft, das durch „Überredungsgabe“ (106), durch „schlaue Verstellung“ (106) oder „Schwindeleien in Fonds“ (137) zustande gekommen ist. Mit dieser Anspielung knüpft Weerth nicht allein an eine Tradition an, die die Position und Funktion des Kaufmanns zwischen ‚Tauschen und Täuschen‘ seit seinem Auftreten kritisch betrachtet.⁴¹ Der Autor bricht zugleich ein Tabu, indem er – im Gegensatz zu den meisten zeitgenössischen und späteren Autoren – nicht das antisemitische Muster des Kontrastes zwischen ‚gutem ehrbaren *deutschen* Kaufmann⁴² und ‚bösem betrügerischen *jüdischen* Kaufmann‘ bedient⁴³, sondern Betrug⁴⁴ vielmehr als festen Bestandteil alltäglicher kaufmännischer Praxis beschreibt.⁴⁵

Die *Humoristischen Skizzen aus dem deutschen Handelsleben* bestehen im Wesentlichen aus 14 Kapiteln bzw. Episoden⁴⁶, wobei die erste Hälfte der Texte verschiedenen Vertretern einzelner Berufsgruppen in einem typischen Handelskontor – wie dem des Herrn Preiss – gewidmet sind: dem Lehrling, dem Korrespondenten, dem Buchhalter, dem Kommiss, dem Reisenden und dem Makler. Die übrigen Kapitel beschäftigen sich mit den geschäftlichen

41 Vgl. dazu u.a. Heribert R. Brenning, *Der Kaufmann im Mittelalter. Literatur – Wirtschaft – Gesellschaft*. Pfaffenweiler: Centaurus, 1993 (Bibliothek der Historischen Forschung, Bd. 5). S. 88-91.

42 Mit dem Bezug auf das „deutsche Handelsleben“ verweigert sich Weerth zugleich der antisemitischen und slawenfeindlichen Differenz zwischen der sogenannten „Polackenwirtschaft“ und dem „deutschen Haushalt“ bzw. der deutschen Wirtschaft, die die Kaufmannsliteratur im 19. Jahrhundert prägt. Vgl. hier auch Freytag, *Soll und Haben* (wie Anm. 40). U.a. S. 314, 325.

43 So etwa ganz eindeutig in Gustav Freytags *Soll und Haben* in der Gegenüberstellung von Anton Wohlfahrt und Veitel Itzig, Vgl. Dirk Hempel, „Spieler, Spekulanten, Bankrotteure. Bürgerlichkeit und Ökonomie in der Literatur des Realismus“. *„Denn wovon lebt der Mensch?“* (wie Anm. 5). S. 97-115, hier S. 104.

44 Auf die quasi betrügerischen Praktiken des Herrn Preiss wird an mehreren Stellen angespielt, so etwa wenn Preiss mit dem listenreichen Odysseus verglichen wird (19); oder wenn Preiss beschließt, sogenannte „schlechte [Geld-]Sorten“ an „Arbeiter[]“, „Schiffer[]“, „Fuhrleute[]“ und „Kollekten“ (21f.) weiterzuleiten. Und nicht zuletzt wird darauf hingewiesen, dass Herr Preiss von der von den Franzosen verhängten Kontinentalsperre profitierte, indem er Schmuggelbetrieb (vgl. 34).

45 Vgl. Neuhaus, „Soll und Haben“ (wie Anm. 34). S. 100.

46 Die hier zitierte, von Jürgen-Wolfgang Goette herausgegebene Ausgabe enthält zudem vier Fragmente.

Manövern des Kaufmanns Preiss in den turbulenten Zeiten vor, während und nach der Revolution von 1848. Im Hinblick auf das Thema des vorliegenden Beitrags sind besonders die Episoden von Interesse, in denen die Geschäftsphilosophie des Herrn Preiss thematisiert wird. Einen umfassenden Einblick bietet bereits die erste Episode „Der Lehrling“, in der Herr Preiss einen neuen Lehrling in sein kaufmännisches Denken und Handeln einführt. Da wir es hier im Sinne der satirischen Darstellung mit einer Typisierung bis hin zur Karikatur zu tun haben, steht nicht die individuelle Handelsmoral eines bestimmten Händlers zur Debatte, sondern vielmehr ein bestimmter Kaufmannstypus und sein Ethos.

Das kaufmännische Credo des Herrn Preiss basiert auf zwei Maximen: 1. „Geld ist das A und O des Daseins, Geld ist alles“ (6), 2. „Im Handel hört alle Freundschaft auf, im Handel sind alle Menschen die bittersten Feinde“ (ebd.). Mit diesen Maximen werden zugleich zwei zentrale Metaphern aufgerufen, die bis heute die Semantik des ökonomischen Diskurses prägen: 1. Geld ist Gottes- bzw. Religionsersatz⁴⁷, 2. Handel ist Krieg bzw. eine Form des Krieges mit anderen Mitteln.⁴⁸ Die Religionssemantik wird von Weerth minutiös entfaltet⁴⁹: die allmorgendliche Lektüre des „Amsterdamer Handels- und Börsenberichts“ wird zur „Morgenandacht“ (4), das „Kopierbuch“ wird als „Evangelium des Comptoirs“ (9) bezeichnet, und eine „falsche[] Bilanz“ wird als „Todsünde“ (24) deklariert. Im Kontrast dazu sind dem Herrn Preiss die realen christlichen Pflichten lästig. So weist er etwa seinen Korrespondenten an, dem Pfarrer als Beitrag zu einer „milden Stiftung“ „zehn Taler“ zu schicken, dazu aber „recht viele Worte“ zu schreiben, „damit der Glanz der Phrasen die Geringfügigkeit [s]einer Gabe“ (17) verdecke. Und dem Buchhalter Lenz befiehlt er, schlechte Geldsorten unter anderem „bei Kollekten“ (22) unterzubringen.

Mit der Verkehrung des christlichen Gebotes der Nächstenliebe in Eigenliebe greift Weerth ein zentrales Argument ökonomischer Theorien des 18. Jahrhunderts auf. Ausgehend von Bernard Mandevilles *Bienenfabel* (1714/1723) wurden Egoismus und Gier in verschiedenen folgenden

47 Vgl. Neuhaus. „Soll und Haben“ (wie Anm. 34). S. 99.

48 Mitte des 17. Jahrhunderts kursierte bereits die Einsicht, dass man „weder Krieg ohne Handel noch Handel ohne Krieg führen“ könne. Niall Ferguson. *Der Aufstieg des Geldes. Die Währung der Geschichte*. Aus dem Englischen von Klaus-Dieter Schmidt. Berlin: List, 2010. S. 121.

49 Vgl. Vaßen. „Rötlich strahlt der Morgen ...“ (wie Anm. 31). S. 245.

ökonomischen Theorien nicht nur als Grundlagen eines effizienten Zusammenspiels von Angebot und Nachfrage betrachtet, sondern zugleich als Voraussetzung für eine Steigerung des Wohlstandes der Allgemeinheit – „private Laster, öffentliche Vorteile“, so der Untertitel von Mandevilles Fabel.⁵⁰ Herr Preiss' Motto „Sorgend für uns, schadeten wir niemand – uns am wenigsten“ (93) stellt gewissermaßen einen Kommentar zu dieser Theorie dar, in dem Weerth die wohltätige Wirkung des sogenannten ‚Trickle-Down-Effektes‘ in Frage stellt.

Auch die Kriegssemantik ist auf verschiedenen Ebenen virulent: Nicht allein wird der Handel als Form des Krieges begriffen⁵¹, sondern Zeiten des Krieges bzw. Bürgerkrieges werden als Chance zur Profitsteigerung dargestellt. Den Umstand, dass im Handel alle Freundschaft aufhört, bekommen nicht nur die Kunden und Handelspartner, sondern insbesondere die Angestellten des Herrn Preiss zu spüren. So entschließt sich Preiss in dem Kapitel „Ein verschlissener Kommiss“ – mit dem Hinweis darauf, dass es „anderen Leuten [...] bald ebenso“ (36) ergehen werde wie ihm⁵² – dazu, seinen Handlungsgehilfen Herrn Sassafräß „nach fünfunddreißigjähriger Dienstzeit“ (79) fristlos zu entlassen, da dieser „nicht ordentlich mehr arbeiten“ (35) könne. In einem folgenden Kapitel mit dem Titel „Sassafräß“ wird die Kündigung aus der Perspektive des entlassenen Kommiss beschrieben. Die Aussage Preiss', dass er „nach Kräften zu[m] Unterhalt“ des langjährigen Mitarbeiters „beisteuern“ wolle, dass die Kündigung „[s]o schlimm [...] nicht gemeint“ sei – „verhungern sollen Sie nicht“ (35f.) –, wird in dieser Episode mit einem ironischen Kommentar des Erzählers kontrastiert:

[E]s wird dem Leser erinnerlich sein, daß der alte Sassafräß wie ein ausrangiertes Pferd auf halbes Futter gesetzt und als Kommiss a. D. mit der angenehmen Aussicht davongeschickt wurde, den Rest seiner Tage darüber nachdenken zu können, inwieweit es ratsam sei, fünfunddreißig Jahre lang für einen ausgezeichneten Prinzipal Kopf und Herz auf den Markt zu tragen zum Preise von 400 Talern jährlich. (79)

50 Vgl. dazu Tomáš Sedláček. *Die Ökonomie von Gut und Böse*. Aus dem Amerikanischen von Ingrid Proß-Gill. München: Hanser, 2012. S. 229-239.

51 Gemäß der Devise „Im Krieg und in der Liebe ist alles erlaubt“ sind somit auch im Handel alle Mittel der Profitmaximierung legitim.

52 Der Buchhalter Lenz entgeht der Entlassung vorerst nur, weil die Nachricht von der Revolution in Berlin (18./19. März 1848) in das Gespräch mit Preiss hereinplatzt (vgl. 96f.).

Unter dem Vorwand der Rückforderung eines Betrags von „siebenundzwanzig Silbergroschen“ (84, H.i.O.) verfasst Sassafras einen Brief an seinen früheren Kollegen Herrn Lenz, wobei das Schreiben inhaltlich eine Abrechnung nicht nur mit den Geschäftsgepflogenheiten des Handelshauses Preiss⁵³, sondern vielmehr eine Kritik an der fortschreitenden Ökonomisierung der Lebensverhältnisse im Verlauf des 19. Jahrhunderts darstellt. In Anlehnung an die Theorien von Marx und Engels⁵⁴ orientiert sich die Kritik an der Differenz zwischen Preis und Wert, die zunehmend schwinde. Alles werde „auf Zahlen [sprich: Preise, C.K.] reduziert: de[r] Verstand, de[r] Witz, das Talent, de[r] Glauben, die Liebe ...“ (85), so dass der „Wert[] des Menschen“ letztendlich allein über den „Preis der menschlichen Tätigkeit“ (ebd.), sprich: über seine Arbeitskraft, definiert werde. Damit wird der Mensch selbst zur Ware, deren Preis von Angebot und Nachfrage abhängig ist.

In diesem Kapitel werden Aspekte literarisch verarbeitet, die Georg Weerth ebenfalls in seiner berühmten Rede vor dem Freihandelskongress in Brüssel am 18. September 1847 thematisierte. Weerths Kritik richtete sich gegen scheinbar „arbeiterfreundliche[] Gesinnungen“⁵⁵, hinter denen sich in Wirklichkeit – ähnlich wie bei Herrn Preiss – eine menschenverachtende Praxis im Umgang mit Arbeitskräften verberge. Arbeiter würden „nicht wie

53 Auch der sprechende Name „Preiss“ ist Ausdruck dieser Geschäftspraxis. Georg Weerth hat selbst darauf hingewiesen, dass das Vorbild für die Figur des Herrn Preiss Friedrich aus'm Weerth (ein Cousin des Vaters) war (vgl. Weerth in einem Brief an Karl Marx vom 3. Mai 1846. *Sämtliche Briefe* [wie Anm. 4]. Bd. 1, S. 365, vgl. auch Zemke. *Georg Weerth* [wie Anm. 2]. S. 77). Zudem liegt in der Namensgebung ein Wortwitz, der auf das Verhältnis von *Wert* und *Preis* anspielt und für Zeitgenossen somit unschwer zu entschlüsseln war – zumal Wert damals noch mit „th“ (Werth) geschrieben wurde. Daher bat Weerth Marx auch um anonyme Veröffentlichung der *Humoristischen Skizzen* (vgl. Brief an Marx vom 3. Mai 1846).

54 In der Forschung ist u.a. darauf hingewiesen worden, dass Weerth möglicherweise durch einen Artikel von Engels, in dem dieser die Verwechslung von Wert und Preis kritisierte, zur Namensgebung inspiriert worden sei. Vgl. Zemke. *Georg Weerth* (wie Anm. 2). S. 77. In den *Humoristischen Skizzen* heißt es entsprechend: „in der Differenz zwischen Wert und Preis liegt die halbe Not unsres Jahrhunderts“ (86). Vgl. dazu auch den Ersten Abschnitt des Ersten Bandes von Marx' *Kapital* (1887).

55 Georg Weerth. „Rede auf dem Freihandelskongress in Brüssel“. *Sämtliche Werke* (wie Anm. 26). Bd. II: Prosa des Vormärz. S. 128- 133, hier S. 128.

lebende, fühlende Menschen, ja nicht einmal so gut wie Lasttiere, sondern lediglich wie ein[] Ballen irgendeiner Ware⁵⁶ behandelt.

Ja, in England hat sich diese Anschauungsweise in der Bourgeoisie so entschieden eingewurzelt, daß die dortigen Fabrikanten nicht sagen: Ich beschäftige 100 Leute, sondern 200 Hände (hands). Daher hat auch die Bourgeoisie nie Anstand genommen, Arbeiter ihren früheren Geschäftskreisen zu entziehen und in einer neuen Fabrikation zu verwenden, wenn es im Interesse der Herren Kapitalisten lag, und sie hat sich ebensowenig je gescheut, ihre Arbeiter auf die Straßen und außer Brot zu setzen, wenn die Arbeit derselben dem Kapital nicht mehr Zinsen genug abzuwerfen schien.⁵⁷

Weerths Rede war insofern – gerade auch aus wirtschaftshistorischer Perspektive – bemerkenswert, als hier zum ersten Mal „kommunistisches Gedankengut vor prominenten Politikern und Wirtschaftsexperten“⁵⁸ vorgetragen wurde.

Durch die Personifizierung der im 18. Jahrhundert entwickelten Vorstellung, dass die Verfolgung ökonomischer Eigeninteressen automatisch Vorteile für die Allgemeinheit mit sich bringe, in der Figur des Herrn Preiss gelingt es Weerth, die Auswirkungen der Pervertierung dieses ökonomischen Grundsatzes vor Augen zu führen, der quasi jedes Geschäft rechtfertigt – so z.B. ein „Konsignationsgeschäft“ mit einem französischen Handelspartner, bei dem Herr Preiss seinen Buchhalter anweist, eine „Verkaufsrechnung 30 bis 50 Prozent zu unsern Gunsten“ (15) auszustellen.

In den in der *Neuen Rheinischen Zeitung* publizierten Episoden treten insbesondere die diversen Spekulationsgeschäfte des Herrn Preiss in den Fokus der Kritik. Zugleich entwickelt sich die Figur des Herrn Preiss in den späteren Episoden vom Kaufmann zum Unternehmer. Diese Verwandlung hängt möglicherweise mit Weerths Arbeit an seinem Fragment gebliebenen Roman⁵⁹ zusammen, wo ebenfalls eine Hauptfigur namens Preiss auftritt, und zwar der Fabrikant Friedrich Preiss, dessen Darstellung zahlreiche Parallelen zu der des Protagonisten der *Humoristischen Skizzen* aufweist. Im Gegensatz zu anderen Händlern und Kaufleuten umfasst das Geschäft des Herrn Preiss

56 Ebd., S. 129.

57 Ebd.

58 Zemke. *Georg Weerth* (wie Anm. 2). S. 100.

59 Vgl. Georg Weerth. *Fragment eines Romans*. Vorgestellt von Siegfried Unseld. Frankfurt/M.: Insel, 1965.

in den *Skizzen* bereits „verschiedene Branchen“ (66).⁶⁰ Darüber hinaus beteiligt sich Preiss an diversen Spekulationsgeschäften⁶¹, von denen er sich bedeutende Gewinne verspricht.⁶² Das profitorientierte, menschenverachtende Geschäftsgebaren des Herrn Preiss⁶³ findet seinen Höhepunkt in der Episode XII mit dem Titel „Wie sich der Herr Preiss nach den Zeitverhältnissen richtet“. Preiss scheint sich nicht nur schnell vom Schock der Revolution erholt zu haben, er richtet seinen ganzen „Unternehmungsgeist“ (111) nun vielmehr auf die Suche nach einer Möglichkeit, von den „politischen Zuständen der Gegenwart“ (112) zu profitieren, und schreckt schließlich nicht davor zurück, „in [...] *Schrapnells*“ (114, H.i.O.) – den „Lieblingsartikel der Gegenwart“ (ebd.) – zu spekulieren. In der letzten Episode der *Humoristischen Skizzen*, die den ironischen Titel „Das Dasein des Herrn Preiss gewinnt eine welthistorische Bedeutung“ trägt, rechnet Weerth schließlich mit den Vertretern des Bürgertums ab, die sich – wie Herr Preiss – mit den konterrevolutionären Kräften verbündeten und die Hoffnungen, die mit der Märzrevolution verbunden waren, zunichte machten. Mit seiner Kritik am Profit aus Waffenproduktion und Waffenhandel ist Weerths Text nach wie vor hochaktuell. In einem kaum zu übertreffenden Sarkasmus lässt Weerth die Figur des Herrn Preiss die Profite aus der „Schrapnellfabrikation“ (122), also Profite, die sich letztlich der Möglichkeit der Vernichtung menschlichen Lebens verdanken – denn das Schrapnell ist „eine vor allem gegen Menschen eingesetzte Tötungswaffe“⁶⁴ –, als „Segnungen einer glorreichen

60 Im zweiten Kapitel „Der Korrespondent“ ist noch davon die Rede, dass Herr Preiss sich „nur mit Zucker, Kaffee und Heringen“ (16) befasse.

61 Dabei nimmt Weerth in dem Dialog zwischen Preiss und seinem Buchhalter Lenz Bezug auf die spektakulärsten zeitgenössischen Spekulationsprojekte wie etwa „Eisenbahnaktien“ (75), „Feuerversicherungsaktien“ und „Seeverversicherungsaktien“ (76), „Bergwerksaktien“ (78) sowie die Spekulation mit Staatspapieren, hier mit „österreichischen Metallique-Coupons“ (91).

62 Vgl. insbesondere Kapitel VIII „Die Spekulation“ (66-78).

63 Norbert Otto Eke hat zu Recht darauf hingewiesen, dass Weerth mit der Figur des Kaufmanns Preiss nur scheinbar „hinter die Wirklichkeit des modernen Wirtschaftslebens“ zurückgehe. Vgl. ders. „Revolution und Ökonomie oder Der Bürger in der Klemme“. *Georg Weerth und das Feuilleton der „Neuen Rheinischen Zeitung“*. Hg. Michael Vogt. Bielefeld: Aisthesis, 1999 (Forum Vormärz Forschung, Vormärz-Studien II). S. 69-86, hier S. 81.

64 Melis. „Georg Weerth“ (wie Anm. 7). S. 60.

Revolution“ (ebd.) feiern: „Die Revolution von 1848 ist für Herrn Preiss nur ein geschäftliches Problem.“⁶⁵

Das satirische Meisterstück der *Humoristischen Skizzen* bildet allerdings das 10. Kapitel mit dem Titel „Der Herr Preiss in Nöten“, insbesondere die Passage, in der die Vorgänge der 48er-Revolution im Alptraum des Herrn Preiss vom ‚Aufstand der Zahlen gegen die Nullen‘ dargestellt werden. Der Traum bildet einen ironischen Kommentar zu Herrn Preiss’ Devise „Zahlen regieren die Welt“ (9), denn in seinem Hauptbuch regieren keineswegs die Zahlen, sondern die Nullen (vgl. 98f.), die ihre privilegierte Position aus ihrer besonderen Bedeutung „im Dezimal- und sonstigen Rechnungssystem“ (100) abzuleiten meinen. Mit dieser Bemerkung lässt der Kaufmann Georg Weerth nicht allein nebenbei wirtschaftshistorisches Wissen in den Text einfließen – die Null wurde als Zahl erst relativ spät (um 1200) aus dem indisch-arabischen mathematischen System eingeführt und entfaltete ihre Bedeutung zunächst in der Handelswelt⁶⁶ –, sondern rekurriert zugleich auf die semantischen Aspekte des Begriffs im Deutschen. In der Logik des Herrn Preiss – zugespitzt in den kritischen Kommentaren des Herrn Sassafras – hat alles, auch der Mensch, einen Preis, was in letzter Konsequenz bedeutet, dass alle menschlichen Verhältnisse in Zahlen ausgedrückt werden können (ganz im Sinne moderner ökonomischer Formeln). So beschreibt Sassafras den „Preiskurant der Gesellschaft, in dem die Tätigkeit eines Bankiers mit einer Million, die Tätigkeit eines Philosophen mit 3 Louisdor per Druckbogen, die Tätigkeit eines Bettlers mit einem Almosen von 3 Pfennigen“ (86) verzeichnet sind. Preiss seinerseits bezeichnet „Demokraten“ als „Leute unter Null; Menschen, zehn Prozent unter Pari; [...] arme Schlucker“ (61).

Mit der Parabel von der „Empörung der Zahlen gegen die Nullen“ (105) greift Weerth geschickt auf das Verhältnis zwischen den Zahlen und der Ziffer Null zurück⁶⁷, um das Verhältnis zwischen staatlicher Obrigkeit, den

65 Sengle. *Biedermeierzeit* (wie Anm. 21). S. 179.

66 Vgl. Karl Menninger. *Zahlwort und Ziffer. Eine Kulturgeschichte der Zahl*. 2., neubearb. u. erw. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1958. S. 242-246.

67 Vgl. ebd., S. 240: „[...] die Null. Was ist das für ein verrücktes Zeichen, das Nichts sein soll? [...] Nun ist sie aber nichts und doch zugleich etwas [...]; ausgesprochen wird sie nicht, 405, und vor eine Zahl gesetzt, macht sie dieser nichts aus: 03, also nichts, *nulla figura!* Aber *hinter* ihr verzehnfacht sie sie plötzlich: 30! Also ist sie doch etwas, etwas Unbegreifliches und Gewichtiges dazu, denn lauter reine Nichtse können die Zahl ins Unermeßliche treiben!“ (H.i.O.)

„königlichen, kaiserlichen, fürstlichen, landgräflichen und ähnlichen Nullen“ (99), und Untertanen, den „Zahlen, als schlichte, biedere Staatsbürger“ (ebd.) darzustellen. Auch in dieser Episode wird das Wortspiel mit den Begriffen „Preis“ (Preiss) und „Wert“ (Weerth) weitergetrieben, wobei hier der *Wert* im Zentrum steht. So wie die Ziffer Null an sich den Wert von Nichts bezeichnet und ihre Bedeutung, sprich: ihren Wert, erst durch eine vorhergehende Zahl oder Zahlenfolge erhält, ergebe sich der Wert bzw. die Bedeutung der Obrigkeit erst durch die Anerkennung ihrer Macht durch das Volk – so die Argumentation der Zahlen, die bezweifeln, „ob Ew. königl. Null noch dann irgendeinen Wert hätte, wenn Ihr nicht stets eine bürgerliche Zahl vorherginge“ (100). Mit ihren mehr als deutlichen Anspielungen stellt diese Episode im Kern nicht nur eine Majestätsbeleidigung dar, sondern zugleich einen Aufruf zur Revolution. Mit der Anrede „Allerdurchlauchtigste Majestät, allergnädigster König und Null! Ew. null und nichtigen Hohheit“ (ebd.) wird der König im übertragenen Sinne als Null, sprich: als *nulla figura* „ohne gehalt, wert und ansehen“, bezeichnet, die Macht des Königs in diesem Sinne als „wertlos“, „nichtsbedeutend“, ja, „ungültig“⁶⁸ dargestellt.

Auch wenn es sich nicht direkt nachweisen lässt, so gibt es doch möglicherweise einen Referenztext für die Parabel, und zwar Daniel Stoppes Fabel *Die Nullen* (um 1740), die mit den Versen beginnt: „Fünf nachbarlichen Nullen kam / Die Thorheit in den Sinn, sich von der Eins zu scheiden“.⁶⁹ Hier also ein Aufstand der Nullen gegen eine Zahl, die Eins; ein Szenario, das Weerth für seine Zwecke in satirisch gekonnter Manier umkehrt. Wo Stoppe mit der Moral seiner Fabel noch an die Anerkennung der Unveränderbarkeit der sozialen Stände im Sinne einer göttlichen Ordnung appelliert, stellt Weerths Version der Fabel diese radikal in Frage, indem er aufzeigt, dass die Herrschaft der Nullen (Vertreter der Obrigkeit) keineswegs gottgegeben sei, sondern – im demokratischen Sinne – auf der Anerkennung durch das Volk, sprich: die Zahlen, beruht. In der Identifizierung des Herrschers bzw. der herrschenden Klasse mit dem Nichts (als einem Aspekt der Null) lässt sich Weerths Szenario zudem an die Botschaft des Märchens *Des Kaisers*

68 Jacob und Wilhelm Grimm. *Deutsches Wörterbuch*. Bd. 13: N-Quurren. München: dtv, 1984. Stichwort: „Null“, Sp. 978f.

69 Daniel Stoppe. „Die Nullen“. *Neue Fabeln oder Moralische Gedichte, der Jugend zu einem nützlichen Zeitvertreibe ausgesetzt*. Erster Theil. Breslau: Johann Jacob Korn, 1740. Die XVII. Fabel, S. 40-42, hier S. 40.

neue Kleider anschließen, in dem so getan wird, *als ob* die nicht vorhandenen Kleider des Königs real existierten.⁷⁰ Diesem Szenario liegt eine Konvention zugrunde, die in der Literaturwissenschaft als Fiktionsvertrag⁷¹ bezeichnet wird und auf einer „willentliche[n] Aussetzung der Ungläubigkeit“⁷² (im Akt der Lektüre) beruht.

An dieser Stelle schließt sich der Kreis zwischen sozialkritischen und kapitalismuskritischen Aspekten in den literarischen und journalistischen Schriften Georg Weerths. Weerth ist einer der ersten Autoren, die den Begriff der Fiktion, des Fiktiven mit finanzpolitischen Operationen verbinden, etwa in seinem Artikel zum „Kornhandel in Köln“, auf den oben bereits Bezug genommen wurde, wo er von den „fiktiven Metamorphosen“⁷³ des Kapitals im Kontext von Spekulationssgeschäften spricht. Damit verweist Weerth zugleich auf die Ur-Fiktion, die allen weiteren ökonomischen Fiktionen zu Grunde liegt: die sogenannte „*Geldfiktion*“⁷⁴, die darin besteht, dass sich die Bedeutung des Geldes nicht etwa aus seinem materiellen Wert ergibt, sondern allein aus dem Versprechen bzw. Glauben daran, dass für ein – von seinem Materialwert her betrachtet – wertloses Stück Papier (Geldschein, Wertpapier etc.) eine bestimmte Summe (Preis) gezahlt wird.

70 Hans Christian Andersen. „Des Kaisers neue Kleider“. *Gesammelte Märchen*. Frankfurt/M.: Fischer, 2005. S. 102-107.

71 Vgl. Umberto Eco. *Der Wald der Fiktionen*. München/Wien: dtv, 1994. S. 103.

72 Ebd. In Anlehnung an Samuel T. Coleridges Beschreibung von Fiktion als „willing suspension of disbelief“. Vgl. Ders. *Biographia Literaria or Biographical Sketches of My Literary Life and Opinions* [1817]. Bd. 2. Hg. James Engell/W. Jackson Bate. London u.a.: Routledge, 1983. S. 6.

73 [Weerth.] „Der Kornhandel in Köln“ (wie Anm. 10). S. 1, Sp. 2.

74 Dieter Schnaas. *Kleine Kulturgeschichte des Geldes*. München: Fink, 2010. S. 16, H.i.O.

Alexander Ritter (Hamburg)

Schreibfeder und Börsenkurse

Der ökonomische Mensch Charles Sealsfield und die Affinität zum Geld

I Der ökonomische Mensch

Die amerikanische Oberschicht von Spekulanten und Kaufleuten seien eine krankhafte „Börsen=, Handels= und Eisenbahn=Männer“-Gesellschaft, aber es freue ihn, „daß H Burkhardt 10 shares N Y. Erie Eisenbahn Aktien zu 84 2/4 u 84 3/8“ an der *New York Stock Exchange (NYSE)* für ihn „eingekauft“ habe.¹ Zwei konträre semiotische Systeme? Für Sealsfield nicht.

Man kann Karl J. R. Arndt nur zustimmen. Im Erzählwerk von Charles Sealsfield „kreisen fast alle [...] Motive um das Hauptmotiv des Geldes“.² Diese korrekte, aber zu kurz greifende Einschätzung ist zu erweitern. Sealsfield vertritt den Typus des „ökonomischen Menschen“, des „begehrenden, arbeitenden, produzierenden und konsumierenden Subjekts, dessen Darstellung schließlich bestimmte Grenzen der literarischen Präsentation selbst hervorreibt“.³ Er wird dazu, weil er die „dialectic between the simultaneous denial and affirmation of the connection between economic practice [Adam Smith] and intellectual culture [Immanuel Kant]“ seiner Zeit erzählerisch

-
- 1 Charles Sealsfield: *Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften*. (1839f.). Sämtliche Werke [Sigle: *SW*]. Hg. Karl J. R. Arndt. Hildesheim [u.a.]: Olms, 1972ff. Bd. 21. II, S. 255 [Sigle: *DAW*]; Sealsfield an Passavant vom 18.6.1851. Eduard Castle: *Der große Unbekannte. Das Leben von Charles Sealsfield (Karl Postl). Briefe und Aktenstücke. SW. Supplementreihe*. Hg. Alexander Ritter. Bd. 29/5 (2010). S. 263. [Sigle: *Briefe*]. [Ist Sealsfield der Verfasser, dann entfällt sein Name.]
 - 2 Karl J. R. Arndt: „Einleitung“. *Morton, oder die große Tour*. (1835) *SW* Bd. 10 (1975). S. IX*.
 - 3 Jochen Hörisch: *Kopf oder Zahl. Die Poesie des Geldes*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1998. (es; N.F. 998); Joseph Vogl: *Kalkül und Leidenschaft. Poetik des ökonomischen Menschen*. Zürich: diaphanes, ⁴2011. S. 17.

überbrückt.⁴ Literarisch orientiert er sich dafür an der „collective imagination“ des ‚American pastoralism‘, folgt dessen „popular and sentimental“, weniger „imaginative and complex“ Version, seit den 1840er Jahren sich verändernd „under the impact of industrialism.“⁵

Sealsfield ist der Fall des Literaten, der *storytelling* und *economics* verbindet. Die Grundlage bildet seine großbürgerliche Auffassung von Geld und Macht bzw. sozialem Ansehen als identitätsstiftende Konditionen, welche sein Agieren als Literat und Aktienspekulant in Zeiten industrieller Revolution und Lebensakzeleration im cis- wie transatlantischen Raum steuern.⁶ Seine Erfahrungen des amerikanischen Kapitalismus im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts transformiert er in zwei interdependente Reaktionen: publizistisch durch die erzählerische Umsetzung amerikanischer Geschichte mit dem Ziel politischer Aufklärung und Identitätssicherung; wirtschaftlich durch die investive Unterstützung der infrastrukturellen Erschließung der USA mit dem Ziel von Kapitalgewinn und Identitätssicherung. Beide idealistisch grundierten Reaktionen der Literarisierung von Ökonomie und vice versa sind konstitutive Teile seiner problematischen Persönlichkeitsdisposition.

Eine Beschreibung von literarischem und ökonomischem Handeln setzt eine geeignete Materiallage voraus, die nicht so günstig ist wie bei Goethe und Friedrich Hebbel.⁷ Ursache dafür sind die Ruhelosigkeit und Verschlossenheit des vagabundierenden Junggesellen, einsetzend mit der Funktion des Ordenssekretärs 1816 [?] und seiner Flucht 1823, endend mit der Sesshaftigkeit in Solothurn 1858. Trotz lückenhafter Dokumentationen von Einkünften, Lebenshaltungskosten, Geschäftsbriefen und Wertpapierhandel lässt sich seine Doppelrolle des *homo litteratus* und *homo oeconomicus* erläutern: an der literarischen wie kaufmännischen Vorgehensweise, bei seiner Wertschöpfung durch Publikationen und Wertpapierhandel sowie an der narrativen Umsetzung des Doppelmotivs Geld/Macht.

4 Richard T. Gray: *Money Matters. Economics and the German Cultural Imagination, 1770-1850*. Seattle/London: University of Washington Press, 2008. S. 8.

5 Leo Marx: *The Machine in the Garden. Technology and the Pastoral Ideal in America*. London [u.a.]: Oxford University Press, 1981. S. 4f.

6 Hartmut Rosa: *Beschleunigung und Entfremdung. Entwurf einer kritischen Theorie spätmoderner Zeitlichkeit*. Berlin: Suhrkamp, 2013.

7 *Goethe und das Geld. Der Dichter und die moderne Wirtschaft*. Hg. Vera Hierholzer/Sandra Richter. [Frankfurt/M.: Frankfurter Goethe-Haus, 2012]; *Friedrich Hebbel. Finanztagebücher 1846-1863*. Hg. Rolf Engelsing. Heide: Westholsteinische Verlagsanstalt, 1992.

II Geschäftsmodell eins: Der Schriftsteller und die betriebswirtschaftliche Enttäuschung

Sealsfields teilweise Aktionsvolten sind Facetten einer missverständlich konfuse Lebensführung und könnten ebenfalls „nach Kuriositäten klingen“, wie Carl Corino vergleichbare Schriftstellerbiographien kommentiert.⁸ Der Anschein trügt. Es sind vier Umstände, die dieses Verhalten begründen: sein Charakter, die verdeckte Herkunftsidentität, die Existenzangst des freien Schriftstellers, die besonderen Zeitläufte beiderseits des Atlantiks.

Als Prager Mönch Carolus Magnus Postl, gedrückt von der ‚Erfahrung der Langsamkeit‘ *intra muros* in der restaurativen Donaumonarchie, erfährt er nach der Flucht 1823 *extra muros* die befreiende ‚Entdeckung der Geschwindigkeit‘ während der gründerzeitlichen Dekaden einer globalen Bewegung von Personen, Waren, Geld und Nachrichten in den demokratischen USA. Für den besitzlosen Klosterbruder, den steckbrieflich verfolgten politischen und theologischen Häretiker gewinnen Geld und Macht eine maßgebliche Funktion beim Bewältigen seines Identitätstraumas.

Das Selbstverständnis als Schriftsteller folgt daher keinem unbedingt künstlerischen Impetus. Ohne Familienrückhalt, Amt und Einkünfte kann er als Mittel der Geldbeschaffung nur das nutzen, was er an Potenzial zu mobilisieren vermag: seine Schreibkompetenz als Theologe und betriebswirtschaftliche Erfahrung als Ordenssekretär. So bekennt er sich bereits 1827 zum Schreiben über Geld und Macht, wenn er zur Autorintention als „Bürger[] der Vereinigten Staaten“ sagt, „Europa“ über die Ideale „des freiesten Staates“ USA aufklären zu wollen, wo jeder seinen Platz „dem Reichtume, der politischen Wichtigkeit, den Kenntnissen und der Geschicklichkeit nach“ finde.⁹ „Reichthum“ und Macht im Sinne von Reputation sind die Grundsätze seiner ökonomisierten Weltsicht und steuern literarästhetische wie geschäftliche Entscheidungen.

Der Beginn seiner Literatenkarriere verläuft finanziell desaströs. Geldmangel verleitet ihn zu moralisch problematischen Konsequenzen. Was er 1823 für seine Flucht in die USA praktiziert, als Kirchenmann Geld des Ordens unterschlagend, wiederholt er 1826 als protestantischer Prediger, um seine Rückreise nach Europa durchzuführen. Er nimmt Schulden auf,

8 *Genie und Geld. Vom Auskommen deutscher Schriftsteller.* Hg. Karl Corino. Nördlingen: Greno, ²1988. S. 5f.

9 C. Sidons [Sealsfield]: *Die Vereinigten Staaten von Nordamerika* [...; 1827]. *SW* Bd. 1 (1972). S. IV-VII.

ohne diese zurückzuzahlen, und berichtet 1827 und 1828 seinem Verleger Cotta lamentierend von prekären Finanzverhältnissen. Zugleich aber investiert er später Großsummen in Aktien, Fonds und Schiffsanteile, überquert achtmal den Atlantik als Erste-Klasse-Passagier, schätzt das Logieren in noblen Hotels, hinterlässt als US-Staatsbürger 1864 in der Schweiz ein Vermögen von 75.958,61 CHF.

Das Schreiben beginnt Sealsfield im *back country* von Pennsylvania.

Neben seiner monetär unergiebigem Funktion des Hilfspredigers arbeitet er als *free lancer* für die Zeitungen *Courrier d'États Unis* (NY), *New York Mirror*, *New York Herald*, *Augsburger Allgemeine*. Die drei Bücher *Die Vereinigten Staaten von Nordamerika* [...] (1827), *Takeah; or, the white rose* (1829), *Austria as it* (1828) und die Beziehungen zu den Verlagen Brockhaus (Leipzig), Cotta (Stuttgart), Wilmans (Frankfurt), Murray sowie Hurst, Chance & Co., Simkin & Marshall (London), Carey, Lea & Carey (Philadelphia) sind Fehlschläge.¹⁰ Der nationalliterarische Diskurs und die dubiose Herkunft als ‚Seatsfield‘ versperren ihm den amerikanischen Buchmarkt. Am britischen scheitert er mit seiner amerikafreundlichen Haltung. In den Geschäftsbriefen klagt er übers Alleinsein in finanzieller Not und bestätigt, dass auch für ihn die „quasi naturgesetzliche Konstante“ vom Hungerleiderdasein des Schriftstellers gilt, „das chaotische Moment radikal-individualistischer Überlebenstaktiken“.¹¹

Mit der Ankunft in Zürich 1830, Zufluchtsort vieler Liberaler, mobilisiert Sealsfield seine Schreibbegabung erneut, diesmal als landeskundlich

10 Alexander Ritter: „Charles Sealsfields frühe Publizitätssuche bei den Verlegern Cotta (Stuttgart) und Murray (London). Biographische und buchgeschichtliche Umstände als Ursachen des Publizitätsverlustes nach 1848“. *Literarisches Leben in Österreich 1848-1890*. Hg. Klaus Amann/Hubert Lengauer/Karl Wagner. Wien: Böhlau, 2000. S. 561-600; ders.: „Charles Sealsfields Geschäftsbeziehungen zu den Verlagen Brockhaus (Leipzig), Julius Baedeker (Elberfeld), Orell, Füßli & Cie. und Friedrich Schulthess (Zürich). Inhaltliche Buchmarkterferne, verlagsgeschäftliche Absprachefehler und limitierte Buchzirkulation“. *Charles Sealsfield im Schweizer Exil 1831-1864. Republikanisches Refugium und internationale Literatenkarriere*. Hg. Alexander Ritter. Wien: Edition Praesens, 2008. (SealsfieldBibliothek; 6) S. 81-126.

11 Zu ‚Seatsfield‘: Nanette M. Ashby: *Charles Sealsfield: „The Greatest American Author“. A Study of Literary Piracy and Promotion in the 19th Century*. Stuttgart: Charles Sealsfield Gesellschaft, 1980; „Fresse schon meine Fingerspitzen wie Spargelköpfe“. *Bettel- und Brandbriefe*. Hg. Birgit Vanderbeke. Frankfurt/M.: Luchterhand, 1990. S. 9-[11].

informierter ‚Amerikaner‘. Er drängt in die lokale Verlegerszene und Elite der Stadt. Mit stupendem Einsatz produziert er von 1832 bis 1843 zwölf Romane mit ca. 7.100 Druckseiten.¹² Für den Start erscheinen ihm die Lesevereinigung „Museumsgesellschaft“ und der Verlag Orell, Füssli & Co. geeignete Institutionen.¹³ Letzterer übernimmt ab 1833 sechs Romane von ihm. 1835/36 wechselt er zum Konkurrenten Friedrich Schulthess, der vier Texte betreut, um 1841 zur Metzlerschen Verlagsbuchhandlung (Stuttgart) zu gehen, die bis 1847 zwei Romane, eine Textsammlung und die *Gesammelte[n] Werke* verlegt.

Sealsfields Werk- und Honorargeschichte ist eine unklare Angelegenheit, weil der Autor ein schwieriger Geschäftspartner ist. Priorität haben für ihn Produktionsabläufe und Honorarerträge, weniger Inhalt und Rezeption. Die vereinbarten niedrigen Auflagen und geringen Vergütungen enttäuschen den Autor. Mit der folgenden Zusammenstellung wird versucht, auf Grundlage der lückenhaften Vertragsdokumentation die Werkfolge sowie Auflagen- und Honorarkonditionen aufzulisten, wohl wissend, dass fast keine Angaben zu tatsächlich gedruckter Buchmenge, zu Verkaufszahlen und Geldzuweisungen vorliegen¹⁴:

Orell, Füssli & Co. (Zürich): *Der Legitime* (1833; 750 Ex.) 1.173 f. (franc de Suisse); *Transatlantische Reiseskizzen* (1834; 750 Ex.) 25 Louisd'or; *Der Virey* (1834; 750 Ex.) 781,25 Gulden; *Lebensbilder aus beiden Hemisphären* (1835; Bd. 1.2.3., 800 Ex.: *Die große Tour, Ralph Doughby*) 89,38 Louisd'or.

Friedrich Schulthess (Zürich): *Lebensbilder* (1835; Bd. 4.5, 800 Ex.: *Pflanzerleben, Die Farbigen*) 83,75 Louisd'or; *Nathan* (ersch. 1837); *Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften* (1838; 1.250 Ex.) 261,75 Louisd'or; *Das Cajütenbuch* (1840; 1.250 Ex.) 135 Louisd'or.

Metzlersche Verlagsbuchhandlung (Stuttgart): *Lebensbilder aus den westl. Hemisphären* (1841; 1.475 Ex.): 4.098,53 f; *Süden und Norden* (1842f.; 1.525 Ex.): 1.722,53 f.; *Gesammelte Werke* (2 Ed.: 1842-46, 1845-47).

12 Otto Heller: *Charles Sealsfield. Bibliography of his Writings* [...]. St. Louis: Washington University Studies, 1939. (N.S. Language and Literature; 8).

13 Alexander Ritter: „Der ‚Amerikaner‘ Charles Sealsfield, die politische ‚Regeneration‘ der Schweiz und seine Mitgliedschaft in der Zürcher Lesesozietät „Museumsgesellschaft (1834ff.). Zu sozialhistorischen, rezeptionsgeschichtlichen und lesegesellschaftlichen Aspekten einer Literatenexistenz. [...]“. *Charles Sealsfield, Friedrich Gerstäcker, Karl May und andere – bearbeitet, übersetzt, intermedial*. Hg. Wynfrid Krieglleder/Alexander Ritter. Wien: Praesens, i.Vorb. 2014.

14 *Briefe* (wie Anm. 1). S. 156-177.

Auch die Angaben im Hauptbuch von Schulthess (Verlagsarchiv) lassen nicht erkennen, ob es Kalkulationszahlen oder Abrechnungsangaben sind. Aufschlussreich ist die Abrechnung Metzlers vom Juli 1842 für den Roman *Süden und Norden* (1842f.; 1.722,53 Gulden) und die Werkauswahl *Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre* (1843; 4.098,53 Gulden), die ein Gesamthonorar von 5.821,06 Gulden (8.688 CHF) ausweist, das allerdings durch Abzug des Solls von 2.336,15 f. (3.487 CHF) sich auf 5.201 CHF für Lebenshaltungskosten und Wertpapiererwerb vermindert.¹⁵

Eine exakte Einschätzung von Honoraraufkommen und Gewinnwert ist nicht möglich, weil seine Lebenshaltungskosten unbekannt sind, da eine Warenkorbdefinition fehlt, die Parameter der Konsumenten- und Lohnindices nicht zureichen.¹⁶ Gemessen an den Auflagenzahlen und Honoraren erfolgreicher Literaten¹⁷ und am Lohnindex für 1820/1834¹⁸ fällt Sealsfields Gewinn spärlich aus. Man kann lediglich feststellen, dass dieser ausreicht, um – bei sparsamer Haushaltung – vielfaches Reisen¹⁹, die Transatlantikerunternehmen und Wertpapierankäufe zu finanzieren. Sealsfield weiß darum, reagiert mit Verlegerwechsel, was geschäftlich komplizierte Verhältnisse auslöst, den wenig profitablen Buchverkauf bestätigt und zur unübersichtlichen Werkgeschichte führt.²⁰ Das, was sein Zürcher Verleger Schulthess ihm bereits Ende der 1830er Jahre über das Rezeptionsdilemma gesagt hat, wiederholt dieser in einem Schreiben von 1857. Seine „Schriften“ seien „für das gebildete Publicum geschrieben“, chancenlos in Konkurrenz zu „Walter Scott, W. Irving

15 *Briefe* (wie Anm. 1). S. 177f.

16 Heinrich Ritzmann-Blickendörfer: *Historische Statistik der Schweiz*. Zürich: Chronos, 1996.

17 Henriette Kramer: *Georg von Cotta (1796-1863) als Verleger*. *Archiv für Geschichte des Buchwesens* (AGB) 25 (1984).

18 Vergleichswerte (Einkommen CHF/Jahr; Quelle: *swistoval*/Internet. 22.11.2013): Oberamtmann (Bern, 1820): 3.500 bis 6.080; Professorengeloh (Basel, 1834): 1.600.

19 1837: Hamburg-New York 5 ½ Louisdor (vermutl. 2. Klasse; BallinStadt, Hamburg); Erste Klasse: 300 Courant Mark/18 Brit. Pfund/400 Francs. (Ernst Hieke: *Rob. M. Sloman jr., errichtet 1793*. Hamburg: Hanseatischer Merkur, 1968)

20 *Briefe* (wie Anm. 1). S. 165-214. – Metzler verhandelt im Zuge der zweiten Auflage von Einzeltexten und der *Gesammelten Werke* mit Orell, Schulthess, Baedeker über Restposten, Buchblöcke, Verlagsrechte, Ausgleichzahlungen, Druckrechte, Nachdrucke, Titelaufgaben.

u.s.w.“ „mehr als 800-1250 Expl. höchstens“ seien „nicht abzusetzen“. Metzler habe „an der Gesamtausgabe eine große Summe verloren“.²¹

Man muss es nüchtern sehen. Sealsfields Geschäftsmodell des politischen Schriftstellers ist kaufmännisch gescheitert. Dessen konstitutive Defizite sind seine begrenzte gesellschaftliche Integration beiderseits des Atlantiks und die unprofessionelle Beurteilung der komplexen Literaturmarktmechanismen von Zensur, Kaufkraft und Lesergeschmack, Billigproduktion der Erfolgsliteraten, der preiswerten Lektüreangebote von Lesegesellschaften und Leihbüchereien.

Sealsfield klagt aber bereits 1837 nicht länger über den kaum einträglichen Brotberuf des Schriftstellers wie Heinrich Heine, der im selben Jahr berichtet, dass er „eine Schuldenlast von 20.000 Franken“ habe und „von Morgen bis Abend in beständiger Geldsorge“ sei.²² Ihn dagegen plagten die Nöte des besitzenden Bürgers. Unruhig beobachtet er die wirtschaftliche Krisenentwicklung in den USA. Der Pragmatiker mit dem ausgesprägten Geschäftssinn hat ab den 1830er Jahren damit begonnen, entbehrbares Kapital in amerikanische Wertpapiere zu investieren.

III Geschäftsmodell zwei: Der Investmentspekulant und die betriebswirtschaftliche Zufriedenheit

Als Sealsfield registriert, dass sich publizistischer Erfolg und Honoraraufkommen wenig zufriedenstellend entwickeln, vollzieht er seit den 1830er Jahren den Wechsel vom Hauptgeschäft des Schreibens zum Hauptgeschäft des Wertpapierhandels. Das führt zur Verlagerung seiner Aktivitäten hin zu Banken und Unternehmern, Börsenagenten, Juristen, wohlhabenden Bürgern.

Die Beweggründe für den transatlantischen Börsenhandel resultieren aus einem Armutswie Identitätstrauma und bourgeoisen Integrationsstreben. Hinzu kommt sein merkantiles Denken, vorgeprägt von kleinbürgerlicher Krämermentalität der Familie und ökonomisiertem Bürgerethos, seiner asketischen Prager Mönchsexistenz, den betriebswirtschaftlichen Aktivitäten als Ordenssekretär.²³ Diese Sozialisationsumstände verbinden sich mit

21 Schulthess an Sealsfield vom 23.7.1857. *Briefe* (wie Anm. 1). S. 305.

22 Vanderbeke: *Bettel- und Brandbriefe* (wie Anm. 11). S. 17f.

23 *Briefe* (wie Anm. 1). S. 9-47.

der Erfahrung von Amerikanismus, kapitalistischer Leistungsorientierung, dynamischer Industrie- und Verkehrsentwicklung, Nachrichten-, Waren- und Geldströmen, Börsenaktivitäten, Geldvermehrung und Geldvernichtung.

Sealsfield ist von der Beschleunigung des Lebens in der nachnapoleonischen Zeit fasziniert und teilt keineswegs Goethes Diagnose von 1825, dass „das größte Unheil unserer Zeit“ die ‚velociferische‘ Rasanz des Lebens „von Weltteil zu Weltteil“ sei, markiert durch „Dampfwagen“, den „Handel[,] das Durchrauschen des Papiergeldes, das Anschwellen der Schulden“.²⁴ Ihm, dem Mann des schnellen Reisens mit Kutsche, Eisenbahn und Schiff, imponiert das Infrastrukturprimat Eisenbahn im Kontext rasanter US-Wirtschaftsentwicklung, von Monroe-Doktrin und Fortschrittsglauben.²⁵ Er begreift, dass über die industriewirtschaftliche Expansion ein wachsendes Eisenbahnnetz – nach 1844 das „favorite emblem of progress“²⁶ – entscheidet und Investitionen Gewinne versprechen.

Anzunehmen ist, dass ihn die einsetzenden Börsengänge der Eisenbahngesellschaften in den 1830er Jahren, die haussierenden Kurse und das Spekulationsfieber zu seinem Engagement an der *New York Stock Exchange* (NYSE) animiert haben, das bis in die späten 1850er Jahre andauert. Der Bezug von Honoraren aus den Geschäftsbeziehungen zu Orell, Füßli & Co. und Friedrich Schulthess 1833ff. erlauben es ihm, in kleinen Zürcher Mietwohnungen lebend²⁷, größere Beträge in „Staatspapieren“ und Aktien zu investieren.²⁸

Sein Anlagemodell lautet: sicherer Gewinn statt riskanter Gewinnmaximierung, Handel bei Kurs- und Zinsänderungen, kontrollierte Geldbewegung von Honoraren, Zinsen und Schulden. Er folge dabei dem „Gesetze“, „in öffentlichen Fonds weder zu spielen noch zu speculieren“, sondern eine „Capitalanlage [...] für längere Zeit“ zu schaffen²⁹, denn „Unabhängigkeit

24 Goethe an G.H.I. Nicolovius [Konzept]. Ende November 1825. Hierholzer/Richter: *Goethe* (Anm. 7). S. 15.

25 Alfred D. Chandler: *The Railroad's First Big Business*. New York: Harcourt, Brace & World, 1965; Albro Martin: *Railroads Triumphant. The Growth, Rejection, and Rebirth of a Vital American Force*. New York, Oxford University Press, 1992.

26 Marx: *Machine* (wie Anm. 5). S. 27.

27 Eduard Castle: *Der große Unbekannte. Das Leben von Charles Sealsfield (Karl Postl)*. [Sigle: *Leben*] *SW. Supplementreihe*. Hg. Alexander Ritter. Bd. 1. Hildesheim [u.a.]: Olms, 1993. S. 373.

28 An Erhard 1846f. *Briefe* (wie Anm. 1). S. 218.

29 An Passavant vom 26.1.1851. *Briefe* (wie Anm. 1). S. 255.

in Vermögens-Umständen ist heutzutage eine zweyte, und zwar bessere Existenz“ – vulgo – als die Schriftstellerei. Dazu ist die Transferierung erheblicher Summen erforderlich, zum Beispiel im Einzelfall von 1846 über den „Banquier L. & W. Schultheß“, wenn er eine „Wechselforderung“ von „25.000 fr. de France“ begleicht, verbunden mit einer eigenen „Schuld [von] 4.000 fl.“ plus „1.000 fl.“ aus einem „Kauf von Staatspapieren“.³⁰ Die fiskalische Dimension verdeutlicht seine komplexen Börsenaktionen, für die er hohe Summen verschiedener Währungen zwischen Schweizer und amerikanischen Einrichtungen bewegt³¹, wobei die Einzelbeträge von 1.400 \$ bis zu 10.000 \$, von 8.100 ff bis zu erwähnten 25.000 ff reichen.

Sealsfield investiert fast nur in Emissionen amerikanischer Eisenbahngesellschaften, der Stagnation in Europa misstrauend. Um diese Aktionen zuverlässig organisieren zu können, eignet er sich Detailwissen von Börsenkursen, Währungsverhältnissen, Unternehmenspolitik und volkswirtschaftlicher Entwicklung an.³² Als passionierter Zeitungsleser gewinnt er es aus Kurszetteln in den Handelsteilen³³ der *Augsburger Allgemeinen*, der *NZZ*, dem *Journal of Commerce* (1827ff.), *New York Herald* (1835ff.) u.a., die ihm in der Zürcher Lesegesellschaft durch Buchhändler und Bekannte zugänglich sind.³⁴ Nachrichten über den amerikanischen Wertpapiermarkt kann er auch Verlautbarungen der Frankfurter Börse (gegr. 1585) und der Börse Zürich (gegr. 1855) entnehmen.

Zusätzliche Nachrichten bezieht er über ein Kommunikationssystem aus Unternehmen und Persönlichkeiten in den USA und der Schweiz: deutsche, englische und amerikanische Verlage, Verleger und Cotta-Partner Rudolph Ackermann (London), die New Yorker Buchhändler Craig Wholesale & Commission Merchant und Peters & Mensch, das „französische Haus [...]

30 An Erhard vom 9.7.1846. *Briefe* (wie Anm. 1). S. 211f.

31 *Briefe* (wie Anm. 1). S. 211-218, 256f., 268, 283, 285, 303 usw.

32 Castle: *Briefe* (wie Anm. 1). S. 260.

33 Bernhard Scholten: *Der Handelsteil der deutschen Zeitungen im 19. Jahrhundert*. Ibbenbüren: [Selbstverlag], 1910; Rudolf Stöber: *Deutsche Pressegeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Konstanz: UVK, 2005. S. 195-205.

34 An Cotta vom 3.1.1828: „Durch die 7 Wochen [...] mußte ich jede Woche 5 Dollars Kostgeld und für 7 politische und 3 belletristische Zeitungen für 2 Monate 20 Dollars bezahlen“. (*Leben* (Anm. 27). S. 142); Lesegesellschaft Zürich: *New York Herald, New York Commerce Journal (Briefe* (Anm. 1)). S. 256, 260.

Lafitte“, der Frankfurter Konsul Arnold Halbach, der einflussreiche Bankier Stephen Girard, sämtlich Philadelphia³⁵, Rougement & Behrends (London), Stahl & Federer (Stuttgart). Dieses Netzwerk erweitert Sealsfield bis in die 1850er Jahre durch die Bankiers L. & W. Schultheß (Zürich), Ehinger & Co. (Basel), H. Zündel & Co. (Schaffhausen), die Banken Livingstone & Co und Schuchardt Gebhardt & Co., Bauendahl & Co., Louis Decoppet (New York), Banquier Brunner (Solothurn), Passavant (Basel) und „Zürcher Freunde[]“ in den Staaten.³⁶ Um seine Geschäfte übersichtlich zu gestalten, delegiert er die Transaktionengeschäfte ab 1850 an die Bank Passavant & Cie (Basel)³⁷, an deren Börsenagenten Burckhardt (NY).³⁸

Weil es keine systematisierte Erfassung seiner Börsenaktionen, Portfolioinhalte und Geldbewegungen gibt, ist es lediglich möglich, akquirierte Titel zu nennen und die Dimension der finanziellen Transaktionen zu kennzeichnen. Von den Eisenbahnaktien wählt er diejenigen, welche von zukunftssträchtiger Bedeutung sind für die Vernetzung von Kanälen, Flüssen und Binnenseen, von Häfen und Zentren landwirtschaftlicher, bergbaulicher wie industrieller Produktion, die Erschließung des Westens: Burlington & Missouri River Railroad Company (Iowa, 1852ff.); Chicago, Milwaukee, St. Paul & Pacific Rail Road (Mittlerer Westen/NW; Fahrtbeginn 1851); Illinois Central Railroad Company (Chicago/New Orleans; 1856); Manzanitas Railroad Company (Kuba; Baubeginn 1836); Milwaukee & Mississippi River Railroad Company (Baubeginn 1850); New Albany & Salem Railroad Company (Indiana; gegr. 1847); New York & Erie Railroad Company (Baubeginn 1838); Panama & Chagres Rail Road Company (scheitert 1837; 1850-1885); Schuylkill & Susquehenna Rail Road Company (Pennsylvania; Baubeginn 1853); Utica & Schenectady Railroad Company (Fertigstellung 1836); New York & Havre Steam Navigation Company „General Hypothek des Dampfers Humboldt“ (1851).³⁹

35 *Briefe* (wie Anm. 1). S. 117, 121, 141, 145, 151.

36 *Briefe* (wie Anm. 1). S. 255, 257, 289, 302.

37 An Gutzwiller vom 30.4.1850. *Briefe* (wie Anm. 1). S. 249.

38 An Passavant vom 18.10.53, 29.9.51. *Briefe* (wie Anm. 1). S. 284, 276.

39 An Passavant vom 26.12.1851. *Briefe* (Anm. 1). S. 277f. Sealsfield besteigt am 1.10.1853 in Le Havre den *steam paddle wheeler* „Humboldt“ (1851), ausgehend von Cowes (Isle of Wight), nach New York. Das Schiff strandet im Dezember desselben Jahres bei Halifax.

Das Geldgeschäft konditioniert zunehmend sein Tagesgeschehen: Korrespondenz und Gespräche mit Geschäftspartnern und Freunden, Kurskontrolle, Handelsentscheidungen, Krisenreaktion und Immobilienerwerb. Anlageberatung und Kaufvermittlung für vermögende Freunde signalisieren, dass ihm der Aufstieg in das wohlhabende Schweizer Großbürgertum gelungen ist. Es bestimmt aber auch die beiden letzten Transatlantikkreisen. Aufgeschreckt durch negative Nachrichten aus den Staaten im Frühjahr 1837, begibt er sich für kurze Zeit nach New York, um in diesem *panic year* als dem Beginn einer *great depression* die Beeinträchtigung seines Portfolios unter Beobachtung zu halten. Darüber hinaus interessieren ihn das mitverantwortliche Versagen der Eliten und des Hochkapitalismus, der Fiskalpolitik, der Banken und Eisenbahngesellschaften, das zu hypertropher Wertpapierentwicklung, Inflation und Aktienbaisse führt, zu Arbeitslosigkeit, Deflation und Beschädigung des Gemeinwesens.⁴⁰ Hellsichtig prophezeit er das nächste Wirtschaftsdebakel, wenn er 1851 an seinen Bankier Passavant schreibt, „daß bei der ungeheuren Verschwendung und so genannten Entreprise [...] bald eine abermalige Krise wie die von ao 36-37 – ausbrechen dürfte“.⁴¹ Daher ist der letzte Aufenthalt 1853-1858 zum einen Krisenreaktion im *panic year 1857*, zum andern dient er der Arrondierung seines Lebens: der Identitätssicherung als naturalisierter Amerikaner 1858 und der Regelung seiner Vermögensverhältnisse.⁴²

Bei der Vermögensanlage verfolgt er eine Doppelstrategie: Wertpapiere und Immobilien. Die kolportierte Meldung, er habe zwischen 1827 bis 1830 eine *plantation* in Louisiana besessen, ist als leere Renommiergeste wie jener Hinweis an den amerikanischen *Secretary of War* Joel Roberts Poinsett von 1837 zu werten, er besitze „an estate in Switzerland, and another in the

40 Den Anlass der US-Reise von 1837 verschleiert er bewusst im Schreiben an Poinsett (8.10.1837) und im Lexikonbeitrag für Brockhaus (21.6.1854). *Briefe* (Anm. 1). S. 160-162, 289-293. – Charles P. Kindleburger/Robert Z. Aliber: *Manias, Panics and Crashes. A History of Financial Crisis*. Hoboken, N.J.: John Wiley & Sons, 2005; Werner Plumpe: *Wirtschaftskrisen. Geschichte und Gegenwart*. München: Beck, 3²⁰¹² (2010). S. 46-54; Jessica M. Lepler: *The Many Panics of 1837. People, Politics, and the Creation of a Transatlantic Financial Crisis*. New York: Cambridge University Press, 2013.

41 An Passavant vom 22.3.1851. *Briefe* (wie Anm. 1). S. 257.

42 An Brockhaus vom 21.6.1854. *Briefe* (wie Anm. 1). S. 293: „Die Reise in die V. St. ist mir nicht bloß – weil der größte Theil meines Habens sich da befindet – zur Nothwendigkeit geworden.“

United States“.⁴³ Grundsätzlich aber ist er an Landbesitz interessiert, was er seinem Verleger Erhard 1854 mitteilt. Er halte sich in den USA auf, um seine „Ländereyen zu verkaufen [sic!] und mir im Staate New York, Pennsylvanien, oder Maryland“, in Illinois oder am „oberen Mississippi“ eine Farm anzuschaffen.⁴⁴ Zu einem Erwerb kommt es nicht, wahrscheinlich aus gesundheitlichen, eventuell auch finanziellen Gründen, zumal die Wirtschaftskrise von 1857, die vor allem Eisenbahngesellschaften betrifft und sein Vermögen geschmälert haben könnte. –

Sealsfield ist ein wohlhabender Mann geworden. Er hat das vermieden, was er seinen Romanhelden Oberst Isling zu Beginn eigener Börsenaktivitäten hat sagen lassen. Alle wollten „schnell reich werden [...] und [...] fallen in die Versuchungen und Fallstricke des Teufels“.⁴⁵ Das im Erbfall 1864 hinterlassene Aktienpaket hat einen Zeitwert von 59.984,97 CHF, sein Gesamtbesitz 75.958,61 CHF.⁴⁶ Nach zeitgenössischen Maßstäben kann von einem beachtlichen Vermögen gesprochen werden.

IV Der kritische Schriftsteller: Kapital, Macht und die soziale Verantwortung

Sealsfield schreibt wegen des Geldes, über das Geld und dessen Machtfunktion in Gesellschaft und Staat. Er ist kein Kunsttheoretiker und Phantast, sondern ein Utilitarist, der mittels landeskundlicher Informationen transatlantische Wirklichkeit vorstellen möchte.⁴⁷ Um die damit verbundene Dekonstruktion korruptierter vordemokratischer und demokratischer Gesellschaftsordnungen in Europa und Nordamerika wirklichkeitsnah zu halten, vermeidet er – bis auf eine Ausnahme – die poetisch sublimierende, negativ semantisierende Einbindung des Doppelmotivs Geld/Macht in sagenhaft-legendäre, dämonisierende Zusammenhänge wie beispielsweise in Goethes *Faust* (1790/1832), Chamissos *Peter Schlemihl* (1814), Droste-Hülshoffs *Judenbuche* (1842).

43 *Briefe* (Anm. 1). S. 160; *Leben* (Anm. 27). S. 263-266.

44 *Briefe* (wie Anm. 1). S. 293, 300; An Erhard 17.7.54. Ebd. S. 297.

45 Sealsfield: *Tour* (wie Anm. 2). Teil 1. S. 118.

46 *Briefe* (wie Anm. 1). S. 360-396.

47 Vgl.: Sealsfield: *Die Vereinigten Staaten* (Anm. 9). S. [III]-VIII; *Tour* (Anm. 2). S. 5-20; Lexikonbeitrag (Anm. 40).

Herkommend vom Journalismus und Reisebericht, beeinflusst von amerikanischer Literatur (Cooper, Irving, Bulwer-Lytton u.a.) wie britischer (Scott) und der des Vormärz, entwirft er in den Romanen ein Figurenpanorama primär wohlhabender und einflussreicher Honoratioren, die eine agrarkonservative Landbesitzerideologie der Südstaatenmentalität vertreten: *an agrarian aristocratic-democratical society of slave keeping plantation owners*. Diese Perspektive verbindet er mit den Werten der amerikanischen Verfassung, beeinflusst von der konservativen, merkantil geprägten Bürgerkultur seit der Jahrhundertwende 1800, wie sie Goethes Werner dem Freund Wilhelm Meister erläutert (1795f.).⁴⁸

Seinen rückwärtsgewandten, patriarchalisch-klassengesellschaftlichen, eskapistischen ‚American pastoralism‘, als Utopie hochgewertet, versteht er als Kontrast zur großstädtischen und industriewirtschaftlichen Entwicklung des Nordostens, den Technischeinbruch der *machine in the garden* literarisch ausblendend, börsengeschäftlich aber nutzend.⁴⁹ Sein geschlossenes Weltbild, das die narrative Erfassung und Ausdeutung der Welt steuert, führt konsequenterweise zu einer zyklischen Anordnung der Romane⁵⁰, erzählerisch gefügt durch das Doppelmotiv Geld/Macht zusammen mit seiner politischen Botschaft für Europa, demonstriert an der Demokratisierung von Latein- und Angloamerika. An drei Romanen lässt sich dieser Sachverhalt exemplarisch vorstellen.

Erstes Beispiel: Mit dem fragmentarischen Erziehungsroman *Die große Tour* (1835; *Morton, oder die große Tour*, 1844; Sigle: *M*)⁵¹ reagiert Sealsfield auf die eigene Finanzkrise und die absehbar öffentliche (1837). Beeindruckt

48 Goethe: *Wilhelm Meisters Lehrjahre*. Goethes Werke. Hg. Erich Trunz. Bd. VII. Hamburg: Wegner, 1959. 1.35-40.

49 *Journals of Ralph Waldo Emerson*. (1820/24) Hg. E. W. Emerson/W. E. Forbes. Boston/New York: Houghton Mifflin, 1909-1914. VI, S. 322; Nathaniel Hawthorne: *The American Notebooks*. Hg. Randall Stewart, New Haven, Yale University Press, 1932. S. 102-105. Einziger Hinweis im Roman *Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften* (Anm. 1). Der Erzähler sagt, man müsse nur den Helden Harry Rambleton fragen, dann bekomme man „die Geschichte der Eisenbahnen vom ersten Eisenhämmerer Tubal Cain herab bis Stephenson“ zu hören. (*DAWI*.123)

50 Alexander Ritter: „Charles Sealsfields gesellschaftspolitische Vorstellungen und ihre dichterische Gestaltung als Romanzyklus“. *Jahrbuch der Schiller-Gesellschaft* 8 (1973): S. 395-414.

51 Anm. 2.

vom der Dialektik Geld/Macht, Monarchie/Demokratie, Europa/USA, thematisiert der Text – historisch und autobiographisch authentisch – am Beispiel des 23jährigen amerikanischen Helden Kapitän Hughew Morton of Mortonhall die Aspekte seiner gesellschaftspolitischen Botschaft: Demokratie versus Aristokratie und Klerikalismus.

Die Handlung vollzieht sich um die Jahreswende 1829, in Pennsylvania, Philadelphia und London. Aktionsauslöser ist das Versagen des Protagonisten. Als Großvater eines der US-Gründungsväter, John Morton (1724-1777), steht er in der öffentlichen Pflicht, seine staatschädigende Existenzkrise zu überwinden.⁵² Den kathartischen Selbstfindungsprozess überträgt der Autor drei Mentoren, die ihn durch drei Schauplatzstationen führen.

Oberst Isling, ein reicher 80jähriger deutscher Revolutionsoffizier, fädelt den Erziehungsprozess ein. Er personifiziert als großbürgerlicher Virginier, patriotischer Farmer und Friedensrichter die herrschende amerikanische Elite mit ihrer „Staatsphilosophie“: eine vom ‚Landadel‘ geführte agrarwirtschaftlich föderale Klassengesellschaft als „Stützpunkt amerikanischer Freiheit“ statt großstädtischen Zentralismus.⁵³

Für die pädagogische Mission überantwortet Isling seinen Schützling zwei bizarren Figuren, dem Bankier, Kaufmann und Multimillionär Stephy in Philadelphia und dem Wucherer, Börsenhändler und Multimillionär Lomond in London. Ersterer ist dem Philanthropen, reichsten Mann der Zeit und Sealsfield bekannten Stephen Girard (1750-1831) nachempfunden⁵⁴, den er bereits 1830 in der Erzählung „The traveller. The banker and the king“ indirekt durch die Motivgleichheit der Regierungssubvention (USA 1812/Preußen 1805) erwähnt.⁵⁵ Im Roman wird er allerdings als ‚höllischer Dämon‘ karikiert.

In dessen Weltherrschaftsplan der „Rache“ an Klerus und Aristokratie, gerechtfertigt durch „Principe des Eigenthumsrechtes und der persönlichen Freiheit“, übernimmt Morton die dubiose Rolle des ‚Reiseagenten‘, den Kontakt zur dritten Figur herstellend, den 72jährigen Lomond, die Inkarnation des Bösen.⁵⁶ In der Rolle des usurpatorischen Aggressors verfolgt dieser mit Kapitalmacht und apokalyptischen Allmachtphantasien die

52 M 1.106.

53 M 1.130, 124, 126, 128, 129.

54 An Cotta vom Sept./Okt. 1827. *Briefe* (wie Anm. 1). S. 141, 145.

55 *New York Mirror* vom 9. Januar 1830, Nr. 27, S. 214f.

56 M 1.142, 196, 191, 187; 2.11-13, 32, 41f., 119.

korruptierte britische Adels Herrschaft. Sein Credo lautet: Die allgemeine Käuflichkeit und das aristokratische wie bürgerliche Versagen vermögen nur die „Geldleute“, eine global verschworene Gemeinschaft der „Zehn“ (Decemviri) zu korrigieren, um „der Welt eine neue Gestaltung“ durch das ‚Mysterium der Finanzen‘, den Aktienhandel und die Börsenspekulation zu geben, „die moneycracy“.⁵⁷ Es ist dieses Credo, anhand dessen der Autor ex negativo seine überzogene Kritik am Missbrauch von Geld und Macht als Gefährdung demokratischer Entwicklungen mitteilt.

Zweites Beispiel: Im zeitkritischen Gesellschafts- und Großstadtroman *Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften* (1839f.)⁵⁸ verbindet der Autor die literarisch-politischen Intentionen des Amerikakenners mit den autobiographischen Erfahrungen des Aktionärs. Er entwirft ein kritisches Soziogramm des konservativen Teils der *Democrats* in ihren Machtzentren von New York, dem Nobelbad Saratoga (NY) und feudalen Landsitzen, der *fashionable high society*, die als korruptierte Elite durch Stimulierung eines hypertrophen Kapitalismus die Krise von Wirtschaft, Politik und Wechselbezug Alter/Neuer Welt – Goethes *Wahlverwandtschaften* konnotierend – zu verantworten hat.⁵⁹ Stoff- und Themenfundus ergeben sich dem um sein Eisenbahnaktienportfolio und seine wirtschaftliche Existenz besorgten freien Schriftsteller, der die Wirtschaftskrise im *panic year* 1837 in New York erlebt und sein Vertrauen in die demokratischen USA erschüttert sieht.

An der Beispielhandlung zweier führender Familien des deutschen Adels und sog. amerikanischen Bürgeradels beschreibt der Roman das Krisenszenario in der ersten „Hälfte des Maimonats 183-“ d.i. 1837, ausgelöst von der Reformpolitik der *Jacksonian Democracy*, dem Machtwechsel zum Präsidenten Martin van Buren – Spottname *Martin van Ruin* –, dem negativen Einfluss konservativer Kreise und neureicher Wirtschaftselite. Die tatsächlichen Folgen der *great depression* sind ökonomischer Kollaps, Arbeitslosigkeit, Aufruhr, andauernd bis in die 1840er Jahre.

57 M 2.109-117, 80, 118.

58 DAWI.145-156 (wie Anm. 1).

59 Alexander Ritter: „Die USA als Utopie liberaler Staatlichkeit und ethnokulturellen Selbsterhalts. Zum Paradigmawechsel des Amerikabildes in den Auswandererromanen *Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften* (1839/40) von Charles Sealsfield und *Ein Deutscher* (1862) von Otto Ruppikus“. *Amerika im europäischen Roman um 1850. Varianten transatlantischer Erfahrung*. Hg. Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2011. (SealsfieldBibliothek; 8) S. 89-117.

Vor diesem historischen Hintergrund arrangiert Sealsfield die Handlung um den großbürgerlichen Helden Harry Rambleton, sein *alter ego*, und erläutert auf der Metaebene seiner kritischen Prognose zur Entwicklung der USA drei Problembereiche.

1. In politischer Hinsicht sehe er „die freieste, die aufgeklärteste Nation“ in einer umfassenden „Krise“, man „glaube“, auf dem Krater eines Vulcans zu stehen.“ Präsident Jackson habe finanzpolitisch falsch entschieden. Es drohten wie im „monarchischen Europa“ „Rebellionen [...], Anarchie“, „Unterwerfung unter den römischen Antichrist und königliche Tyrannei“. 2. Daraus habe sich die neureiche Wirtschaftselite mit ihrem hedonistischen Gesellschaftsverständnis und ihrer Verachtung der Demokratie entwickelt: „der alte Metternich jetzt *en vogue*“. 3. Aus dieser Gesamtkrise erwachse der ethische und soziokulturelle Verfall der alten „Noblesse“ von Maklern, Börsianern und Unternehmern. Als politische Klasse folge sie nicht mehr den Idealen von „Aufklärung“ und „Humanität“ im „Colonisations= und Civilisationsproceß“ und verursache einen zerstörerischen Industriekapitalismus mit spekulativ beschleunigter Wertpapierentwicklung, „der den Character eines hochverrätherischen Verbrechens einnimmt; [...]“ Sein Menetekel: die „große Seifenblase“ werde platzen.⁶⁰

In einer für seine Zeit ungewohnt dramatischen Sprache schildert Sealsfield mit dem Aufstand rebellierender Kleinbürger die sozialen Folgen in *downtown New York*. Seine hyperbolische, sarkastische Einschätzung folgt der Verärgerung darüber, dass die konsensuelle Politik und soziale Wohlfahrt durch die Arroganz der Elite beschädigt werde.⁶¹ Dennoch: der politische Sealsfield vertraut weiterhin auf den *Jacksonian Americanisms*⁶², der Aktionär auf das volkswirtschaftliche Potential der USA.

Drittes Beispiel: In der Frage nach dem Einfluss von Gelderwerb, Börsenhandel und Gesellschaftsverständnis auf des Autors Texte, gibt dieser mit dem Roman *Das Cajütenbuch oder Nationale Charakteristiken* (1841) seine

60 DAW I.7, II.282, II.348f., III.61, 66f., III.198-252, III.201, II.363, II.276, I.7, IV.127-145, 128f.

61 Die Titelei der amerikanischen Teilübersetzung *Rambleton; a romance of fashionable life in New York during the great speculation of 1836* (New York: William Taylor, 1844) verdeutlicht die primäre Autorabsicht einer synchronen Darstellung der gesellschaftspolitischen Verhältnisse im Krisenjahr.

62 DAW IV.145.

Antwort.⁶³ Konzipiert als Rahmenerzählung wie Goethes *Unterhaltungen deutscher Ausgewandener* (1795), handeln die Rollenberichte vom historischen Widerstand gegen Monarchie und Klerikalismus in Lateinamerika und Europa.

Fluchtpunkt ist die Sicherung von Demokratie und Humanität in der südstaatlichen *plantation society* durch die mächtige Klasse der agrarischen Großgrundbesitzer, exemplarisch erläutert an deren Existenz im Raum Natchez/Mississippi Ende der 1830er Jahre. Das soziokulturell elitäre Milieu bestimmt ein *social code*, den diese vierundzwanzig demokratischen Aristokraten mit ihrem Reichtum bestimmen, der sich aus Spekulationsgewinnen von „Newyorker und Ohioer Aktien“, der patriarchalisch idealisierten Sklavenarbeit von „fünf= bis sechstausend rüstigen Neger[n]“ zum Gesamtkapital von „sieben Millionen Dollarchen“ summiert: „money is power“, und eine Eheschließung wird zu „eine[r] Affaire von drei= bis viermahlhunderttausend Dollars“.⁶⁴

Den vorangegangenen Text komplementierend, ist er das zentrale Dokument, mit dem Sealsfield die ethisch gerechtfertigte Interdependenz von Großkapital und Politik erklärt, Sklavenhaltung als patriarchalisch notwendige Fürsorge rechtfertigt. Er bekennt sich darin zu seiner Version des Amerikanismus, collagiert aus Bernard Bolzanos klassengesellschaftlichem Demokratieverständnis, Herders missgedeuteter kulturmorphologischer Theorie elitär-rassischer Nationenbildung, Thomas Jeffersons Eintreten für eine *agrarian society*, in der der *husbandman* die *laws and constitution* der Republik garantiert, nicht *the mobs of great cities* und die Industrialisierung.⁶⁵ –

Bei allen autobiographischen Implikationen bieten Sealsfields Romane jedoch – literargeschichtlich früh – auf der erzählerischen Metaebene die illusionslos gestaltete Wahrheit über den gesellschaftlich deformierenden und den Menschen korrumpierenden Einfluss von Geld und Macht an. An Goethes Faust II (1832; V. 6037-6172) orientiert, nimmt er literarisch

63 *Das Cajütenbuch oder nationale Charakteristiken*. (1841; Sigle: CB) SW. Bd. 16/17. Hildesheim/New York: Olms, 1977.

64 CB 2.157, 1.279, 2.161, 1.12, 2.180, 2.173, 2.303.

65 CB 1.197; Anne Löchte: *Johann Gottfried Herder: Kulturtheorie und Humanitätsidee der Ideen, Humanitätsbriefe und Advastea*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2005. (Epistemata. Würzburger Wissenschaftliche Schriften. Reihe Literaturwissenschaft; 540) S. 81-89, 128-131; Thomas Jefferson: *Notes on the State of Virginia* (1784; Richmond: J. W. Randolph, 1853).

vorweg, was u.a. Jeremias Gotthelf in *Geld und Geist* (1843f.), Gustav Freytag in *Soll und Haben* (1855), vor allem Émile Zola in dem Börsenroman *Das Geld* (1890f.) über Finanzen, Macht und menschliches Versagen berichten werden.

V Identität und Amerika

Der Zusammenhang von stabiler demokratischer Gesellschaftsordnung, stabiler Wirtschaftsentwicklung und beider Bindung an ethische Grundsätze beschäftigt Sealsfield bis zu seinem Tod 1864. Entgeistert, aber mit Verständnis beobachtet er als Amerikaner die Sezession der südstaatlichen Konföderation 1860/61 und den Ausbruch des Bürgerkrieges, die er zusammen als ‚unumgängliche‘ „Crisis“ bezeichnet⁶⁶, sein Politik- und Heimatverständnis irritierend, den im Vermögen übergewichteten amerikanischen Aktienbestand gefährdend.

Die existenzielle Bedeutung, die Sealsfield in seinem Leben dem Geschäft mit Aktien von amerikanischen Eisenbahngesellschaften zugemessen hat, demonstrieren zwei Hinweise. Seine „Regierung in Wash scheint“ ihm „aus ganz unfähigen Köpfen zusammengesetzt zu sein“, die kurzsichtig und selbstorientiert „wie Präsident u Directoren einer Eisenbahngesellschaft“ mit ihren „heillose[n] Betrügereien“ agieren. Das politische Urteil ergänzt sein ökonomisches Urteil. Trotz unsicherer Zeiten präferiert er die Vermögensanlage in Wertpapieren und orientiert sich kontinuierlich über die Kursentwicklungen. Er kennt die Regel, in einer Baisse nicht zu verkaufen, wozu er sich auch nicht entscheidet, denn dann verlöre er jetzt „mehr als die Hälfte beinahe 2/3tel“. Gleichzeitig beteiligt er sich als Aktionär an einer Schaffhausener Bank[?], rät seiner Bekannten Marie Meyer, „Constanz Baseler Eisenbahn“-Aktien zu erwerben.⁶⁷

Dieses wache Engagement für Portfolioerhalt und Aktienakquisition bestimmt auch die Regelung der letzten Dinge. Den Freund Peyer im Hof sucht er für eine Vollmacht zu gewinnen. Im dazugehörigen Schreiben demonstriert er noch einmal seine Professionalität im Umgang mit Börse und

66 An Elise Meyer vom 6.1.1861, 28.1.61, 21.9.61. *Briefe* (wie Anm. 1) S. 322f., 326.

67 An Elise Meyer vom 15.10.61, 28.1.61, 29.3.62. *Briefe* (wie Anm. 1) S. 326, 323, 331.

Anlagestrategie. Er verweist auf seine „Effekten in N York“ mit einem Volumen von „27000\$“, auf seine „schweizer Werthpapiere“: „5 Basler Hypoth. Bank Aktien à 1000fr die Aktie bei G. Courvoisier & Co 20% einbezahlt, 1 Feuerassekuranz Aktie von fr. 5000 auf die jedoch erst 1000 fr. einbezahlt sind, bei demselben Agenten, eine Mantanzas Eisenbahn Obligation von LSt 100 (2500 fr. die einbezahlt sind) 7% gebend bei Jelin & Stähelin, 7 Schaffhauser Bankaktien 1 Winterthurer BankAktie welche 8 letztere in meiner Verwahrung sind mit einem und dem andern Handobligo.“⁶⁸

Sealsfield definiert die eigene Existenz über die dreifache Teilhabe an der amerikanischen Gesellschaft: über amerikanischen Kapitalbesitz, amerikanische Staatsbürgerschaft und die Amerikaerfahrung. Mit zwei Feststellungen bestätigt er wenige Monate vor dem Ableben, dass er das Identitätstrauma seiner ersten Rolle des sozial isolierten österreichischen Ordensbruders Carolus Magnus Postl überwunden habe und als Charles Sealsfield, „Bürger Amerika's“⁶⁹, in die Öffentlichkeit der Gesellschaft zurückgekehrt sei: Amerika als Metapher der Metamorphose. Der angestrebte Honorarstatus ist erreicht. Ein „mäßiges Vermögen“, das „in gehöriger Ordnung ist“,⁷⁰ und die amerikanische Staatsbürgerschaft geben ihm Gelassenheit am Lebensende.

68 An Peyer im Hof vom 1.12.63. *Briefe* (wie Anm. 1). S. 343f.

69 An Kertbeny von 1862[?]. *Briefe* (wie Anm. 1). S. 334.

70 An Peyer im Hof vom 1.12.63. *Briefe* (wie Anm. 1). S. 343f.

Christina Ujma (Paderborn/Berlin)

Idyllisches oder modernes Italien?

Politik und Ökonomie in Fanny Lewalds Italienreisebeschreibungen

Fanny Lewalds frühe Reisebeschreibungen, die wesentlich zu ihrem Erfolg als Schriftstellerin beigetragen haben, sind in vielerlei Hinsicht bemerkenswert. Einerseits sind sie traditionelle literarische Reisebeschreibungen, in denen Kunst und Kultur des bereisten Landes eine wichtige Rolle spielen, andererseits werden aber auch Politik und Wirtschaft immer wieder thematisiert. Diese spielen zwar nur eine Nebenrolle, Lewald schafft es aber, die Konturen der sozialen Realität sichtbar werden zu lassen, was für literarische Reisebeschreibungen jener Jahre eher ungewöhnlich ist. Im Folgenden soll es um die Italienwahrnehmung in Fanny Lewalds Reiseberichten gehen. Im bereits 1847 publizierten *Italienischen Bilderbuch* entwickelt sie ihre charakteristische Zugangsweise zu dem bereisten Land, mit dem sie sich quasi auf Augenhöhe befindet.

Reise zwischen Ausbruch, Aufbruch und finanziellem Risiko

Für Fanny Lewald war die Italienfahrt, die sie 1845/46 unternahm, Aufbruch in mehr als einem Sinn: Sie war das glückliche Ende eines mühseligen Befreiungsprozesses. Ihre Heimatstadt Königsberg, deren weites ostpreussisches Umland und die Ostsee haben die 1811 geborene Schriftstellerin nachhaltig geprägt.¹ Sie hat die Stadt in ihrer von 1861-1863 erschienenen Autobiographie *Meine Lebensgeschichte* intensiv beschrieben und sich durchaus als Kind des aufgeklärten liberalen Geistes der Stadt verstanden. Königsberg war aber auch der Ort, aus dem die junge Lewald 1843 weggehen musste, um anzukommen – d.h. um Karriere zu machen, denn die Stadt hatte weder Orte noch Betätigungsmöglichkeiten für eine aufstrebende Schriftstellerin. Nicht, dass es in ihrer neuen Heimat Berlin einfach war, anzukommen. Es

1 Zu Lewalds Leben vgl. Gabriele Schneider. *Fanny Lewald*. Hamburg: Rowohlt, 1996.

scheint, dass sie, bevor sie die Energie fand, sich in der Berliner Literaturszene durchzusetzen, erst einmal Kraft schöpfen musste. 1845 nahm sie jedenfalls die Erlöse ihrer bisherigen Publikationen und fuhr nach Italien. Literarisches Resultat waren gleich zwei Bücher, das 1847 publizierte *Italienische Bilderbuch* und das posthum veröffentlichte *Römische Tagebuch*.² Später hat sie die oben erwähnte Autobiographie *Meine Lebensgeschichte* (1861f.) geschrieben, die, anders als der Titel verspricht, nur ihre Jugend, den Befreiungsprozess und die Entscheidung für die Schriftstellerinnenexistenz schildert. Sie endet mit der enthusiastischen Beschreibung des Grenzübertritts nach Italien abrupt:

Italien umfing mich, Italien nahm mich in seinen Zauberring auf, und wie jene ritterlichen Pilger, die zum heiligen Gral wallen, sollte ich in Italien durch Nacht zur Sonne, durch Schmerz zur Wonne, durch Tod zu neuem beglückenden Leben eingehen!³

Das *Italienische Bilderbuch*, das dort beginnt, wo die Autobiographie endet, ist mithin das Buch einer Frau, die im doppelten Sinn angekommen ist. Die Beschreibung jener Zäsur als Wiedergeburt greift einerseits auf Goethes *Italienische Reise* zurück, zelebriert andererseits aber den Einschnitt im eigenen Leben. Reisen um des Reisens willen war eine Extravaganz, die jungen, wenig begüterten Schriftstellerinnen eigentlich nicht zustand. Die Reise musste sich zumindest teilweise durch den Reisebericht refinanzieren, was ein erhebliches Risiko darstellte. So ist Lewalds Grenzübertritt nach Italien nicht nur Reiseerlebnis, sondern auch Wagnis, Selbstermächtigung und die Eroberung des *Anspruchs auf Bildung und Welterkenntnis* durch Reisen.⁴

Diese Selbstermächtigung macht sich auch in der Italienwahrnehmung des *Italienischen Bilderbuchs* deutlich⁵, in der sie trotz intertextueller Anspielungen an die Tradition der Italienliteratur auf einer indivi-

2 Fanny Lewald. *Römisches Tagebuch 1845/46*. Hg. Heinrich Spiero. Leipzig: Klinkhardt&Biermann, 1927.

3 Fanny Lewald. *Befreiung und Wanderleben. Meine Lebensgeschichte*. Bd. 3, Hg. Ulrike Helmer. Frankfurt/M.: Helmer, 1989. S. 297.

4 Vgl. Anna Pytik. *Die schöne Fremde – Frauen entdecken die Welt*. Stuttgart: Ausstellungskatalog der Württembergischen Landesbibliothek, 1991. S. 17.

5 Fanny Lewald. *Italienisches Bilderbuch*. Hrsg. und mit einem Nachwort vers. v. Ulrike Helmer. Ungekürzte Neuausgabe der Original-Fassung aus dem Jahre 1847. Frankfurt/M., 1992. (IB)

duellen Wahrnehmung beharrt.⁶ Ihr Gespür für soziale und politische Missstände mag auch durch die eigene marginale Position und das Leben in relativer Armut geschärft worden sein. Die Freude daran, der Tradition der Italienreisebeschreibung eine eigene Sicht entgegenzusetzen zu können, spielt auch eine Rolle; auf fast subversive Art und Weise stellt sie in ihren Stadtporträts die Wertungen des traditionellen Italienbildes auf den Kopf. Offenheit, eine präzise Beobachtungsgabe und ein starkes Interesse an Phänomenen, die im tradierten Diskurs eher als marginal oder abseitig gelten, prägen ihre literarische Repräsentation italienischer Städte. Fanny Lewald als Erzählerin des Bilderbuchs sieht Italien nicht als das ganz Andere, sondern als durchaus vergleichbar mit Deutschland. Damit bildet sie eine Ausnahme, denn viele von Lewalds jungdeutschen Kollegen entdeckten auf ihren Reisen nicht Italien und die Italiener, sondern vor allem ihr eigenes Deutschtum⁷, welches oft in diametraler Opposition zum italienischen Nationalcharakter dargestellt wird:

Zu den Konstanten des vielfach negativ akzentuierten Psychogramms des Italieners gehörten Faulheit, Feigheit, Treu- und Disziplinlosigkeit, Verlogenheit, politische Apathie und Indifferenz, Opportunismus, Mangel an Stetigkeit und Beharrungsvermögen, Intriganten- und Verschwörertum und machiavellistische Falschheit.⁸

Zwar gab es im Vormärz ein gesteigertes literarisches Interesse für Wirtschaft und Soziales⁹, aber in den literarischen Italienreisebeschreibungen dieser Jahre findet sich davon wenig.

6 Zu den intertextuellen Bezügen vgl. Christina Ujma. *Fanny Lewalds urbanes Arkadien. Studien zu Stadt, Kunst und Politik in ihren italienischen Reiseberichten aus Vormärz, Nachmärz und Gründerzeit*. Bielefeld: Aisthesis, 2007. S. 11-59.

7 Vgl. Italo Michele Battafarano. *Genese und Metamorphose des Italienbildes in der deutschen Literatur der Neuzeit*. In: Ders. (Hg.) *Italienische Reise. Reisen nach Italien*. Reverdito: Gardolo di Trento 1988. S. 76-82.

8 Jens Petersen. *Das deutsche politische Italienbild in der Zeit der nationalen Einigung*. In: *Immagini a confronto: Italia e Germania. Deutsche Italienbilder und italienische Deutschlandbilder*. Hg. Angelo Ara/Rudolf Lill. Bologna/Berlin, 1991. S. 203.

9 Vgl. Norbert Otto Eke. *Einführung in die Literatur des Vormärz*. Darmstadt: Wiss. Buchges., 2005. S. 54-58.

Norditalien – Halbgefrorenes und ungerechte Herrschaft

Lewalds besondere Sichtweise wird im *Italienischen Bilderbuch* gleich eingangs in der Beschreibung norditalienischer Städte deutlich, wo ihr Mailand im Regen recht nordisch vorkommt. Auch als das Wetter aufklart, bleibt diese Einschätzung bestehen: Ruhig, sauber und langweilig wie eine deutsche Stadt sei Mailand, freilich auch wohlhabender und eleganter. Anhand von charakteristischen Orten der Stadt wird im *Italienischen Bilderbuch* über die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der besuchten Städte informiert. Bevorzugte Beobachtungsposten sind die Theater und besonders die Kaffeehäuser, die damals unverzichtbare Institutionen des bürgerlichen Lebens Italiens waren und auch Lewald sehr gefallen. Anders als in Deutschland finden sich hier nicht vorwiegend lesende Männer, sondern Frauen und Männer, die in fröhlicher Geselligkeit miteinander verkehren, so auch in Genua:

Durch schmale Gäßchen kommt man von der Börse auf einen sehr kleinen, schlecht beleuchteten Platz und ist überrascht, sich mitten in einem wahren Lichtmeere zu befinden, wenn die mit Vorhängen verhüllten Türen des Grand Cairo sich öffnen und aus seinen Spiegelwänden die zahlreiche Gesellschaft von Männern und Frauen verzehnfacht sich unserem Auge darbietet. Man trinkt Kaffee, Schokolade und Limonade, man ißt Eis und Granito. (IB, S. 50)

Der andere wichtige Beobachtungsort ist das Straßenleben, wo man die soziale Organisation einer Stadt beobachten kann und das nordische Auge auch allerhand Ungewohntes zu sehen bekommt. Anders als in Mailand beschreibt Lewald die Genueser Straßen nicht als bürgerlichen Repräsentationsraum, sondern als Ort des gesamten Volkes, dessen unterschiedliche Schichten sich recht gut vertragen. Das fröhliche Chaos in den Gassen ist nur eine oberflächliche Erscheinung, in Wirklichkeit stelle es eine erhebliche Leistung dar, Verkehr, Transport und Sozialleben in diesen engen Gassen recht störungsfrei zu gestalten. Die im Norden gültige Ordnung mit ihren starren Grenzen zwischen öffentlicher und privater Sphäre scheint aufgehoben, ohne dass Anarchie und Chaos ausbrechen. (IB, S. 45-50)

Angesichts der Märkte und Läden Genuas bemerkt sie, dass das Angebot an Obst, Gemüse und Fisch reichhaltig und günstig sei. Was sie allerdings empört, ist die Tatsache, dass das Eis, das in Genua dem schal schmeckenden Wasser und anderen Getränken beigegeben wird, eine Quelle des

Staatsprofits ist; selbst auf dem eigenen Grundstück darf man im Winter nicht den Schnee sammeln, der der Grundstoff des Eises ist.

Eis und eisgekühltes Wasser ist in diesem Klima ein dringendes Bedürfnis, und dennoch ist Eis und Schnee in Sardinien und Neapel ein Regal der Regierung, und niemand darf sie, selbst von eigenem Grund und Boden sammeln [...] Schnee ist unentbehrlich, und das Volk läßt es sich ruhig gefallen, daß man ihm den Schnee, der vom Himmel herabfällt, fortschaufelt von seinem Boden, und kauft ihn nachher für Geld, das es im Schweiß seines Angesichts verdient. Ich war erschrocken, als ich es hörte, es kam mir beispiellos hart vor, bis ich mich besann, daß wir in Salz- und Wildsteuern ähnliche Härten aufzuweisen haben. (IB, S. 50)

Arbeit und Leben auf italienischen Straßen

Solche politischen und wirtschaftlichen Einsprengsel und Beobachtungen finden sich im gesamten *Italienischen Bilderbuch*, das aber insgesamt das Bild eines von der Natur begünstigten Landes zeigt. Allerdings gibt es in ihrem Arkadien auch Fabriken. (IB, S. 35) So bemerkt sie über Strohflechter in der Toskana:

Diese Art der Industrie, bei der die Arbeiter nicht in engen Fabrikstuben eingesperrt sind, sondern sich frei und plaudernd in Gottes frischer Luft bewegen, hat etwas sehr Erfreuliches. Darum ist auch die Spindel der Italienerin, mit der sie stattlich umherschreitet, viel schöner als das nordische Spinnrad, das die Arbeiterin festbannt an ihren Spinnstuhl. (IB, S. 64)

In der Toskana kann sie fast nur Positives entdecken. Diese Region und ihre Hauptstadt Florenz stellen das nordeuropäische Italienbild in Frage, denn der allgemeine Wohlstand der Toskana erstaunt ungemein:

Die ganze Straße war voll Lastwagen und Vetturine, die das Gut der Reisenden mit solcher Sorglosigkeit auf die Wagen befestigt hatten, daß man sah, man sei in einem vollkommen sichern Lande. [...] Dies gibt ein sehr behagliches Gefühl. Ich kenne nichts, was so schmerzlich an die Trostlosigkeit unserer sozialen Zustände mahnt, als die Notwendigkeit, das Eigentum gegen die Angriffe der Mitmenschen zu schützen vermag [...] Hier auf dem Wege nach Florenz sah man sich von dem Anschein einer Wohlhabenheit und daraus erwachsenden Sicherheit umgeben, die mir bis dahin in solchem Grade nie vorgekommen waren. (IB, S. 63)

Diese Erörterungen setzt sie mit einem Blick nach Deutschland fort, wo sie die höhere Kriminalität und Angst vor Diebstahl mit den dortigen sozialen Verhältnissen in Zusammenhang bringt.

Zudem ist die Toskana insgesamt ausgesprochen modern, auch die Hauptstadt Florenz, obwohl ihr Äußeres dem Mittelalter entstamme. Hier gilt das Augenmerk der Erzählerin vor allem den weltberühmten Galerien und Museen, daneben aber auch dem Stadtbild, das die vielen elegant gekleideten Toskaner und Toskanerinnen prägen, oder dem auf freiwilligem Engagement beruhenden Gesundheitsdienst der Misericordia. Daneben ist Lewalds Florenz auch die Heimat des kritischen Geistes, dem sie in der Kirche Santa Croce huldigt. Dort liegen Michelangelo, Galileo, Machiavelli und viele große Persönlichkeiten begraben. Lewald widmet sich aber vor allem Vittorio Alfieri, dem wichtigsten Poeten des Risorgimento. Dessen von Canova gestaltetes Grab birgt bereits eine politische Botschaft, die sie durch die Wiedergabe von kritischen Äußerungen eines namenlosen Bekannten noch verstärkt. (IB, S. 83)

Die Toskana grenzte damals direkt an den Papststaat. Dort fehlte es nicht nur der Freiheit, sondern auch an Dingen, die in Nord- und Mittelitalien selbstverständlich schienen, berichtet die Erzählerin des *Italienischen Bilderbuchs*. Sie kommt zum ersten Mal mit offen sichtbarer Armut in Berührung. Die ganze Region wirkt leicht heruntergekommen und vernachlässigt. Selbst mit der bis dahin so gern beschriebenen städtischen Kultur ist es nicht weit her, das gilt auch für Rom. Hier spielen die üblichen Sehenswürdigkeiten und die Fremden-gesellschaft eine wichtige Rolle, daneben ist die Beschreibung der volkstümlichen Kultur ein Schwerpunkt in Lewalds Darstellung der Ewigen Stadt. Rom mochte zwar eine Großstadt sein, aber trotzdem wurden morgens und abends Ziegen und Kühe durch die Straßen getrieben, zwecks Versorgung der Bevölkerung mit frischer Milch, berichtet die Erzählerin (IB, S. 115f.), die dies zwar merkwürdig, aber auch ganz praktisch findet, wie sie überhaupt die Organisation der meisten haushaltstechnischen Dinge als recht zweckmäßig bewertet. Das italienische Essen beurteilt sie als preiswert und schmackhaft, und aus klimatischen Gründen sei die Qualität der Speisen einfach besser als im Norden:

Die Nahrung der niedern Stände besteht aus gesottenem Gemüse, die, weil sie hier saftig und aromatisch sind, keiner Zutat bedürfen; aus Eiern, Fleisch, Makkaroni, Seefischen, Schattieren und Fröschen, welche in Fett und Öl vortrefflich geröstet werden. Dazu kommt der billige, vortreffliche Landwein,

gutes Weiß- oder Schwarzbrot – denn man findet hier beides-, Ricotta, ein aus Ziegenmilch bereiteter Quark, der billig und äußerst wohlschmeckend die Stelle der Butter vertritt, nebst vortrefflichem Käse; und es ist somit eine Fülle von Nahrungsmitteln vorhanden, aus denen selbst ein Feinschmecker sich ein gutes Mahl zu wählen vermöchte. (IB, S. 212)

Womit sie die damals verbreitete Klimatheorie, die dem Süden quasi wetterbedingte Unterentwicklung zuschreibt, einfach umdreht.¹⁰

Selbst das damals noch übel beleumundete Olivenöl – Dorothea Schlegel bezeichnet es als für Deutsche ungenießbar¹¹ –, das die Einheimischen sowohl als Brennstoff für die Lampen benutzen als auch um Speisen zuzubereiten, wird von Lewald als schmackhaft beurteilt. Die sinnlichen Dimensionen des italienischen Lebens gewinnen durchaus politische Relevanz, denn in Rom sind nicht nur die relativ wohlhabenden Fremden bestens versorgt. Auch mit der Ernährung des Volkes steht es gut, in den meisten Vierteln gibt es Garküchen, die sie für eine nachahmenswerte Errungenschaft hält:

Wenn wir theoretisch von kommunistischen Einrichtungen sprechen hören, nach denen das Volk aus einer gemeinsamen Küche gespeist werden soll [...] so scheint uns dies etwas Fernes, Erdachtes, schwer Ausführbares. Hier besteht es aus der Volksgewohnheit hervorgegangen, in erfreulichster Zweckmäßigkeit. Kein Arbeiter, keine Handwerksfamilie kocht in ihrer eigenen Behausung. In jeder Straße ist ein Friggitore vorhanden, der unter freiem Himmel auf eisernen Ofen alle Speisen zubereitet, von denen seine Kunden sich ernähren. (IB, S. 212)

Dies alles spielt sich auf offener Straße ab und Straßen sind beim Beschreiben italienischer Städte die bevorzugten Schauplätze der Autorin. Lewalds Bevorzugung der Straße als Erzählraum wird zunächst dadurch begründet, dass nicht nur kirchliche Institutionen Frauen verschlossen waren. Viele Vergnügungen der männlichen Rombesucher, die Waiblinger beschreibt, wie „unter dem Haufen seiner Landsleute in einer Osteria zu sitzen, und bis

10 Vgl. Rudolf Speth. *Nation und Revolution. Politische Mythen im 19. Jahrhundert*. Opladen: Leske und Budrich, 2000. S. 172.

11 Vgl. *Der Briefwechsel Friedrich und Dorothea Schlegels 1818-1820 während Dorotheas Aufenthalt in Rom*, Hg. Heinrich Finke. München: Kösel & Pustet, 1923. S. 98.

Mitternacht zu trinken¹², kommen für Frauen nicht in Frage.¹³ So verwundert es kaum, dass Lewald immer wieder die Tatsache preist, dass sich ein Großteil des Volkslebens in Rom auf offener Straße abspielt, denn die waren schließlich allgemein zugänglich und Bühne des Alltagslebens, wie auch aus der folgenden Schilderung hervorgeht:

Auf der Piazza Colonna ist es immer sehr lebhaft. Rund um die Antoninsäule halten die Mietskutschen. Schuh- und Bürstenverkäufer haben ihren beweglichen Kram am Palazzo Ruspoli aufgeschlagen. Überall stehen Leute, welche die von der Post geholten Briefe öffnen und lesen, und jetzt im Frühjahr hatte sich wieder der Limonadenverkäufer an der Fontana seine Boutique eingerichtet, aus der er die Vorübergehenden auf die billigste, reinlichste und angenehmste Weise erquickte. (IB, S. 216)

Auf römischen Straßen wurde im Sommer wie im Winter nicht nur die Post gelesen, sondern auch gegessen und getrunken. Wie schon in Genua gibt es die strikte Trennung zwischen privatem und öffentlichem Raum nicht, die so stark das nordeuropäische Großstadterlebnis determiniert. Für die interessierte Beobachterin ergibt sich die Möglichkeit, auf den Straßen Roms das Theater des alltäglichen Lebens zu beobachten. Aus klimatischen Gründen wie auch wegen der für das breite Volk recht unzureichenden Wohnverhältnisse halten sich die Menschen so oft wie möglich im Freien auf, sagt die Erzählerin des *Italienischen Bilderbuchs*. Auf viele nordeuropäische und amerikanische Beobachter wirken damals die vielen Menschen, die auf der Straße ihr Leben verbringen, befremdlich; sie gelten ihnen als Beweis für legendäre südländische Faulheit.¹⁴ Auf Lewald wirkt es eher, als würde die Stadt als sozialer Raum wesentlich stärker von ihrer Bevölkerung in Besitz genommen, was für beide Geschlechter gilt. In Deutschland dagegen war die Straße

12 Wilhelm Waiblinger. *Jahreslauf in Rom*. In: Wilhelm Waiblinger. *Werke und Briefe. Textkritische und kommentierte Ausgabe in fünf Bänden*. Hg. Hans Königler. (Veröffentlichungen der deutschen Schillergesellschaft, 37). Stuttgart: Cotta, 1988. S. 73.

13 Als weitere bevorzugte Aktivität männlicher Kulturtouristen nennt Hibbert noch die Hurerei, vgl. Christopher Hibbert. *Rom. Biographie einer Stadt*. München: Beck, 1987. S. 246.

14 Vgl. Dieter Koch. *Schönheit und Dekadenz. Die Italienerfahrung britischer Reisender im 19. Jahrhundert*. (Grenzüberschreitungen 1). Trier: WVT Wissenschaftlicher Verlag Trier, 1989. S. 141-146.

als sozialer Raum im 19. Jahrhundert männlich determiniert, und die Frau, die ohne respektablen Grund auf die Straße geht, war eine von zweifelhafter moralischer Reputation.¹⁵

Lewalds *Italienisches Bilderbuch* ist nicht aus der Perspektive der distanzierten Beobachterin geschrieben. Im Gegenteil, der Leser trifft die Erzählerin oft mitten im städtischen Gewimmel an, bei der öffentlichen Ziehung der Lottozahlen auf dem Monte Citorio, auf der Piazza Colonna bei einer Urteilsverkündung, usw. Es geht ihr dabei nicht nur um bunte Bilder, sondern auch ganz konkret um die soziale Realität. Tourismus ist in Rom ein wichtiger Wirtschaftsfaktor, davon zu profitieren findet Lewald legitim. Das gilt auch für die zahlreichen Bettler der Stadt, die vor allem in den Vierteln der Fremden präsent sind. Bei der Beschreibung dieses „Wirtschaftszweigs“ entdeckt Lewald Erstaunliches: Betteln ist ein staatlich reguliertes Gewerbe, was die Angehörigen dieses Berufsstandes mit einer gehörigen Portion Selbstbewusstsein ausstattet, zumindest die staatlich lizenzierten Bettler, die die wohlgenährte Aristokratie der Zunft bilden. Diese werden nur noch von den – wie sie sagt –, kirchlich lizenzierten Bettlern, den Bettelmönchen übertrumpft, dann kommen die „Krüppel“, die von der Zurschaustellung ihrer Behinderungen auch ganz gut leben könnten. Ganz unten in der Hierarchie findet sie jene, die Betteln nicht als Gewerbe, sondern als Übergangslösung betreiben, weil sie keine Arbeit finden. (IB, S. 135ff.) Erstaunlich sei die Großzügigkeit des Volkes den Bettlern gegenüber:

Obleich das milde Klima und die große Wohlfeilheit vieler Lebensmittel der Armut einen Teil ihres Schreckens nehmen, ist das Volk im allgemeinen doch immer bereit, der Bitte des Armen zu willfahren [...] Nur die Geistlichkeit, die Mönche und Abbate schütteln bedächtigt den Kopf, machen eine abwehrende Bewegung mit der Hand und sagen ein salbungsvolles „Dio vi proveda“ (Gott sorge für euch!). Dies ist ganz logisch, wenn sie bedenken wie wundervoll der Himmel für sie selbst sorgt, die auch nicht arbeiten und es bei gesunden Gliedmaßen recht wohl könnten. (IB, S. 136)

Lewald thematisiert hier eine von Reisenden gefürchtete Institution, die römischen Bettler, die allgemein nur als aufdringliche Plage empfunden werden, und schaut genauer hin. Was sie entdeckt, ist nicht nur eine geordnete Hierarchie einer äußerlich ganz anarchisch wirkenden Erscheinung, sondern

15 Vgl. Maria Kublitz-Kramer. *Frauen auf Straßen. Topographien des Begehrens in Erzähltexten von Gegenwartsautorinnen*. München: Fink, 1995. S. 25-45.

auch eine weitgehende Akzeptanz und Spendenbereitschaft der arbeitenden Bevölkerung. Es ist eine andere, großzügigere Moral, wie sie durchaus mit Erstaunen feststellt, in der sich keine Spur der protestantisch geprägten Ethik Nordeuropas findet, derzufolge wer nicht arbeitet, auch nicht essen dürfe.

Auch die weniger anziehenden Institutionen des Volkslebens finden Beachtung. Die Ziehung der Lottozahlen ist zwar ein großes Spektakel auf dem Monte Citorio, zu dem sich alle Schichten der Bevölkerung zum gespannten Zuschauen einfinden und auch genug pittoreske Szenen zu beobachten sind. Aber das kann die Erzählerin nicht mit einer Institution versöhnen, die, ihrer Meinung nach, staatlich und religiös abgesegnete Ausbeutung der Bevölkerung betreibt. Noch mehr empört sie der verbreitete Aberglaube und die *Smorfia*, ein in Italien bis heute verbreitetes legendäres Numerologiebuch, ein Klassiker der esoterischen Literatur, das beim Finden der Lottozahlen helfen soll. (IB, S. 130-135) Lewald ärgert, dass die *Smorfia* überall frei verkäuflich ist, während aufklärerische Bücher grundsätzlich von den päpstlichen Behörden verboten werden.

Römische Feste zwischen Sinnenfreude und Herrschaftsdemonstration

Gern beschreibt Lewald im *Italienischen Bilderbuch* auch die religiösen Volksfeste. Wenn es in der Stadt des Papstes irgendetwas im Überfluss gab, dann waren es Feste. Über 100 religiöse Feiertage, von denen einige allerdings nur Halbtagsfeste waren, bestimmten den Rhythmus des städtischen Lebens. So verwundert es wenig, dass römische Feste im *Italienischen Bilderbuch* eine große Rolle spielen, schließlich waren sie als Besuchermagnet ein wichtiger Wirtschaftsfaktor.¹⁶ Die geistlichen Herren der Stadt waren sich dieser Attraktion durchaus bewusst und inszenierten die Stadt, spätestens seit dem Barock, zielgerichtet als *capitale mondiale della Festa*, als Welthauptstadt des Festes.¹⁷ Für Lewald sind die Volksfeste eine Fortsetzung des römischen Straßenlebens auf dem Festplatz. Bereits das zweite Romkapitel

16 Christina Ujma. *Fanny Lewalds urbanes Arkadien. Studien zu Stadt, Kunst und Politik in ihren italienischen Reiseberichten aus Vormärz, Nachmärz und Grün-
derzeit*. Bielefeld: Aisthesis Verlag, 2007. S. 127-144.

17 Marcello Fagiolo. *La città delle feste*. In: *La Festa a Roma. Dal Rinascimento al 1870*. Hg. Marcello Fagiolo. Roma: Allemandi. Torino, 1997. S. 2.

des *Italienischen Bilderbuchs* thematisiert die Oktoberfeste; diese Lustbarkeiten, teilweise von Fürsten für das Volk veranstaltet, teilweise vom Volk selber organisiert, haben etwas Karnevaleskes und Bacchantisches. Seit alters her seien die Römer gewohnt, „daß man ihnen außer dem nötigen Brot dann und wann auch Spiele bereitet, wenn man sich selbst täglich Feste zu schaffen vermag“ (IB, S. 112), ist der trockene Kommentar der Erzählerin zu den vom Fürsten Borghese veranstalteten jahrmarktartigen Lustbarkeiten.

Anders verhält es sich mit dem im März stattfindenden Fest zu Ehren des „San Guiseppe“, des Heiligen Josef, der in der volkstümlichen Überlieferung Italiens als vorbildlichster aller Familienväter gilt, weshalb die reich gedeckte Tafel, auf der vor allem Frittirtes serviert wird, im Zentrum des Festes steht. Ganz Rom, so Fanny Lewald, ist an diesem Festtag eine einzige Speisestube, überall auf den Straßen stehen Tische mit den herrlichsten Speisen und Feuern, die bei Nacht die Stadt illuminieren. Der Sinn des Festes bestehe einzig darin, zu Ehren des Heiligen den ganzen Tag mit anderen zu essen und zu trinken, was der Erzählerin ausgesprochen gut gefällt (IB, S. 212ff.) und ein Stück verwirklichter Utopie darstellt. Darin ähnelt ihre Einschätzung der Bachtins:

Der Feiertag setzte gleichsam das ganze offizielle System mit allen seinen Verbots- und hierarchischen Schranken zeitweilig außer Kraft. Für kurze Zeit trat das Leben aus seiner üblichen, gesetzlich festgelegten und geheiligten Bahn und betrat die utopische Freiheit. Gerade der ephemere Charakter dieser Freiheit schärfte noch die aus der Atmosphäre des Festlichen heraus entstehenden Gestalten. Die Atmosphäre der ephemeren Freiheit herrschte wie auf dem öffentlichen Platz so auch beim häuslichen Festschmaus.¹⁸

Italienische Feiertage sind ein schöner Gegenpol zum Alltag und Arbeit. Deshalb, meint Fanny Lewald, gibt es zwischen dem Selbstbewusstsein des Volkes und den vielen Feiertagen und Festen eine ursächliche Verbindung. Sie begründet dies folgendermaßen:

Bei uns im Norden, wo die arbeitenden Klassen so wenig Feiertage haben [...] wird auch der Feiertag für das Volk zu einer Arbeit, weil es sich nun durchaus ein Vergnügen, ein ‚Extra-Amusement‘ antun muß. Das hat der Italiener, dem sein gesegnetes Land viel Feiertage erlaubt, gar nicht nötig. Er kann wie

18 Michail Bachtin. *Literatur und Karneval. Zur Romantheorie und Lachkultur*. Frankfurt/M.: Ullstein, 1985. S. 33f.

der Reichste bei uns einen seiner Feiertage im dolce far niente verträumen, denn es kommt bald ein anderer, wenn er diesen einen auch ohne besonderes Vergnügen verlor. Das gibt ihm ein behagliches Sichgehenlassen, eine sichere, vornehme Ruhe im Müßiggang, die seine Erscheinung heiter macht und ihn von dem Nordländer wesentlich unterscheidet. (IB, S. 213)

Der Müßiggang der Bevölkerung, der in vielen von Nordeuropäern verfassten Italienbeschreibungen nicht nur aller Laster Anfang, sondern geradezu die Ursache der italienischen Unterentwicklung und Degeneration ist¹⁹, avanciert bei Fanny Lewald zur Quelle des Selbstbewusstseins der Bevölkerung. Hier wird die verrufene italienische Sinnlichkeit zum sozialen Faktum. Sie wird konkret im Alltag des Volkes beschrieben und – in Umkehrung der hergebrachten Sicht – als vorbildlich auch für den Norden dargestellt.

Gegenüber den großen, feierlich zelebrierten Kirchenfesten ist Lewald weniger positiv gestimmt: Weihnachten fehlt ihr die Andacht oder Ostern nimmt sie Anstoß an der Judenfeindschaft, die die päpstlichen Osterzeremonien auszeichnet. Ihre Abneigung gegen Papst und Katholizismus ist der absolutistischen Natur der Papstherrschaft geschuldet. Alles in allem ist ihre Haltung gegenüber dem Katholizismus ambivalent. Sie ist aber nicht aus der Sicht des vermeintlich überlegenen Protestantismus formuliert, wie bei zahlreichen Schriftstellerkollegen ihrer Zeit.²⁰ Der Katholizismus scheint ihr verschwenderisch, es ärgern sie die vielen Mönche und Nonnen, deren archaischen Lebensstil sie für eine Verschwendung von Arbeits- und Produktivkraft hält. (IB, S. 34, 49) Der Vatikan erscheint im *Italienischen Bilderbuch* wie ein beliebiger autokratischer Hof. (IB, S. 199ff.) Ziel der Papstherrschaft sei *geistige Knechtschaft*, Intoleranz und Dogmatismus, die weltliche Herrschaft des Papstes über Mittelitalien beurteilt sie kritisch, da ist zum einen die drakonische Strafjustiz (IB, S. 216-223), zum anderen Zensur, politische und wirtschaftliche Unfreiheit.²¹ Die politische Repression sorgt gerade in Rom für intellektuellen Mief und geistigen Stillstand, was ihr sehr missfällt,

19 Vgl. Dieter Koch. *Schönheit und Dekadenz. Die Italienerfahrung britischer Reisender*. Trier: WVT Wissenschaftlicher Verlag Trier, 1989. S. 139-150.

20 Vgl. Manuel Borutta. *Antikatholizismus. Deutschland und Italien im Zeitalter der europäischen Kulturkämpfe*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2010. S. 47-125.

21 Christina Ujma. *Fanny Lewalds urbanes Arkadien. Studien zu Stadt, Kunst und Politik in ihren italienischen Reiseberichten aus Vormärz, Nachmärz und Gründerzeit*. Bielefeld: Aisthesis Verlag, 2007. S. 225ff.

weil es das Zusammensein mit Italienern erschwert und die Geselligkeit fad werden lässt. Bei der Schilderung einer Soiree bemerkt sie:

Aber in Italien ist der Geist und mit ihm das Leben der Gesellschaft gewaltsam in Fesseln geschlagen worden, und die Gesellschaft macht den Eindruck jener unbewohnten Prachtpaläste, deren mit Staub bedeckte Möbel trotz ihres noch vorhandenen Reichtums traurig und veraltet erscheint [...] Es gibt Männer genug, die mit wachem Auge, mit hoffender Seele der freien Bewegung und dem Fortschritte des Auslandes folgen und ihn für Italien herbeisehnen; aber nicht nur ihre Tat ist gefesselt, sondern auch ihr Wort. Die Gesellschaft wird unsichtbar überwacht, selbst auf die Fremden erstreckt sich diese Aufmerksamkeit. (IB, S. 193f.)

Die Atmosphäre der Bespitzelung und Repression bewirkte, dass Einheimische sich über Politik öffentlich nur im Flüsterton oder und im engsten Kreis unterhielten.

Die Modernisierung und Politisierung Arkadiens

Zwischen Fanny Lewalds erster Italienreise und dem zweiten Besuch in der Ewigen Stadt liegen zwanzig ereignisreiche Jahre, die ihr Leben sehr veränderten. Zum einen verfestigte sich die Beziehung zum verheirateten Gymnasialprofessor Adolf Stahr, den sie in Rom kennen und lieben gelernt hatte; zum anderen stellte sich der schriftstellerische Erfolg nicht zuletzt mit dem *Italienischen Bilderbuch* bald nach der Reise ein. Der Gattung Reisebeschreibung verdankt Lewald weitere Erfolge, 1850 kamen ihre *Erinnerungen aus dem Jahre 1848* auf den Markt, in denen die entschiedene Parteigängerin der 1848er Revolution auch das revolutionäre Paris schildert. 1851 erschien ihre zweibändige Reisebeschreibung *England und Schottland*, in der ihre Hoffnungen auf demokratische Veränderungen in Deutschland und Europa sehr abgekühlt sind. Lewald beschreibt darin auch die Begegnungen mit exilierten deutschen und französischen 1848ern und das Treffen mit dem Anführer des italienischen Risorgimento Giuseppe Mazzini, der als ein Höhepunkt des Aufenthalts geschildert wird. Mit den italienischen Gesinnungsgenossen sind Fanny Lewald und Adolf Stahr auch in den folgenden Jahren in Kontakt geblieben. Den ab 1860/61 teilweise in kriegerischen Auseinandersetzungen errungenen Erfolg der nationalen Einigung der italienischen Halbinsel, (mit

Ausnahme Roms), haben Lewald und Stahr sehr begrüßt, auch wenn er ihre italienischen Reisepläne ein ums andere Mal vereitelte. Auch 1866 fuhren sie in ein Land, in dem der kriegerische Konflikt gerade erst beendet wurde. Der Sieg, den Preußen und das neue Königreich Italien gemeinsam gegen Habsburg errungen hatten, war allerdings, wie auch Lewald und Stahr wiederholt vermerken, vor allem der militärischen Stärke Preußen geschuldet. Die brisante Lage gibt dem Reisebericht *Ein Winter in Rom* des mittlerweile verheirateten Paares Lewald-Stahr einen besonderen Reiz.²² Schließlich hatte Deutschland noch keinen einheitlichen Staat zustande gebracht²³, was beim deutschen Lesepublikum ein besonderes Interesse an den politischen Verhältnissen Italiens hervorrief.²⁴ Lewald und Stahr haben Insiderkenntnisse in italienischer Politik, sie verkehren mit einheimischen und europäischen Protagonisten und Freunden des Risorgimento, bekommen Pläne und Verschwörungen mit und besichtigen die Schauplätze der italienischen Revolution von 1848/49, worüber sie mit viel Engagement und gelegentlichem Pathos berichten.

Adolf Stahr, der über seinen Italienaufenthalt der Jahre 1845/46 den dreibändigen Bericht *Ein Jahr in Italien* verfasst hatte²⁵, tendierte eher zum Sachbuch als zur literarischen Reisebeschreibung, was Lewald und Stahrs Gemeinschaftswerk *Ein Winter in Rom* einen eigentümlichen Charakter verleiht. Beide sind mit getrennten Passagen im Buch vertreten. Während Stahr in seiner trockenen Gelehrtenprosa die chronologische Narration übernimmt, steuert Lewald eigene Kapitel oder eingeschobene Zitate bei. Die traditionellen Themen wie die Beschreibung von Sehenswürdigkeiten oder Museen werden teilweise durch die Schilderung und Kommentierung der politischen und wirtschaftlichen Modernisierung Italiens verdrängt. Aus den altertümlichen Städten Italiens funktionierende und nach dem

22 Adolf Stahr, Fanny Lewald. *Ein Winter in Rom*. Berlin: Guttentach, 1869. (WR)

23 Vgl. Christian Jansen. *Einheit, Macht und Freiheit. Die Paulskirchenlinke und die deutsche Politik in der nachrevolutionären Epoche 1849-1867*. (Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, 119). Düsseldorf: Droste, 2000. S. 288-318, 565-585.

24 Vgl. Wolfgang Altgeld. *Betrachtungen zum deutschen Italieninteresse vor 1870*. In: *Italien in Germanien, Deutsche Italien-Rezeption von 1750-1850*. Hg. Frank-Rutger Hausmann. Tübingen: Narr, 1996. S. 460.

25 Adolf Stahr. *Ein Jahr in Italien*. Oldenburg 3 Bände, Schulze: erstmals 1847-1850.

Maßstab des 19. Jahrhunderts moderne urbane Gebilde zu machen, war das große Anliegen der Regierung des jungen Nationalstaats.²⁶ Das wird in *Ein Winter in Rom* u.a. durch die Schilderung der Modernisierung Florenz, der damaligen Hauptstadt, beschrieben. Bei aller politischen Zustimmung zum Risorgimento kann Stahr jedoch seine Enttäuschung darüber nicht verhehlen, dass einige Städte ihre einst idyllische Atmosphäre verloren haben. Auch wird der Einzug der Eisenbahn in Italien bemängelt. Das ist in einer Zeit, als die Fortschrittlichkeit eines Landes in Schienenkilometer gemessen wurde, eigentlich eine politische Positionierung. Denn der mit der Eisenbahn verbundenen Beschleunigung wurden damals ungeheure wirtschaftliche Modernisierungskräfte zugetraut und fast eschatologische Erlösungshoffnungen verbunden: eine Demokratisierung der Gesellschaft, die Abschaffung des Feudalismus und die generelle Auflösung starrer und stehender Verhältnisse.²⁷

Nach dem Staunen über die Veränderungen, die die politischen Umwälzungen in Italien insgesamt und besonders im einstmals stillen, eleganten Florenz bewirkt haben, sind Lewald und Stahr beglückt, in Rom noch alles an Ort und Stelle zu finden. Aber nur oberflächlich ist es noch die Stadt der Jahre 1845/46. Das liegt nicht nur daran, dass Rom seit der Niederschlagung der 1848/49er Revolution durch französische Truppen besetzt ist und die päpstliche Herrschaft nur noch durch Repression aufrechterhalten wird, sondern auch an der allgemeinen Verarmung. Zudem wurde Italien kräftig modernisiert, was die Rückständigkeit Roms doppelt dramatisch erscheinen lässt.²⁸ So wie Lewald einst im *Italienischen Bilderbuch* den relativen Wohlstand Roms als Faktor würdigte, der ihren Aufenthalt sehr angenehm machte, ist 1866 und 1867 das Gegenteil der Fall. Lewald und Stahr sind beständig hin- und hergerissen zwischen Entsetzen über die sozialen und

26 Vgl. Manuel Borutta. *Antikatholizismus. Deutschland und Italien im Zeitalter der europäischen Kulturkämpfe*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2010. S. 126-152.

27 Vgl. Andreas Braun. *Tempo, Tempo! Eine Kunst- und Kulturgeschichte der Geschwindigkeit im 19. Jahrhundert*. (Werkbund-Archiv 28). Frankfurt/M.: Anabas Verlag, 2001. S. 31.

28 Giuseppe Talamo bestätigt die Einschätzung von Lewald und Stahr empirisch untermauert in allen Punkten, er bestätigt auch, dass die Jahre vor 1848 relativ wohlhabend waren: Giuseppe Talamo. *Die römische Gesellschaft zur Zeit von Gregorovius*. In: *Ferdinand Gregorovius und Italien. Eine Kritische Würdigung*. Hg. Arnold Esch, Jens Petersen. Tübingen: Niemeyer, 1993. S. 217-229.

politischen Zustände in Rom und dem Glück, wieder in der Ewigen Stadt zu sein (WR, S. 114f.), was Fanny Lewald folgendermaßen formuliert:

Ich sehe das Widerwärtige an jedem Tage so gut, so scharf, wie irgend Einer, – ich habe auch keine Freude an all den verfallenen Häusern rechts und links, und [...] hundert andere Bequemlichkeiten, die dort in den Miethswohnungen in der Regel vorkommen, vermisse ich auch ungern, – und doch weiß ich nicht wie ich Rom wieder entbehren lernen werde, und weiß bestimmt, daß kein Tag vergehen wird, an welchem ich nicht mit Entzücken und Sehnsucht an dieses alte, wüste und so einzige Rom zurückdenken werde. (WR, S. 152)

Angesichts der Armut und der zahlreichen sozialen Missstände propagiert besonders Fanny Lewald, die der Modernisierung Italiens deutlich positiver als Adolf Stahr gegenübersteht, drastische Maßnahmen, die den Charakter der von ihr so innig geliebten Stadt stark verändern würden, was sie aber für notwendig hält. Gegenüber Fremden, Touristen oder Reisenden, die aus atmosphärischen Gründen für eine Musealisierung Roms plädieren, tritt sie vehement entgegen:

Alle Tage kann man es hier von den halbgebildeten unter den Fremden hören, daß Rom und die römischen Zustände durchaus erhalten bleiben müßten, wie sie sind. Nichts wollen sie missen, nicht die grenzenlose Verkommenheit des Volkes, nicht seine geradezu beispiellose Zerlumptheit, nicht die wahrhaften Höhlen, in denen das Volk wohnt, nicht seine Unwissenheit, nicht seinen Aberglauben; nur die Briganten im Gebirge, die sind ihnen doch zuwider, und die möchten sie doch lieber nicht haben! [...] Die Annahme, daß Rom dazu bestimmt sein soll, für alle Zeiten ein Raritätenkabinett von Trümmern bleiben soll, ist eine Abgeschmacktheit und enthält zugleich den Gedanken an eine Grausamkeit. (WR, S. 240f.)

Diese Passage ist natürlich eine Stellungnahme zur berühmten *Questione Romana*, zum Schlachtruf *Roma o morte* der Garibaldianer. Rom soll Hauptstadt werden. Die damit verbundenen Veränderungen sind für Lewald und Stahr akzeptabel, trotz der ambivalenten Bewertung der damaligen Hauptstadt Florenz. Beide wissen, dass dies das Ende der Ewigen Stadt, so wie sie sie kennen, sein wird.²⁹ Bereits jetzt sei die Stadt kaum ein funktionsfä-

29 Vgl. Christina Ujma. *Roma Capitale oder Roma Eterna. Zur literarischen Rezeption des modernen Rom*. In: *Die Grand Tour in Moderne und Nachmoderne*. Hg.

higes urbanes Gebilde; um Rom in eine Hauptstadt zu verwandeln, seien umfangreiche Eingriffe notwendig, die ihrem romantischen Charakter den Garaus machen werden. Fanny Lewald, pragmatisch wie immer, fabelt den Modernisierungs- und Zerstörungsprozess, den Roms Umwandlung in die Hauptstadt des neuen Italiens mit sich bringen wird, ganz unsentimental aus:

Wenn das Kolosseum, wenn das Pantheon und die großen Säulengruppen auf dem Forum Romanum erhalten bleiben, wenn die großen Triumphbögen, welche in die alten Tempel und Bäder hineingebaut sind, wie S. Lorenzo in Miranda, wie S. Maria degli Angeli und so viele andere aufrecht stehen, um von der Vergangenheit zu zeugen, so mögen und müssen die riesigen Mauern der Caracalla-, der Titus und der Diokletiansthermen in Gottes Namen niedergeworfen werden, und man wird es zu segnen haben, wenn daraus Wohnungen aufgerichtet werden, in denen die Bewohner der Campagna vor dem Fieber Zuflucht finden. (WR, S. 241)

Stahr fügt weitergehende denkmalschützerische Präferenzen hinzu. Aber im Prinzip ist auch er der Meinung, dass Rom italienische Hauptstadt werden solle und dass dafür ungefähr zwei Drittel der damaligen Bebauung, inklusive viele von den 330 Kirchen, niedrigerissen werden sollten. (WR, 323) Beider Anliegen ist weniger Denkmalstürmerei, obwohl Fanny Lewald in jungen Jahren entsprechende Neigung hatte, als die Umwandlung Roms in eine für ihre Einwohner angenehme, wohnliche Stadt nach modernen fortschrittlichen Maßstäben.

Fortschritt und Urbanität im neuen Italien

In einer der größten kunsthistorischen Kontroversen des 19. Jahrhunderts, der um die bauliche Umwandlung Roms zur Hauptstadt Italiens, die die Ablehnung von Gelehrten, Schriftstellern und Italienliebhabern aus aller Welt auf den Plan rief³⁰, haben Lewald und Stahr also Stellung bezogen, bevor

Jan Pieper, Josef Imorde. *Reihe der Villa Vigoni 20*. Tübingen: Niemeyer, 2008. S. 65-79.

30 Rotraut Fischer, Christina Ujma. *Römische Querelen um den Preis der Moderne. Gisela und Herman Grimm, Ferdinand Gregorovius und Fanny Lewald über den Umbau Roms*. In: Jahrbuch der Brüder Grimm-Gesellschaft 8. Kassel, 2006. S. 95-114.

der Streit überhaupt entbrannte. Der Aspekt der Modernisierung der Ewigen Stadt spielt auch in Fanny Lewalds nächstem Reisebuch *Reisebriefe aus Deutschland, Italien und Frankreich, 1877, 1878* eine wichtige Rolle³¹, denn seit Rom 1870 Hauptstadt des vereinten Italien geworden war, fand diese Modernisierung tagtäglich statt. Auch für Fanny Lewald, deren Gatte Adolf Stahr 1876 starb, hatte sich einiges verändert. Zudem hat sich die Natur des Reisens und des Reiseberichtes vollkommen verändert, wie Lewald bereits einleitend feststellt, die Beschleunigung und Demokratisierung des Reisens durch die Eisenbahn hat dem traditionellen Reisebericht fast den Garaus gemacht. Statt einer durchkomponierten Reiseerzählung bietet Lewald ihren Lesern bewusst subjektive, impressionistische Briefe, die vorab in der *Kölnischen Zeitung* veröffentlicht worden waren. Die mit der Eisenbahn verbundene Demokratisierung des Reisens stellt auch die Verfasserin vor neue Herausforderungen:

Allerdings hat es jetzt der briefschreibende Reisende nicht leicht, wenn sich die Aufgabe stellt, Neues, Ungekanntes zu berichten. Die Erde ist klein geworden seit die Eisenbahnschienen und Telegraphendrähte sie umspannen. Alle Welt hat die Welt gesehen. Das Reisen ist ein Geschäft geworden wie ein anderes, das Reisebeschreiben ebenso; und es wird von so Vielen so gut gemacht, daß man viel guten Glauben und viel Zutrauen zu sich selber haben muß, wenn man sich der Einbildung hingeben will, etwas Ueberraschendes zu vermelden, etwas Unbekanntes mitzuthemen: es sei denn, daß man eine Wanderung quer durch Afrika macht, oder durch das ewige Eis nach dem Nordpol vordringt. (RB, S. 58)

Überraschendes gab es dann mehr als erwartet, denn als kurz hintereinander sowohl Papst Pio Nono als auch König Vittorio Emmanuele sterben, geht Lewald, vermutlich auf Ersuchen der *Kölnischen Zeitung*, ausführlich auf die *Römische Frage*, das Risorgimento und dessen Helden und Bösewichter ein.³²

Eine wichtige Rolle spielt in diesem Zusammenhang auch die Präsenz des Risorgimento im Straßenbild italienischer Städte. In den *Reisebriefen* aus den Jahren 1877 und 1878 und in ihrem letzten Reisebuch Fanny Lewald, *Vom*

31 Fanny Lewald. *Reisebriefe aus Deutschland, Italien und Frankreich (1877, 1878)*. Berlin: Janke, 1880. (RB)

32 Christina Ujma. *Fanny Lewalds urbanes Arkadien. Studien zu Stadt, Kunst und Politik in ihren italienischen Reiseberichten aus Vormärz, Nachmärz und Grün-derzeit*. Bielefeld: Aisthesis Verlag, 2007. S. 381-390.

*Sund zum Posilip, Briefe aus den Jahren 1878 bis 1881*³³, sind es immer wieder die Denkmäler, die an die Protagonisten der Revolution von 1848/49 erinnern, die ihr besonderes Interesse erwecken. Es mutet zwar etwas seltsam an, die verstorbenen Freunde oder Bekannten so geehrt zu sehen, aber Lewald hält es für wichtig, dass dadurch die revolutionäre Bewegung von 1848 in die modernisierten Stadtlandschaften Italiens eingeschrieben ist, etwas was sie in Deutschland sehr vermisst.

Der Modernisierung Roms, von der in Europa gerade von Schriftstellerkollegen viel Schlechtes zu hören war³⁴, gilt aber insgesamt ihr Hauptinteresse. Für die Fremden in Rom hat sich wenig verändert, stellt Lewald fest. Das Wetter sei im Winter noch immer angenehm mild, die Geselligkeit kosmopolitisch, und unter den Einheimischen fänden sich, seitdem die Staatsbediensteten und Gelehrten Einzug gehalten haben, mehr interessante und intellektuelle Gesprächspartner als in alten Zeiten. Dem Vergleich des alten Roms mit der neuen Hauptstadt widmet sie viele Seiten, und auch wenn die Liebe zur Stadt der Vergangenheit immer wieder deutlich wird, so macht sie aber auch klar, dass sie die Veränderungen uneingeschränkt gutheißt, weil sie die wirtschaftliche Lage und die Hygieneverhältnisse der Römerinnen und Römer deutlich verbessert haben. Es gibt mehr Arbeit, und die Menschen sind besser genährt und gekleidet.³⁵ Der Gewinn an politischer Freiheit ist in der Papststadt, in der vordem die absurden päpstlichen Zensurregelungen Gesetz waren, allerdings auch nicht zu unterschätzen:

Das Volk hatte im Laufe der Zeiten nicht nur Lesen und Schreiben, sondern auch Denken gelernt. Auf offenen Plätzen werden seit Jahren alle Arten Bücher verkauft, die sonst auf dem Index verbotener Bücher gestanden hatten [...] Jeder Droschkenkutscher, jeder Arbeiter liest. Selbst weibliche Modelle,

33 Fanny Lewald. *Vom Sund zum Posilip. Briefe aus den Jahren 1878 bis 1881*. Berlin: Janke, 1883. S. 140-152.

34 Rotraut Fischer, Christina Ujma. *Römische Querelen um den Preis der Moderne. Gisela und Herman Grimm, Ferdinand Gregorovius und Fanny Lewald über den Umbau Roms*. In: Jahrbuch der Brüder Grimm-Gesellschaft 8. Kassel, 2006. S. 95-114.

35 Vgl. Giorgio Piccinato. *Hygiene und Stadt-Umbau. Das Spannungsfeld zwischen Staat, Gemeinde und privaten Unternehmern: Rom als Beispiel*. In: *Stadt-Umbau. Die planmäßige Erneuerung europäischer Großstädte zwischen Wiener Kongress und Weimarer Republik*. Hg. Gerhard Fehl, et al. Basel: Birkhäuser, 1995. S. 97-113.

auf den Stufen der Kirchentreppe, an den Straßenecken sitzend und kauern, lesen wenn sie nichts zu thun haben und nicht stricken. (RB, S. 221)

Viele Veränderungen der Stadt sind positiv. Am besten gefällt Lewald, dass Rom nun über ein sehr lebendiges Alltagsleben verfügt, neuerdings gibt es 280.000 Einwohner, also 110.000 mehr als beim vorherigen Besuch. Rom ähnelt in seiner Lebhaftigkeit eher Neapel, sagt Lewald und beschreibt das neue römische Straßenleben in seiner ganzen Quirligkeit: Auf den immer noch schmalen Straßen tobt Verkehr, Tempo und Geschäftigkeit. In den Gassen drängeln sich Fußgänger und Kleinhändler mit ihren Ständen, die laut schreiend ihre Früchte und Blumen anpreisen, denen die Erzählerin nur mit Mühe widerstehen kann. Das römische Straßenleben ist für sie berauschend, betörend und unwiderstehlich. Rom ist immer noch ein Fest für die Sinne, befindet Lewald, geistige Nahrung und Gaumenfreuden eingerechnet. Die Ewige Stadt ist lauter und bewegter als Berlin geworden, die Stadt der Stille gehört der Vergangenheit an. Rom ist dabei, eine echte Metropole zu werden, wozu auch die neu gewonnene Pressefreiheit beiträgt:

L'Italie! ruft eine Stimme aus. Il Corriere! La Capitale! Fanfulla! L'Indipendenza! tönt es von hier und dort. Vor elf Jahren hatte Rom nur zwei Zeitungen, wenn ich mich nicht irre. Raues, unmelodisches Singen, um es mit einem sehr unverdienten Euphemismus zu bezeichnen, klingt dazwischen. Die Tage der Mandolinen und Ritornells sind wohl vorbei in Rom. Nur deutsche Männer habe ich hier neulich ein hübsches Ständchen einer deutschen Familie bringen hören. Aber trotzdem und alledem ist Rom doch Rom und wird es ewig, ewig bleiben! (RB, S. 105)

Obwohl Fanny Lewald in ihren mittleren und späten Jahren ähnlich wie die meisten Vormärz-Kollegen viel vom rebellischen Feuer ihrer frühen Jahre verloren hat, macht es ihr immer noch Spaß, gegen den Strich zu schreiben und die dominanten Diskurse der Italienwahrnehmung umzudrehen.

II. Weitere Beiträge

Ann-Christin Bolay/Julia Ilgner (Freiburg i. Br.)

Epigonales Erzählen und dialogische Intertextualität

Fanny Lewalds literarisches Spiel mit der Tradition

im *Italienischen Bilderbuch* (1847)¹

Als die preußisch-jüdische Schriftstellerin und Kaufmannstochter Fanny Lewald (1811-1889) im Juni 1845 zu ihrer ersten Italienreise aufbrach, war das Italienbild der deutschen Intellektuellen hochgradig präfiguriert.² Im Verlauf der vergangenen Jahrzehnte hatten namhafte Autoren zur Festschreibung eines kanonischen Arsenal an Schauplätzen und Kunstwerken ebenso beigetragen wie zur Ausbildung eines topischen Vokabulars – neben Wilhelm Heinse, Karl Philipp Moritz, Johann Gottfried Herder auch Johann Gottfried Seume, Wilhelm Müller und allen voran Johann Wolfgang von

-
- 1 Der vorliegende Beitrag basiert auf einem Lehrprojekt und einer Magisterarbeit, die im WS 2010/11 an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg u. d. T.: „Italienreise im Vormärz. Epigonalität und Originalität bei Fanny Lewald“ entstand. Herr Prof. Dr. Achim Aurnhammer (Freiburg) hat die Studie kritisch begleitet, zwei Vortragseinladungen in Wuppertal diese um wertvolle Anregungen ergänzt. Anm. der Redaktion: Der Aufsatz ist die mit Julia Ilgner bearbeitete Fassung des Vortrags, den Ann-Christin Bolay am 4. Mai 2013 im „Forum Junge Vormärz Forschung“ gehalten hat.
 - 2 Einen souveränen Überblick über den Wandel der deutschen Italienwahrnehmung von der Klassik hin zur Romantik bietet nach wie vor die Studie Stefan Oswalds: Ders. *Italienbilder. Beiträge zur Wandlung der deutschen Italienauffassung 1770-1840*. Heidelberg: Carl Winter, 1985 (Germanisch-romanische Monatsschrift, Beihefte, 6). Ergänzend sei auf die Sammelbände der Villa Vigoni verwiesen: *Deutsches Italienbild und italienisches Deutschlandbild im 18. Jahrhundert*. Hg. Klaus Heitmann/Teodoro Scamardi. Tübingen: Niemeyer, 1993 (Reihe der Villa Vigoni, 9); *Italien in Aneignung und Widerspruch*. Hg. Günter Oesterle/Bernd Roeck/Christine Tauber. Tübingen: Niemeyer, 1996 (Reihe der Villa Vigoni, 10); *Italienbeziehungen des klassischen Weimar*. Hg. Klaus Manger. Tübingen: Niemeyer, 1997 (Reihe der Villa Vigoni, 11). Vgl. ebenso „*Italien in Germanien*“ *Deutsche Italienrezeption von 1750-1850*. Akten des Symposiums der Stiftung Weimarer Klassik. Herzogin Anna Amalia Bibliothek. Schiller Museum. 24.-26. März 1994. Hg. Frank-Rutger Hausmann, Tübingen: Narr, 1996.

Goethe in der *Italienischen Reise* (1768): „Wer nach Goethe Italien besucht, kommt nicht um die Auseinandersetzung mit seinem Italienbild herum.“³

Auf die Folgen, die sich aus dieser Serialisierung und Schematisierung der Reiseroute und der diskursiven Verbindlichkeit einer „systematische[n] Italien-Panegyrik“⁴ für die Literarisierung der eigenen Reiseerlebnisse ergaben, nahm Lewald an späterer Stelle Bezug:

Von Norden nach Süden, von Osten nach Westen, über den ganzen Erdball hin sind alle Länder und ihre bedeutenden und unbedeutenden Städte von kundigen Reisenden so vielfach beschrieben worden, daß Derjenige, welcher es jetzt noch unternimmt, von einem Orte zu sprechen, den er in flüchtigem Besuche kennen lernte, eben nur von den Eindrücken zu berichten hat, die er von demselben empfangen.⁵

Die prominente Verfasserschaft darf mithin nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Gattung in ihrer Geschichte konjunkturellen Schwankungen unterworfen war. Aufgrund als mangelhaft begriffener ästhetischer Innovation verlor der literarische Reisebericht als Tradition wie Empirie gleichermaßen verbundene *narratio vera*⁶ gerade in der nachromantischen Periode an Bedeutung. Vor diesem Hintergrund begann Fanny Lewald mit der Niederschrift ihrer Reiseerlebnisse der Jahre 1845/46 und legte im Bewusstsein

3 Gunter Grimm. „Bäume, Himmel, Wasser – ist nicht alles wie gemalt? Italien, das Land deutscher Sehnsucht.“ *Goetheportal*. http://www.goethezeitportal.de/fileadmin/PDF/wissen/projekte-pool/italien/grimm_italien_sehnsucht.pdf [30.9.2013]. S. 3.

4 Ebd. S. 1.

5 Vorwort zit. nach Fanny Lewald. *Vom Sund zum Posilip! Briefe aus den Jahren 1879-1881*. Berlin: Janke 1881.

6 Zur Gattungsproblematik des Reiseberichts und der Variantenabgrenzung innerhalb der Reiseliteratur vgl. exemplarisch Anne Fuchs. „Reiseliteratur.“ *Handbuch der literarischen Gattungen*. Hg. Dieter Lamping in Zsarb. mit Sandra Poppe u.a. Stuttgart: Kröner, 2009. S. 593-600; Wolfgang Neuber. „Zur Gattungspoetik des Reiseberichts. Skizze einer historischen Grundlegung im Horizont von Rhetorik und Topik.“ *Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur*. Hg. Peter J. Brenner. Frankfurt/M.: Suhrkamp, ²1992. S. 50-67 sowie für die nachromantische Epoche Manfred Link. *Der Reisebericht als literarische Kunstform von Goethe bis Heine*. Köln: o.A., 1963, der ein Klassifikationsmodell unter dem Aspekt der „epischen Integration“ vorschlägt.

einer stagnierenden Gattung, die sich manierterter Beschreibungstopoi und Darstellungsverfahren bedient, einen Text vor, der die Prägekraft textueller Vorbilder produktiv aufnimmt und dennoch dem originären Blick der Erlebnisdichtung verpflichtet bleibt.

Der vorliegende Beitrag fokussiert die produktive Rezeption und die kreativ-ästhetische Remodulation literarischen und kulturellen Materials in Lewalds *Italienischem Bilderbuch*⁷. Dem Vorhaben liegt die Annahme zugrunde, dass die Reiseschilderung zwar wesentlich durch ein tradierten Vorbildern verhaftetes *epigonales Erzählen* geprägt ist, dieses jedoch wiederholt an einzelnen Stellen im Bewusstsein literarischer Autonomie zu konterkarieren sucht. Im Rückgriff auf Manfred Pfisters *Systematik zur Intertextualität im Reisebericht* (1993) lässt sich Lewalds Reiseprosa zum einen als Ausdruck einer *huldigenden Intertextualität* beschreiben⁸, der folgendes erzählerische Programm zugrunde liegt: Lewald bereist die Stationen der etablierten Bildungsreise (Mailand, Genua, Florenz, Rom, Neapel, Capri, Ischia, Palermo, Bologna, Venedig) und ordnet ihren Text gemäß dieser chronologischen Strukturprinzipien. Durch die Aktualisierung tradierter Topoi der Italiendichtung sowie durch das Anzitiern von gattungsprägenden Texten und Diskurselementen exponiert der Text seinen Status als epigonales Werk. Zum anderen lassen ausgewählte Einzelstellen Ansätze einer *dialogischen Intertextualität* erkennen.⁹ Die rezipierten Textzeugen werden hier am selbst Wahrgenommenen gemessen, hinterfragt und gegebenenfalls auch korrigiert.¹⁰ Ein solches „literarische[s] Verfügenkönnen“¹¹ über die Tradition setzt im Mindesten den Bildungs- und Lektürehorizont einer bürgerlichen

7 Fanny Lewald. *Italienisches Bilderbuch*. Hg. Ulrike Helmer. Ungekürzte Neuausg. der Originalfassung aus dem Jahre 1847. Frankfurt/M.: Helmer, 1992 (Edition Klassikerinnen). Im Folgenden zitieren wir nach dieser Ausgabe unter Angabe des Initialkürzels „IB“ und der Seitenzahl im Fließtext.

8 Manfred Pfister. „Intertextuelles Reisen, oder: Der Reisebericht als Intertext“. *Tales and „their telling difference“*. *Zur Theorie und Geschichte der Narrativik*. Festschrift zum 70. Geburtstag von Franz K. Stanzel. Hg. Herbert Foltinek/Wolfgang Riehle/Waldemar Zacharasiewicz. Heidelberg: Winter, 1993 (Anglistische Forschungen, 221). S. 109-132.

9 Ebd. S. 125.

10 Ebd.

11 Wolfgang Harms. „Epigone“. *RLW*. Hg. Klaus Weimar u.a. 3 Bde. Bd. 1. 3., neu bearb. Aufl. Berlin u.a.: de Gruyter, 2007. S. 457-549. Hier S. 457.

Erziehung voraus, über die Lewald dank der Ausbildung und Förderung durch ein fortschrittlich gesinntes Elternhaus verfügte. Schon zeitgenössische Biographen wie Ferdinand Zehender (1829-1885) attestierten ihr eine beachtliche Wissbegier und umfassende Lektürebildung: „Im 11. Jahre las sie, ein richtiger „Lesewolf“, schon Götz, Egmont, Iphigenie, Tasso; [...] Im 16. Jahr habe sie schon das philosophische Werk Kants, seine „Anthropologie“ gelesen, daneben in einem Tagebuch viel unwahre Reflexionen niedergelegt, das sie nachher wieder verbrannte.“¹² Dementsprechend waren ihr die kanonischen Texte der Antike, der Klassik und Romantik ebenso vertraut wie diejenigen zeitgenössischer Autoren. Im *Italienischen Bilderbuch* finden sich Referenzen auf Goethes *Faust* (IB, 23-27) und *Wilhelm Meister* (IB, 5), Schillers *Fiesco zu Genua* (IB, 33), Jean Pauls *Titan* (IB, 11), August von Platen (IB, 319), Wilhelm Heinse (IB, 260) und Elisabeth von Arnim (IB, 91), auf Shakespeare (IB, 163), Lord Byron (IB, 61) oder Giovanni Boccaccios Erzählzyklus *Decamerone* (IB, 83)¹³, um nur einige Referenzen innerhalb des intertextuellen Beziehungsgeflechts zu nennen. Die Reise nach Italien – dies wird bereits im Eingangskapitel deutlich – ist ein durch Lektüre vermitteltes und initiiertes Ereignis. Damit erweist sich der Reisebericht Lewalds von Beginn an als literarisch konditioniert. Zwar reflektiert die Autorin ihr künstlerisches Ahnentum, stellt aber zugleich ihre subjektive Wahrnehmung in kritische Distanz zu Vorgängertexten. Die dadurch entstehende

12 Ferdinand Zehender. „Fanny Lewald“. *Literarische Abende für den Familienkreis. Biographische Vorträge über Dichter und Schriftsteller des neunzehnten Jahrhunderts*. Begleitet von Proben aus ihren Werken, gehalten in der Großmünsterschule in Zürich 1884/85 durch F. Z., Zürich: Schultheß, 1886. S. 108-127. Hier S. 110.

13 Die Zitate und Markierungen im *Italienischen Bilderbuch* sowie im *Römischen Tagebuch 1845/46* (1865) erlauben es, ihren Lesehorizont annäherungsweise zu rekonstruieren. Vgl. Fanny Lewald. *Römisches Tagebuch 1845/46*. Hg. Heinrich Spiero. Leipzig: Klinkhardt & Biermann, 1927 (im Folgenden RTb). Hier finden sich Referenzen auf Goethes *Faust* (RTb, 114f.), *Wilhelm Meisters Lehrjahre* (RTb, 13 und 179) und *Essex* (RTb, 12f., 144, 210 und 227), auf Schillers *Fiesco* (RTb, 16), auf Karl Immermann (RTb, 253), August von Platen (RTb, 54, 108 und 213), Wilhelm Waiblinger (RTb, 53), Lord Byron (RTb, 53), Johann Joachim Winckelmann (RTb, 105, 152, 175, 196 und 247), Friedrich Theodor Vischer (RTb, 196), Homer (RTb, 196) und Hegel (RTb, 196).

Epigonalität im Sinne eines ästhetischen Vermögens lässt Raum für Innovation¹⁴: Dort, wo der Bericht für fiktive Erzählformen aufgebrochen und mit der Hybridität der Gattung experimentiert wird, ist Originalität möglich, wird der Bericht vielschichtig und erzählerisch polyphon.

Anhand von fünf paradigmatischen Textstellen sollen formale Gestaltung und Funktion dieses intertextuellen Rekursspiels ästhetisch bestimmt und kontextuell plausibilisiert werden. Referenzen auf einzelne Autoren (Goethe, von Platen, Byron) sollen dabei ebenso untersucht werden wie Stoff- und Gattungsbezüge (Mythos, Märchen und Legende).¹⁵

Da die Forschungsgeschichte zu Leben und Werk Fanny Lewalds bereits andernorts ausführlich nachgezeichnet wurde¹⁶, sei sie an dieser Stelle auf wenige Punkte beschränkt: Das 1847 im Berliner Duncker Verlag erschienene *Italienische Bilderbuch*¹⁷ ist ein aufschlussreiches Beispiel für die Unbeständigkeit literarischer Werturteile. Hochgelobt in der zeitgenössischen Kritik, geriet der Bericht ebenso rasch in Vergessenheit wie die Verfasserin

14 Die literaturwissenschaftliche Forschung hat wiederholt auf das innovative und produktive Potential von epigonalen Literatur hingewiesen. Vgl. nur eine Auswahl zentraler Studien zu diesem Thema: Matthias Kamann, *Epigonalität als ästhetisches Vermögen. Untersuchungen zu Texten Grabbes und Immermanns, Platens und Raabes, zur Literaturkritik des 19. Jahrhunderts und zum Werk Adalbert Stifters*, Stuttgart: M & P, 1994; *Epigonentum und Originalität. Immermann und seine Zeit – Immermann und die Folgen*. Hg. Peter Hasubeck, Frankfurt/M./Berlin/Bern u.a.: Lang, 1997; Markus Fauser, *Intertextualität als Poetik des Epigonalen*. München: Fink, 1999 (Immermann-Studien); Burkhard Meyer-Sickendiek, *Die Ästhetik der Epigonalität. Theorie und Praxis wiederholenden Schreibens im 19. Jahrhundert. Immermann – Keller – Stifter – Nietzsche*. Tübingen/Basel: Francke, 2001.

15 An dieser Stelle sei eine Vorbemerkung hinsichtlich des erzählenden Ichs im Reisebericht gestattet, das analog zur Autobiographie den ‚autobiographischen Pakt‘ mit dem Leser voraussetzt.

16 Vgl. Christina Ujma, „200 Jahre Fanny Lewald – Leben, Werk und Forschung“. *Fanny Lewald (1811-1889). Studien zu einer großen europäischen Schriftstellerin und Intellektuellen*. Hg. Christina Ujma, Bielefeld: Aisthesis, 2011 (Vormärz-Studien XX). S. 7-36. Insbes. S. 18-24. Der anlässlich des 200. Geburtstags Lewalds erschienene Jubiläumsband führt die unterschiedlichen Forschungsansätze der vergangenen Jahre in einer repräsentativen Gesamtschau zusammen.

17 Fanny Lewald, *Italienisches Bilderbuch*. Berlin: Duncker, 1847.

und ihr umfangreiches Werk.¹⁸ Ihre Wiederentdeckung in den 1980er Jahren dominierte eine sozialhistorische und genderorientierte Perspektive im Zuge des Postkolonialismus: Diese sah in den Reiseschilderungen primär das Zeugnis einer prämodernen Frau, die durch den Ausbruch aus den beengenden Verhältnissen des preußischen Konservativismus im entrückten Süden ihr individuelles Erweckungserlebnis erfährt.¹⁹ Auf den progressiven Charakter des Werks verwies ebenfalls eine Richtung, die den politisch-sozialkritischen Impetus vieler Schriften vor dem Hintergrund der 1848er Revolution akzentuierte.²⁰ Seit den 1990er Jahren erschienen zunehmend

-
- 18 Stellvertretend sei auf den knappen Eintrag im *Neuen Kindler* verwiesen, in dem die Autorin lediglich mit ihrer Autobiographie *Meine Lebensgeschichte* (1861/62) Erwähnung findet. Vgl. *Kindlers neues Literatur-Lexikon*. Hg. Walter Jens. 22 Bde. Bd. 10. München: Kindler, 1988-1992. S. 359f.
- 19 Vgl. Lia Secci. „Die italienische Reise der Fanny Lewald“. *Die Liebesreise oder Der Mythos des süßen Wassers. Ausländerinnen im Italien des 19. Jahrhunderts*. Hg. Uta Treder. Bremen: Zeichen u. Spuren, 1988 (Schreiben, 33). S. 105-114; Konstanze Bäumer. „Reisen als Moment der Erinnerung: Fanny Lewalds (1811-1889) ‚Lehr- und Wanderjahre‘“. *Out of Line/Ausgefallen. The Paradox of Marginality in the Writings of 19th Century German Women*. Hg. Ruth-Ellen Boetcher Joeres/Marianne Burkhard. Amsterdam/Atlanta: Rodopi, 1989 (Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik, 28). S. 137-157; Brigitta van Rheinberg. *Fanny Lewald. Geschichte einer Emanzipation*. Frankfurt/M. u.a.: Campus, 1990; Cettina Rapisarda. „Wenn mir einer einen versöhnenden Schluss zeigen wollte...: Romberichte von Fanny Lewald“. *Geschriebenes Leben. Autobiographik von Frauen*. Hg. Michaela Holdenried. Berlin: Schmidt, 1995. S. 211-225; Christina Ujma. „Life as a Journey. Fanny Lewald's Autobiographical Travel Writing“. *Autobiography by women in Germany*. Hg. Mererid Puw Davies/Beth Linklater/Gisela Shaw. Oxford/Bern/Berlin u.a.: Peter Lang, 2000. S. 131-147; Krimhild Stöver. *Leben und Wirken der Fanny Lewald. Grenzen und Möglichkeiten einer Schriftstellerin im gesellschaftlichen Kontext des 19. Jahrhunderts*. Oldenburg: Igel, 2004 (Literatur- und Medienwissenschaft, 97); Ursula Stamm. „Fanny Lewald. Autorschaft im Zeichen der Vernunft“. *Zeitschrift für Germanistik* 22 (2012). S. 129-141.
- 20 Vgl. Hanna B. Lewis. „Fanny Lewald and the Revolution of 1848“. *Horizonte*. Festschrift für Herbert Lehnert zum 65. Geburtstag. Hg. Hannelore Mundt u.a. Tübingen: Niemeyer, 1990. S. 80-91; Margarita Pazi. „Fanny Lewald – das Echo der Revolution von 1848 in ihren Schriften“. *Juden im Vormärz und in der Revolution von 1848*. Hg. Walter Grab/Julius Schoeps. Stuttgart: Burg, 1983 (Studien zur Geistesgeschichte, 3). S. 233-271 sowie im Vergleich mit

biographische, werkgenetische sowie gattungsgeschichtliche Studien.²¹ Dass sich Lewald mit der Literarisierung der eigenen Reiseerlebnisse, neben dem *Bilderbuch* namentlich mit *Erinnerungen aus dem Jahre 1848* (1850) und *England und Schottland* (1852)²² in eine lebendige Tradition einreicht, ist inzwischen weitgehend anerkannt. Auf Lewalds Bewunderung für Heinrich Heine, ihre Begegnung im Pariser Exil sowie Analogien zu den *Reisebildern* (1826) wurde mehrfach hingewiesen²³, ebenso auf das ambivalente Verhält-

Zeitgenossinnen Lia Secci. „German Women Writers and the Revolution of 1848“. *German Women in the Nineteenth Century. A social history*. Hg. John C. Fout, New York: Holmes & Meier, 1984. S. 151-171; Gabriele Schneider. „Fanny Lewald und Heine. Sein Einfluß und seine Bedeutung im Spiegel ihrer Schriften“. *Heine Jahrbuch* 33 (1994). S. 202-216; Dies. „Die Emanzipation des Individuums. Fanny Lewald und der Junghegelianismus“. *Philosophie, Literatur und Politik vor den Revolutionen von 1848. Zur Herausbildung der demokratischen Bewegungen in Europa*. Hg. Lars Lambrecht. Frankfurt/M./Berlin/Bern u.a.: Peter Lang, 1996 (Forschungen zum Junghegelianismus, 1). S. 525-540; Margaret E. Ward. „The Personal is Political – The Political becomes Personal: Fanny Lewald’s Early Travel Literature“. *Politics in German Literature. Essays in Memory of Frank G. Ryder*. Hg. Beth Bjorklund/Mark E. Cory. Columbia: Camden House, 1998 (Studies in German Literature, Linguistics and Culture). S. 60-82; Gudrun Loster-Schneider (Hg.). *Revolution 1848-49*. St. Ingbert: Röhrig, 1999 (Mannheimer Studien zur Literatur- und Kulturwissenschaft, 21). S. 237-265; Christina Ujma. *Fanny Lewalds urbanes Arkadien. Studien zu Stadt, Kunst und Politik in ihren italienischen Reiseberichten aus Vormärz, Nachmärz und Gründerzeit*. Bielefeld: Aisthesis, 2007 (Vormärz-Studien, 20).

- 21 Vgl. u.a. Gudrun-Marci Boehncke. *Fanny Lewald. Jüdin, Preußin, Schriftstellerin. Studien zu autobiographischem Werk und Kontext*. Stuttgart: Heinz, 1998 (Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik, 337); Roswitha Hoffmann. *Das Mädchen mit dem Jungenkopf. Kindheit und Jugend der Schriftstellerin Fanny Lewald*. Sulzbach/Taunus: Helmer, 2001; Margaret E. Ward. *Fanny Lewald. Between Rebellion and Renunciation*. New York/Washington/Baltimore u.a.: Lang, 2006 (Studies on Themes and Motifs in Literature, 85).
- 22 Daneben weitere Italienreiseberichte: Bereits 1865 entstanden, aber erst 1927 posthum erschienen ist Lewalds *Römisches Tagebuch 1845/46* (wie Anm. 13); gemeinsam mit ihrem Lebensgefährten Adolf Stahr zudem *Ein Winter in Rom* (1869); ferner *Reisebriefe aus Deutschland, Italien und Frankreich (1877/78)* (1880) und *Vom Sund zum Posilip. Briefe aus den Jahren 1878 bis 1881* (1883). Vgl. zu diesen Reiseberichten die Monographie von Ujma. *Fanny Lewalds urbanes Arkadien* (wie Anm. 20).
- 23 Vgl. zuletzt Gabriele Schneider. *Fanny Lewald und Heine* (wie Anm. 20).

nis zu Johann Wolfgang von Goethe, eine zwischen verehrender Distanz und konstruktiver Aneignung changierende Haltung.²⁴ Die formalästhetische Würdigung hat vor allem die jüngere Forschung, namentlich Gabriele Schneider (1996) und Christina Ujma (2007), unternommen, wenngleich systematische Analysen aus intertextueller oder erzähltheoretischer Perspektive bislang noch ausstehen.²⁵ Um die umfassende Korrespondenz Fanny Lewalds hat sich Jana Kittelmann verdient gemacht.²⁶

I.

Bereits im Eingangskapitel des *Italienischen Bilderbuchs*, das die Fahrt der Protagonistin nach Italien schildert, exponiert die Erzählerin ihr literarisches Epigontentum. Zugleich zeugt der Erzählanfang des *Bilderbuchs* aber auch von einer Verdichtung metaphorischen Erzählens, bei dem die Erzählerin

-
- 24 Vgl. neben verstreuten Einzelhinweisen insbes. Margaret E. Ward. „Ehe und Entsagung. Fanny Lewald's Early Novels and Goethe's Literary Paternity“. *Women in German Yearbook. Feminist Studies and German Culture* 2 (1986). S. 57-77 sowie Christina Ujma. „Auf Goethes und den eignen Spuren. Fanny Lewalds *Italienisches Bilderbuch*“. *Women writers of the age of Goethe*. Hg. Margaret Ives. Lancaster: Lancaster University, 1996 (Occasional Papers in German Studies, 8). S. 57-95.
- 25 Den Arbeiten von Gabriele Schneider. *Vom Zeitroman zum „stylisierten“ Roman: Die Erzählerin Fanny Lewald*. Frankfurt/M./Berlin/Bern u.a.: Peter Lang, 1993 (Europäische Hochschulschriften, Reihe 1, Deutsche Sprache und Literatur, 1372). Insbes. S. 212-227, Dies. Fanny Lewald und Heine (wie Anm. 20) sowie Ujma. Auf Goethes und den eignen Spuren (wie Anm. 24), *Life as a Journey* (wie Anm. 19) und Fanny Lewalds urbanes Arkadien (wie Anm. 20) verdankt die vorliegende Untersuchung wertvolle Anregungen. Die dort angedeuteten ästhetischen Innovationen Lewalds sollen hier an paradigmatischen Einzelstellen aufgezeigt werden.
- 26 Vgl. Jana Kittelmann. *Von der Reisetiz zum Buch. Zur Literarisierung und Publikation privater Reisebriefe Hermann von Pückler-Muskau und Fanny Lewalds*. Mit unveröffentlichten Nachlassdokumenten. Dresden: Thelem, 2010. Dies. „Der Briefwechsel zwischen Berthold Auerbach und Fanny Lewald“. *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* 55 (2011). S. 49-77. Über das Editionsprojekt des Briefwechsels Fanny Lewalds mit dem Kulturhistoriker und Italienkenner Victor Hehn informiert die Homepage der Autorin: <http://www.janakittelmann.de> [30.9.2013].

auf den Stoff- und Bildbereich des Märchens zurückgreift und mithilfe intertextueller Rekurse den Topos der Italiensehnsucht²⁷ aktualisiert. Im Zentrum des Erzähleingangs steht die Tradierung dieser topischen Sehnsucht, die durch Märchenmetaphorik und den Verweis auf kanonisierte fiktionale Texte neu kontextualisiert wird.

Wenn die goldenen Tore der Märchenwelt sich vor der wunderdürstenden Phantasie des Kindes schließen, wenn die Feenkönigin mit ihrem Zauberstabe sich für immer in das Reich der Träume zurückzieht und der Glaube an ihre Macht verschwindet, so tritt die Wirklichkeit urplötzlich in ihre Rechte ein, und die Jugend sehnt sich nach der Schönheit der Welt, die sie noch nicht kennt, wie das Kind sich geseht hat nach den Wundern der Märchenwelt, von denen man ihm erzählte.

Alles nimmt nun eine festere Gestalt an, die Nebelbilder konzentrieren sich, man möchte das geträumte Eldorado auf einen bestimmten Punkt der Erde versetzen, und für all die farbigen Blüten, für die goldenen Früchte jenes Fabellandes bietet der kalte, farblose Norden keinen Raum. (IB, 5)

Die Italienreise dient als Surrogat für den Verlust einer kindlichen Phantasiewelt; die Märchenrequisiten („goldenen Tore“ sowie „Feenkönigin mit ihrem Zauberstabe“) werden durch neue Imaginationen ersetzt. Das imaginäre Land der Sehnsucht stellt sich der Erzählerin vor dem Zeitpunkt der Reise noch als ein Traumprodukt dar, das geographisch nicht fixiert ist und dadurch unbestimmt bleibt. Die einzige Gewissheit – so suggeriert es die Erzählung – ist, dass sich „jenes Fabelland[...]“ nicht in der nördlichen Heimat befindet.

Initiation für den Reisewunsch in den Süden ist nicht mehr das nur unkonkrete Orte aufrufende Kindheitsmärchen, sondern ein kanonisiertes literarisches Zeugnis, das auf ein ganz bestimmtes Land verweist: Italien. Die wörtlich zitierten Verse Mignons aus Goethes Bildungsroman *Wilhelm Meisters Lehrjahre* (1795/96) verraten, woher sich Lewalds Reisesehnsucht speist. Mignons Lied *Kennst du das Land* gilt als „Leitmotiv der Italienreisenden“²⁸

27 Vgl. Grimm. Bäume, Himmel, Wasser (wie Anm. 3) sowie aus kunsthistorischer Perspektive Werner Busch. „Zur Topik der Italienerverehrung“. *Italiensehnsucht. Kunsthistorische Aspekte eines Topos*. Hg. Hildegard Wiegel. München/Berlin: Deutscher Kunstverlag, 2004 (Münchener Universitätschriften des Instituts für Kunstgeschichte, 3). S. 203-210.

28 Barbara Wolbring. „„Auch ich in Arkadien!“ Die bürgerliche Kunst- und Bildungsreise im 19. Jahrhundert“. *Bürgerkultur im 19. Jahrhundert. Bildung,*

und transportiert die auf Italien gerichteten Sehnsuchtsphantasien Lewalds. Im Eingangskapitel des *Italienischen Bilderbuchs* verweist Lewald qua intertextueller Markierung auf das Gedicht als Chiffre ihrer eigenen Italienimaginationen: „Da wendet das Auge sich sehnsuchtsvoll nach Süden! Nach dem Süden, wo im dunkeln Laub die Goldorange glüht, wo ein lauer Wind vom blauen Himmel weht, die Myrte schlank und hoch der Lorbeer steht!“ (IB, 5).²⁹ Die Anschaulichkeit der Passage verdankt sich der Akzentuierung des Blicks („Da wendet das Auge sich“) ebenso wie dem aus *Wilhelm Meister* übernommenen extensiven Gebrauch der Farbmotivik („Gold[...]“ und „blau“) und wird durch die vorangegangene Desavouierung Deutschlands als „kalte[r], farblose[r] Norden“ (IB, 5) intensiviert. Die Blässe des Nordens kontrastiert mit der farblichen Intensität der Italieneindrücke, die dem Mignon-Lied entnommen und auf die italienischen Eindrücke projiziert sind. Die literarisch vorgeprägten „farbigen Blüten“ und „goldenen Früchte jenes Fabellandes“ (IB, 5) werden im Reisebericht adaptiert und aktualisiert. Der Rekurs auf Mignon, deren kindliche Sehnsucht nach der Heimat im Lied zum Ausdruck gebracht wird, steht in Analogie zur Märchenmetaphorik des Kapitels: Mignons Wunsch, nach Italien zurückzukehren, bleibt unerfüllt; sie stirbt, ohne je wieder Italien gesehen zu haben.³⁰ Ihr Lied bleibt reine Wunschprojektion. Im Wissen um den tragischen Ausgang dieser Sehnsucht formuliert die Erzählerin des *Bilderbuchs* einen Wunsch, der in Erfüllung geht: Für das reisende und erzählende ‚Ich‘ wird das „Fabelland“ Italien Wirklichkeit und die eingangs beschworenen Traum- und Phantasiebilder vitalisieren sich vor den Augen der Erzählerin zu sinnlich erlebbaren Eindrücken: „Laubengänge von Orangen- und Zitronenbäumen, deren Früchte in reicher Fülle herabhing, ließen uns fühlen, daß wir in Italien waren.“ (IB, 11)

Kunst und Lebenswelt. Festschrift für Lothar Gall. Hg. Dieter Hein/Andreas Schulz, München: Beck, 1996. S. 82-101. Hier S. 96.

- 29 Auf die Zitations-Markierung des Mignon-Verses sowie Lewalds Schreiben im Nachruhm Goethes wurde verschiedentlich hingewiesen. Vgl. dazu Schneider. Die Erzählerin Fanny Lewald (wie Anm. 25). S. 215; Bäumer: Reisen als Moment der Erinnerung (wie Anm. 19). S. 143.
- 30 Das Mädchen Mignon stirbt im Beisein von Wilhelm, Nathalie und Therese, als sie von Wilhelms Verlobung mit Therese erfährt. Vgl. Johann Wolfgang Goethe. *Wilhelm Meisters Lehrjahre. Ein Roman*. Hg. Hans-Jürgen Schings. München/Wien: Hanser, 1988 (Münchner Ausgabe, 5). S. 545.

Die plakative Positionierung gleich zu Beginn des Berichts und der Verzicht auf verschleiende Verfahren machen das Goethe-Zitat als einen der prominentesten Italiertexte überhaupt damals wie heute leicht lesbar. Dabei exponiert die offene Darbietung der Textzeugenschaft nicht nur die Verbundenheit mit der Tradition, sondern auch den eigenen Status literarischer Abhängigkeit. Allerdings kommt dem epigonalen Erzählen an dieser Stelle mehr als eine rein affirmative bzw. authentisierende Funktion zu. Eine entscheidende inhaltliche Divergenz gegenüber dem Intertext lässt vielmehr den Versuch einer diskreten Distanznahme erkennen: Während die Italiensehnsucht Mignons unerfüllt bleibt, realisiert sich die Reise für das erzählende Ich des *Bilderbuchs*. Der Prätext bzw. das jugendliche Lektüreerlebnis motiviert zwar damit den Aufbruch, verstellt jedoch nicht den Blick der Reisenden: Trotz *Klassiker-Invocatio* bleibt der Anspruch auf unverstellte subjektive Wahrnehmung gewahrt.

II.

Während das präfigurierte Italienbild in der Exordialtopik des Erzähleingangs bestätigt wird, lässt das Schlusskapitel *Venedig* (IB, 319-334) deutliche Tendenzen der Rücknahme erkennen. So konterkariert in der finalen Episode ein erneuter intertextueller Verweis auf den Mignon-Vers („Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach“)³¹ das eingangs proklamierte Begehren. Auf der Fahrt durch die nächtliche Lagunenstadt, seit jeher Symbol der Schönheit wie der Todessehnsucht, stellt die Erzählerin ernüchtert fest: „Nur hie und da erglänzt aus hohem Gemach der Schimmer von Lichten“ (IB, 320). Das elegisch-schwärmerische Italienbild Mignons hält der Konfrontation mit der prosaischen Erscheinung der Stadt bei Tageslicht nicht stand. An seine Stelle tritt, vermittelt über August von Platens *Venezianische Sonette*, ein Bild, das die morbide melancholische Atmosphäre der untergehenden Stadt beschwört und dem düsteren Venedig-Bild nachklassischer Autoren (v.a. Byrons *Childe Harold's Pilgrimage*) verpflichtet ist. Das auf das Oktett verkürzte Sonett Platens ist dem Kapitel als Motto vorangestellt und antizipiert dessen Erzählinhalt:

31 Ebd. S. 142.

Es scheint ein langes, ew'ges Ach zu wohnen
 In diesen Lüften, die sich leise regen,
 Aus jenen Hallen weht es mir entgegen,
 Wo Scherz und Jubel sonst gepflegt zu thronen.

Venedig fiel, wiewohl's getrotzt Äonen,
 Das Rad des Glücks kann nichts zurückbewegen:
 Öd' ist der Hafen, wen'ge Schiffe legen
 Sich an die schöne Riva der Sklavonen.

Platen (IB, 319)³²

Hinter der intertextuellen Referenz auf den desillusionierten Heine-Antipoden und Byron-Jünger Platen verbirgt sich ein anderer Anspruch als im Falle des Mignon-Zitats. Während im Eröffnungskapitel die Traumbilder des Mädchens als kontrastive Projektionsfläche des erzählenden Ichs fungierten, um einen alternativen Lebensentwurf zu konstruieren, so erfährt die Lyrik Platens am Erzählausgang inhaltliche Bestätigung: Das risorgimentale Venedig wird nach der napoleonischen Besetzung und der Annexion durch Österreich von der Erzählerin als insuffizient wahrgenommen – eine Deutung, die Platens Sonett affirmativ bestärkt: „Die alten Institutionen, die alten Geschlechter sind untergegangen, die Mehrzahl der Paläste steht da in traurigem Verfall, unbewohnt, verödet“ (IB, 324). Der Niedergang der einst prosperierenden Serenissima bestimmt als dominierendes Interpretament die gesamte Sequenz und stellt der banalen Geschäftigkeit der Stadt bei Tag ein Korrektiv gegenüber: „Venedig liegt nur noch im Land der Träume“ (IB, 320). Wiederum verbürgt ein wörtliches Zitat aus den *Venezianischen Sonetten* von Platen³³ die Erfahrungen der Erzählerin in Venedig. Der Anblick der dekadenten Stadt muss zwangsläufig enttäuschen, denn sie erscheint in ihrer lähmenden Artifizialität nur mehr als „Produkt der Kunst“ (IB, 325) und des Traumes. Märchenhafte Phantasiebilder müssen als Ersatz für die Schilderung dieser Morbidität herhalten. Dabei ist die Zweiteilung des Kapitels zu beachten: Während sich hinter dem Titel *Der Markusplatz* die Beschreibung einer „poetische[n] Zauberwelt“ (IB, 324), Venedigs bei Nacht, verbirgt, zeugt das Kapitel *Tageslicht* vom ambivalenten Charakter

32 August Graf von Platen. *Sämtliche Werke in zwölf Bänden, Zweiter Band: Gedichte, Zweiter Teil: Ghaselen, Sonette*. Hg. Max Koch. Leipzig: Max Hesse, 1909. S. 181f.

33 Ebd. S. 179.

der Stadt, der bei Tage die „schmerzliche[n] Bilder des Verfalles in rauher Wirklichkeit“ (IB, 324) hervortreten lässt. Tagsüber bieten die städtischen Kunstschatze Zuflucht vor der ernüchternden Realität, nachts wird die Phantasie des Besuchers zu Träumen angeregt:

Zu der großen Kunst, zu der großen Vergangenheit Venedigs flüchtet man sich; in ihr lebt der Fremde den Tag hindurch, bis abends sich die Gasflammen auf dem Markusplatze und der Piazzetta entzünden und die süßen gaukelnden Märchen uns wieder einspinnen in bunte, phantastische Bilder. (IB, 326)

Die „süßen, gaukelnden Märchen“ und „bunte[n], phantastische[n] Bilder“ verdichten sich in der Schilderung der nächtlichen Lagunenstadt. Bei einer Gondelfahrt durch die Kanäle und einem Spaziergang über den Markusplatz evoziert die Erzählerin „poetische[...] Bilder einer fernen Zeit“ (IB, 319), die dem Bildbereich des Märchens entnommen sind und den „Zauber des Orientes“ (IB, 321) beschwören. Die Gondelfahrt wird zu einer fiktiven Liebeszene ausgestaltet, bei der ein „verschwiegene[r] Gondoliere“ (IB, 320) die Liebenden zueinander bringt:

Stolze Ritter haben das Schwert von ihren Hüften gegürtet, das Haupt von der eisernen Wucht des Helmes befreit. Unter dem Federbarett erglänzen dunkle Locken, ein schwarzer Domino umhüllt die männliche Gestalt, welche die Prachttreppen hernieder zur Gondel schreitet. [...] Rasch fliegt das Fahrzeug die Kanäle entlang, fort unter den dunkeln Schauern der Seufzerbrücke, vorüber an dem Lichtflimmer der Piazzetta; weiter, immer weiter vorwärts! [...] leise und schnell an der Prachttreppe vorüber huscht die Gondel im Schatten der Pilaster zur kleinen Hinterpforte des Palastes am Traghetto (Landeplatz). Die Gitarre erklingt, ein Fenster wird behutsam geöffnet; die Gitarre verstummt. Unhörbar schlüpft ein zarter Frauenfuß über die Quadern, noch ein Moment – und die Liebenden sind vereint, vereint unter der treuen Obhut des schweigenden Gondoliers. (IB, 319f.)

Das an die *Commedia dell'Arte* gemahnende konventionelle Muster der Liebesgeschichte, das die Liebenden nur heimlich durch die Hilfe eines Dritten zueinander kommen lässt, wird durch die geschlechtsspezifischen Rollenzuschreibungen verstärkt. Der „männliche[n] Gestalt“ mit „dunkle[n] Locken“, eingehüllt in den „schwarze[n] Domino“, steht der „zarte[...] Frauenfuß“ gegenüber, der metonymisch für die Geliebte steht. Die Ungeduld der Liebenden kommt in der „rasch“ und „schnell“ eilenden Gondelfahrt

zum Ausdruck. Unmittelbar danach wird die imaginierte Passage mit der realen Gegenwart Venedigs konfrontiert: „Keine Siegesfanfaren erklingen jetzt in den Hallen der alten Dogengeschlechter, kaum ein Zitherklang unter den Fenstern schöner Frauen“ (IB, 320). Platens Stimmungsbild der Stadt wird hier erneut bestätigt. Dennoch verleitet gerade die Stille die Erzählerin sogleich zu neuen Traumbildern:

Wenn uns nun hier mitten in einer großen Stadt, mitten auf den Kanälen Venedigs vollkommene Stille umgibt, so glauben wir zu träumen, und alte Märchen von der schweigenden Königsburg, von dem schönen, im Meere versunkenen Vineta tauchen vor unserm Geiste auf, bis die Gondel uns an die Stufen der Piazzetta führt und neue Zauberbilder uns zu umgaukeln scheinen. (IB, 321)

Deutlicher noch als im Erzähleingang markiert der zitative Aufruf literarischer Vorgänger in der Schlussepisode die Absage an eine kompilatorisch-affirmative Intertextualität. An die Stelle der vorromantischen *laus urbis* Venedigs als autonome weltoffene Handelsstadt tritt der melancholische Abgesang auf die einstige Größe der Serenissima. Obschon sich Lewalds Blick auch an dieser Stelle als in hohem Grad vermittelt offenbart und den nachromantischen Venedig-Mythos fortschreibt, erlaubt die onomastisch markierte Referenz nicht zuletzt auch Auskunft über die literarische Selbstverortung der Autorin. Der explizite Verweis auf den unglücklichen Exildichter Platen ließe sich so in identifikatorischer Weise ebenso als gewollte Stilisierung eines geteilten poetischen Außenseitertums wie als Apologie seiner von der zeitgenössischen Kritik wenig geschätzten sprachartistischen Wortkunst lesen. Darüber hinaus besitzt die Markierung vor allem aber auch eine narrative Initialfunktion. Über die bloße Rezeptionsanweisung hinaus, die den Leser auf das nun Folgende affektiv einstimmt, gerät das Motto selbst zum Erzählanlass und motiviert eine assoziationsreiche Phantasmagorie über den *Markusplatz*, die die außertextuelle Wirklichkeit weit hinter sich lässt.

III.

Der Verzicht der Erzählerin, die jeweiligen bildungstouristischen Sehenswürdigkeiten einer Stadt im Einzelnen mit deskriptiver Akribie darzustellen, stellt eine Strategie dar, die den gesamten Reisebericht durchzieht. So bleibt auch die Schilderung Venedigs augenscheinlich abstrakt und schemenhaft.

Gesteigert wird dieses Verfahren des camouflierenden Nicht-Erzählens anlässlich der Beschreibung des Dogenpalastes, Regierungssitz und weltliches Symbol der Republik. Auf der Piazzetta angelangt, fällt der Blick der Erzählerin auf „ein orientalisches Gebäude“ (IB, 321), das sie in vertikaler Blickachse vom Fundament an aufwärts kunsthistorisch konzis beschreibt. Den Charakter des Fremden evozieren die „byzantinisch gezierten, niedrigen Säulen“, die das obere Stockwerk „in ganz befremdlicher Form“ tragen ebenso wie die rötlich gebrannten Ziegeln, die sich „zu geheimnisvollen Arabesken, wunderbare[n] Gebilde[n]“ (ebd.) verjüngen.

Mag der gebildete Leser in der Schilderung der Fassade auch den Palazzo Ducale erkennen, bleiben weitere Konkretisationen doch aus. Weder der repräsentativ gehaltene Innenhof, der Blick auf die Privaträume des Dogen gewährt, noch die *Sala del Collegio*, dem Sitzungs- und Empfangsraum des Staatsrats mit Tintoretts Kolossalfresco *Il paradiso*, finden Erwähnung. Hingegen begegnet die Erzählerin im Anblick der hohen Fenster den Leserwartungen mit exotisch-phantastischen Allegorien, die vernehmlich die Erzähltradition des Orients evozieren:

Schlummert darin die arabische Fürstin, die Abencerragen-Geliebte, welche ein neidischer Zauberer entführte? Wachen Genien darin und flüstern ihr süße Träume ins Ohr vom fernen Geliebten, der sie ersehnt in den Fontänen-säulen der Alhambra? – Oder ist es ein Tempel geheimnisvoller Brüderschaft, welche dem strebsamen Neophyten die Offenbarung eines unsichtbaren Gottes in mystischen Zeichen enthüllt? (IB, 321)

Dass die Sequenz auf den Untergang der Abencerragen, eines maurischen Adelsgeschlechts im spätmittelalterlichen Granada, verweist, haben bereits frühere Editoren erkannt.³⁴ Der Legende nach trug die verbotene, da nicht standesgemäße Liebe zwischen einem Angehörigen der Abencerragen und der Schwester des Königs Abul Schuld an dem Niedergang des Geschlechts. 1485 ließ man die Familie in die Alhambra rufen und kaltblütig ermorden. Bedeutsamer für die Anspielung im *Bilderbuch* ist jedoch die Rezeption des historischen Sujets. Dieses wurde neben einer Adaption in Novellenform durch François-René Chateaubriand (*Les aventures du dernier Abencérage*,

34 Vgl. die Anmerkung der Herausgeberin einer früheren Ausgabe des *Italienischen Bilderbuchs*: Fanny Lewald. *Italienisches Bilderbuch*. Hg. Therese Erler. Berlin: Rütten & Loening, ²1983. S. 481. Anm. 433.

1826)³⁵ vor allem durch musikalische Bearbeitungen popularisiert. Sowohl Luigi Cherubini als auch Gaetano Donizetti greifen auf den Stoff zurück, ohne ihn allerdings mit dem Gewicht der historischen Tragik zu belasten. Cherubinis *Les Abencérages ou L'étendard de Grenade* (dt. *Die Abencerragen oder Die Standarte von Granada*, 1813) endet ebenso wie Donizettis *Zoraida di Granata* (dt. *Soraya von Granada*, 1822) versöhnlich, ja sie inszenieren das amouröse Verwirrspiel mit einer gewissen Leichtigkeit in der Tradition der *opera buffa*. In dieser Genreform wirkt der Stoff weiter bis in die Wiener Klassik. Das Moment der Entführung lässt Reminiszenzen an Mozarts *Serail-Oper* anklingen, die nächtlichen Genien, die der Einsamen „süße Träume [...] vom fernen Geliebten“ zuflüstern, finden sich in der *Zauberflöte* wieder, wenn die drei Grazien Tamino und Pamina hilfreich zur Seite stehen. Am Letzte lässt auch die zweite Assoziation denken, die die Erzählerin in Frageform aufwirft. Der ominöse kultische Bereich, in den der „Neophyt“ zu dringen begehrt, legt die Anspielung auf das Freimaurertum nahe, das sich gedanklich in der *Zauberflöte* widerspiegelt.³⁶ Obschon die eröffneten Referenzen vielschichtig und mitunter ambivalent anmuten, sind sie hinsichtlich ihrer Funktion für die Szene vergleichbar. So indiziert der „Tempel geheimnisvoller Bruderschaft“ nicht allein den Bund der Illuminaten, sondern besitzt lokaldeiktische Relevanz. Die spirituelle Verehrung des biblischen Tempel Salomons auf dem Zion, der die Bundeslade barg, berührt den Bereich der großen christlichen Mythen, der sich motivisch auch in der Architektur des Palazzo wiederfindet.³⁷

35 Die Novelle entstand auf der letzten Etappe der Reise von Paris nach Jerusalem, die Chateaubriand in den Jahren 1806/7 unternahm, konnte jedoch mit Rücksichtnahme auf die politische Situation erst 1826 publiziert werden: François-René de Chateaubriand. „Les aventures du dernier Abencérage“. Œuvres complètes, Bd. 14: Atala, René et Les Abencérages. Paris: o.A., 1826. Die erste deutsche Übersetzung besorgte H. Elsner: François-René de Chateaubriand. *Die Abenteurer des letzten Abencerragen. Atala*. Übers. von H. Elsner. St. Gallen: o.A., 1843.

36 Die Einflüsse des Freimaurertums im musikalischen Schaffen Mozarts, der selbst dem Wiener Illuminatenorden um Ignaz von Borne nahestand, sind hinlänglich bekannt und auch am Beispiel der *Zauberflöte* untersucht. Vgl. aus historischer Perspektive den Beitrag von Gunilla Friederike Budde: „denn unsere bruderliebe soll ihn leiten: Zum Zusammenhang von Künstlerexistenz und Freimaurertum bei Wolfgang Amadeus Mozart“. *HZ* 275 (2002). S. 625-650.

37 So ist die *Porta della Carta*, die den Durchgang zum *cortile*, dem Innenhof, rahmt, im Tympanon mit einem Verweis auf den biblischen König versehen.

Poetologisch wie formal umgeht die Verfasserin damit eine herkömmliche Wiedergabe des architektonisch imposanten Dogenpalastes, wie er in historiographischen und literarischen Zeugnissen der Zeit vorliegt. Mit der spanischen Alhambra und dem Tempel Jerusalems stellt sie diesem, mittels expliziter Benennung und impliziter Anspielung, vielmehr zwei Machtsymbole entgegen, die im abendländischen Gedächtnis fest verankert sind. Die orientalisierende Semantisierung des Palastes erfährt jedoch eine jähe Zäsur. Die evozierten Bilder halten dem Vergleich mit Venedig nicht stand und der Palazzo triumphiert in seiner topischen Exklusivität: „Wir stehen davor in staunender Betrachtung, denn – Venedigs Dogenpalast hat nicht seinesgleichen im ganzen Abendlande.“ (IB, 321). Die onomastische Enthüllung verselbstständigt sich zu einer atmosphärisch verdichteten und intimen Szene aus dem Palastinnern. Die auf Polstern gebettete Sultanin, deren „schwarzes, flutendes Haar [...] herniedersinkt über die juwelengeschmückte Brust, über die feine Hand bis hinab zu den nackten, spangenumgebenen Füßen“ (IB, 321f.), entspricht dem Ideal einer morgenländischen *femme fatale*.³⁸ Indem die Erzählerin die drei Anspielungen jeweils bei kurzen assoziativen Momenten belässt und vorschnell abbricht, indiziert sie die Brüchigkeit Venedigs und verwahrt sich einer ungebrochenen Mythisierung im Sinne der Glorifizierung. Der aufgerufene Bereich der (komischen) Oper („die lachenden Bilder des Orients“, IB, 322) wird durch die historische Wirklichkeit, die freilich selbst zum Mythos geworden ist, eingeholt. Ein letzter Blick der Erzählerin fällt auf die „prachtvolle Treppe“, die „Riesentreppe des Dogenpalastes“ (ebd.): Auf der *Scala dei Giganti* wurde rituell die Inthronisierung des neu gewählten Dogen vorgenommen. Hier jedoch werden Erinnerungen an die Schattenseiten der Republik wachgerufen und an jenen historischen Tag im Jahre 1355 gemahnt, an dem Marino Faliero gegen die Nobili operierte und als Verräter den Tod fand. Auch diese Figur ist freilich längst zum Mythos und zum Gegenstand der Künste geworden, in einem Drama des von Lewald hochverehrten Byron, das Donizetti später als Oper adaptierte.³⁹

Eine Darstellung des Urteils des Salomon flankiert außerdem das Kapitell einer nahegelegenen Säule.

- 38 Die Figur weckt in ihrer Typisierung sowohl Assoziationen an Scheherazade als auch an Mozarts Königin der Nacht. Die symbolische Funktion, die der Nacht in den *Geschichten von Tausendundeiner Nacht* sowie in der *Zauberflöte* zukommt, klingt auch in der nächtlichen Kulisse Venedigs im *Bilderbuch* an.
- 39 Auf Lewalds Bewunderung für den englischen Dichter wurde verschiedentlich hingewiesen. Bereits als Jugendliche übersetzte sie Teile seines lyrischen Werks.

Die Künstlichkeit Venedigs ist allen Ebenen eingeschrieben und bestimmt noch das Bild bei der Rückkehr in die Erzählwirklichkeit:

Der Markusplatz gleicht einem riesigen Opersaale, und auch das Geräusch der wogenden Menge, von keinem Wagengerassel, von keinem Pferdetritt untermischt, bringt den Laut hervor, der bei einem großen, fröhlichen Feste uns aus den Sälen entgegönt. (IB, 322)

IV.

Eine weitere Abkehr vom sachlich berichtenden Erzählen, das die Erfahrungen der Reise memoriert, stellt die knappe Episode über Capri dar, die den Auftakt des Kapitels über die süditalienischen Inseln im Golf von Neapel sowie Sizilien bildet. Obschon von Goethe gemieden, zählte die Caprioteninsel mit ihren Sehenswürdigkeiten wie den Ruinen der Tiberiusvilla, den skurrillen Felsformationen der *faraglioni*, und, allen voran, der Blauen Grotte, zu den meistbesuchten Stationen Italienreisender im 19. Jahrhundert. Auslöser dieser enormen Popularität war die Wiederentdeckung der *grotta azzura* durch den deutschen Maler August Kopisch (1799-1853), der die Insel gemeinsam mit seinem Freund Ernst Fries 1826 besuchte und die Eindrücke in einem viel beachteten Bericht festgehalten hatte.⁴⁰ Bis zur Jahrhundertmitte wurde die Insel häufig besucht und hatte ihre damit einhergehende Literarisierung erfahren. Auf Kopisch folgten andere Reisende wie Franz von Gaudy (1800-1840), die die topographische Beschaffenheit ebenso penibel dokumentierten wie das alltägliche Leben in den Fischerdörfern.⁴¹

Angesichts der bestehenden Schilderungen über die Insel, verzichtet Lewald auf eine primär deskriptive Wiedergabe des Vorhandenen und tritt dadurch in eine dialogische Auseinandersetzung mit den Vorgängertexten.

Darüber hinaus finden sich Byron-Referenzen in fast allen ihren Prosawerken. Vgl. dazu auch Ujma. Fanny Lewalds urbanes Arkadien (wie Anm. 20). S. 28.

40 August Kopisch. „Entdeckung der Blauen Grotte auf der Insel Capri“. *Italia*. Hg. Alfred von Reumont, Berlin: Duncker, 1838 [ED]. S. 155-201. Neu hg. von Dieter Richter. Berlin: Wagenbach, 2009.

41 Franz von Gaudy besuchte Capri im Jahr 1839. Seinen Bericht über die Insel veröffentlichte er in der Sammlung „Portogalli. Reise- und Lebensbilder aus Italien“. *Franz Freiherrn Gaudy's poetische und prosaische Werke*. Neue Ausgabe, Siebenter Band. Hg. Arthur Mueller. Berlin: Hofmann, 1854. S. 62-70.

Das Kapitel startet mit einer ätiologischen Legende, die das Naturphänomen der Blauen Grotte mythisch legitimiert.⁴² Statt einen sachlichen Bericht über die Naturschönheiten der Insel zu liefern, präsentiert sich Lewald als emphatische Legenden-Erzählerin. Ihre fälschliche Annahme, die Insel wäre vulkanischen Ursprungs, mag die Stilisierung zusätzlich motiviert haben⁴³: Die personifizierten sieben Farben, Kinder des Regenbogenkönigs und seiner Gattin, des Lichts, können an den Himmel gefesselt ihre Sehnsucht nach einem Dasein auf der Erde nicht befriedigen. Nach inständigem Bitten erhalten sie vom Vater die Erlaubnis, alle sieben Jahre zur Erde hinabzusteigen. Nachdem der erste Sohn, das „brennende, heftige Orangegeßb“ (IB, 273) dort jedoch nur Krieg und Unheil angerichtet hat, bleibt ihnen der Zugang zur Erde auf immer verwehrt. Der Götterjüngling der Farbe Blau, der sich aus Liebe zu einer capresischen Jungfrau über das Verbot hinwegsetzt und das Mädchen durch seinen unerlaubten Besuch tötet, hinterläßt sein blaues Licht in der Grotte:

Seit jener Todesbrautnacht des Götterjünglings und der Erdenjungfrau blieb aber der blaue Strahlenschimmer des Gottes ausgegossen über die Höhle; Fels und Meer erglänzen davon, ein unirdisches, hellblaues Licht durchbebt sie, jede andre Farbe durchdringend und vernichtend. (IB, 275)

Wenngleich sich die Provenienz der Legende nicht mit Sicherheit bestimmen lässt⁴⁴, weist sie doch intertextuelle Bezugnahmen zu Sagen aus der

42 Auf den Fiktionscharakter der Episode hat bereits Gabriele Schneider. Die Erzählerin Fanny Lewald (wie Anm. 25). S. 218 verwiesen, die jedoch der formalen Gestaltung der Einlage mit der Bezeichnung als „phantastische[s] Märchen“ nicht gerecht wird.

43 Im Folgekapitel *Ischia* (IB, 373-384) nimmt die Erzählerin auf die vermeintliche gemeinsame Entstehung der Inseln im Golf von Neapel Bezug, die sie in ähnlicher Manier mythologisch auflädt: „Nisida, das Kap Miseno, Procida, die blaue Capri und das schöne Ischia, Kinder jenes Moments, in dem Erde und Meer sich im glühenden Feuer der Jugend begegneten und die Erde die Flammenströme ihres innersten Lebens in die bewegten Wellen des Meeres ergoß, das sie festhielt und erkalten machte. Und dies Feuerleben ist noch in den Inseln wirksam, es glüht noch in den heißen Quellen, es taucht noch auf in dem rauchenden Erdreich; es reißt die feurige Traube, es funkelt in den Augen des eingebornen Volkes und brennt in der Flammenblüte des Kaktus und des Granatbaumes.“ (IB, 374).

44 Dass die Grotte unter den Reisenden verschiedentlich Anregung zur Legenden- und Fabelbildung gegeben hat, legt ein Kommentar August Kopischs nahe, der ihr attestiert, dass sie „manchem erzählenden Dichter [...] die Szenerie zu

antiken Mythologie auf. So ist die topische Liebe eines Gottes zu einer Sterblichen mehrfach vorgebildet.⁴⁵ Analoges gilt für das Unheil als Folge der Überschreitung eines ausgesprochenen Verbots: Der Götterjüngling wagt wie Orpheus den Abstieg in die andere Welt, um die Geliebte wiederzusehen. Die Übertretung führt in beiden Fällen, bei Ovid durch Orpheus' Blick auf Eurydike, bei Lewald durch den Liebeskuss zum Tod der Gefährtin (*mors osculi*). An die *Metamorphosen* erinnert ferner, dass die Zusammenkunft nicht ohne Folgen ist; d.h. aus der Vereinigung der göttlichen und menschlichen Sphäre im Todeskuss geht die *grotta azzura* als Mysterium der Insel schöpferisch hervor. Der Übergang von der Herkunftslegende in den Erzählerbericht des *Bilderbuchs* erfolgt unvermittelt und ist lediglich durch den Tempuswechsel ins Präsens markiert:

Riesige Felsen verbergen das liebliche Heiligtum, scharfe Riffe, an denen rotes Korallengras emporwuchert aus der Meerestiefe, umgeben den Eingang. Das Meer hält liebende Wacht, wie in jenen Stunden tötenden Glückes, und nur in einzelnen Momenten verläßt es die kleine Pforte des Eingangs.

Dann eilen von Nord und Süd, von Ost und West die Menschen herbei. Auf leichtem Nachen durchschiffen sie die salzige Flut, den unbewachten Augenblick erspähend, einzudringen in die Mysterien jenes wunderbaren Heiligtumes. (IB, 275)

Mittels Verwendung emphatischer Adjektive, der personifizierenden Schilderung des Meeres als Wächtergestalt und der Sakralisierung der Grotte zum „lieblichen Heiligtum“ wird der Gattungswechsel geschickt überspielt, sodass Sprachbilder und Stillage über die Legende hinaus beibehalten werden. Die unterdessen zur touristischen Attraktion gewordene Grotte, die in der Gegenwart jegliche Romantik eingebüßt hat, wird auf diese Weise dennoch zum exklusiven Naturwunder stilisiert. Durch göttliches Pneuma beseelt, wandelt sich der Ort zur Idylle, zum paradiesischen Elysium, das sich mit seinen Implikationen der Naturverbundenheit, Weltferne und Einsamkeit in die Tradition des Pantheismus stellt.

Episoden und Märchen geliehen“ habe. Zit. n. Die Entdeckung der Blauen Grotte. Hg. Richter (wie Anm. 40). S. 59. Schon Wilhelm Waiblinger inspirierte die Grotte 1828 zu seinem *Märchen von der blauen Grotte* (1830), erschienen in: *Werke und Briefe*. Bd. II: *Erzählende Prosa*. Stuttgart: Cotta, 1981 (Veröffentlichungen der Deutschen Schillergesellschaft, 35). S. 673-728.

45 Sei es beispielsweise im Fall von Zeus und Semele, Dionysos und Ariadne, Amor und Psyche oder Artemis und Endymion.

In Analogie zum Erzähleingang bis hin zu sprachlichen Konkordanz⁴⁶ bietet die Pforte als Eintrittstor motivisch Anlass, die Welt in zwei Sphären zerfallen zu lassen. Die Dichotomie der Wirklichkeit spiegelt sich im Bild der Grotte wieder. „Die Erdenwelt versinkt mit ihren Farben und Tönen“, berichtet Lewald über die Einfahrt in die Grotte am Ende des Kapitels.

Eine [Hvhbg. im Original] Farbe allein, das mildeste Blau erfüllt den Raum, und stille, weiche Träume legen sich über die Seele des Menschen; Himmelsträume von Liebe, Friede und Ruhe, auf den blauen Wellen, unter dem zitternden Silberlicht in den hohen Gewölben der Blauen Grotte. (IB, 275)

Mit der Einfahrt des Nachens in die Felsenhöhle eröffnet sich dem Besucher eine Parallelwelt, die elegisch den Bereich der Phantasie und des Traumhaften hervorruft. Die Sprachbilder changieren zwischen Anthropomorphisierung⁴⁷ und sakraler Überformung und stehen dabei im Dienst der Auratisierung des Ortes.⁴⁸ Diese ist zwar bereits bei Kopisch topisch präformiert⁴⁹, formt sich jedoch bei Lewald zur Manier aus, der sie sich wiederholt bedient.

Paradigmatisch sei auf eine Stelle verwiesen, den Besuch der *Grotte der Egeria* (IB, 149-152), die diesbezüglich nahezu poetologischen Charakter

46 So nimmt die Passage in intratextuellem Rekurs die Märchen- und Traummetaphorik des Eingangs- und Ausgangskapitels wieder auf und aktualisiert diese in verändertem Kontext. Die eskapistische Semantisierung Capris ist damit Ausdruck eines ursprünglichen Begehrens, jener kindlichen „Sehnsucht des Lebens“ (IB, 5) nach dem Süden als paradiesischem Elysium, das sich leitmotivisch durch das *Bilderbuch* zieht.

47 Eine generelle Tendenz zur Personifizierung der Natur attestiert Gabriele Schneider der Verfasserin, eine sprachliche Eigenheit, die sie mit Heine teilt. Vgl. Schneider. Die Erzählerin Fanny Lewald (wie Anm. 25). S. 215.

48 Laut Dieter Richter reiht sich Lewald in den von Waiblinger initiierten Prozess der erneuten Verzauberung des durch die Entdeckung Kopischs „entmythologisierte[n] und von den populären Traditionen gereinigte[n]“ Ortes ein. Vgl. Richter. „Das blaue Feuer der Romantik. Geschichte und Mythos der Blauen Grotte“. Ders. *Entdeckung der Blauen Grotte* (wie Anm. 40). S. 63-102. Hier S. 92.

49 Vgl. Kopisch. Die Entdeckung der Blauen Grotte (wie Anm. 40). So trägt Kopisch mit seiner Beschreibung Capris als „besondere Welt [...], erfüllt von Wundern und umschwebt von grauenvollen und lieblichen Sagen“ (S. 11) entscheidend zur enthusiastischen Rezeption und Stilisierung der Insel durch die Spät- und Nachromantiker bei.

besitzt: Angesichts des rationalisierenden Weltdeutungsmonopols der sich rasant entwickelnden Wissenschaften plädiert Lewald für „die innere, notwendige Wahrheit“ als „ein heiliges Recht“ (IB, 150). Auf die Belehrung eines Archäologen hin, der ihr zu beweisen suchte, dass die heutige Grotte aufgrund der Datierung des baulichen Fundaments nicht mit jener sagenumwobenen Grotte der römischen Wassernymphe identisch sein könne, reagiert sie reserviert: „Solche Erläuterungen muß man bald wieder zu vergessen suchen, um sich den Zauber nicht zu zerstören, der in unserer Phantasie gewisse Gestalten und Orte umschwebt und der oft mehr Belebendes und Anregendes besitzt als die trockne, kalte Wahrheit des eigentlichen Wissens“ (IB, 150). Und jenem „Wissen“ über die wundersame Blaufärbung, die bereits ein gebrauchstübliches Konversationslexikon zu Lebzeiten der Autorin als Zusammenspiel der stalaktitenbedeckten Wände, der ruhigen Wasseroberfläche sowie des durch die niedrige Öffnung bedingten Einfallswinkels des Sonnenlichts zurückzuführen weiß⁵⁰, begegnet die Erzählerin mit einem Rückgriff auf den Mythos und stilisiert die Grotte zum geweihten Ort.

Zwar lässt Lewald die Caprioteninsel auf ihrer Reise nicht außen vor (auch der Verzicht auf Besuch und Beschreibung wäre ja möglich gewesen), doch verweigert sie sich der konventionellen Berichterstattung, wie sie die überbordende nachromantische Literatur über die Insel bot. Die programmatische Absage sowohl an schwärmerische Huldigung einerseits sowie an eine szientistisch-nüchterne Darbietung andererseits birgt jedoch zugleich narratives Potential: An die Stelle der Dokumentation individueller Erfahrung, die in diesem hochvertexteten Feld kaum mehr möglich ist, tritt der emphatisch vermittelte Mythos. Wenngleich Lewald auch in Stillage und Vokabular dem konventionellen Erzählgestus der Legende verhaftet bleibt, so zeichnet sich doch eine kritische Distanznahme gegenüber den vorherrschenden Diskursformen ab: Die implementierte und erzählerisch ganz unvermittelt dargebotene Mirakelgeschichte dient der Re-Auratisierung des Ortes und gibt sich als Strategie eines gezielten Anschreibens gegen die diskursive Entmystifizierung Capris.

50 Vgl. *Pierer's Universal-Lexikon der Vergangenheit und Gegenwart oder Neuestes encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe*. Hg. Heinrich August Pierer. Bd. 2. Altenburg: Pierer ⁴1857. S. 864.

V.

Weniger die Sphäre spiritueller Eremitage als vielmehr irdisches Freud und Leid bestimmen thematisch das letzte Fallbeispiel, die novellistische Episode *Aus dem Karneval* (IB, 162-193). Dabei dominieren in der formalen Gestaltung analoge erzähltechnische Verfahren. Die narrative Wiedergabe des autobiographischen Karnevalerlebnis' erfolgt in Form der Novelle⁵¹ als konstruktive Auseinandersetzung mit der literarischen Tradition. Programatisch rekurriert das Kapitel auf Goethes Bericht *Das Römische Carneval*, in dem er Zweifel an der literarischen Darstellbarkeit der Feierlichkeiten erhebt:

Indem wir eine Beschreibung des Römischen Carnevals unternehmen, müssen wir den Einwurf befürchten: daß eine solche Feierlichkeit eigentlich nicht beschrieben werden könne. Eine so große lebendige Masse sinnlicher Gegenstände sollte sich unmittelbar vor dem Auge bewegen, und von einem jeden nach seiner Art angeschaut und gefaßt werden.⁵²

Die Erzählperspektive, die das Geschehen von außen beobachtet, betont eine Objektivität, die dem subjektiven Umgang Lewalds mit den Karnevalsereignissen diametral entgegensteht. So negiert die *Italienische Reise* Goethes die Darstellbarkeit des Carnevals *in toto*. Insofern es sich um ein vorrangig sinnliches Erlebnis handle, das zudem von einem nur zuschauenden und nicht selbst erlebenden Teilnehmer kaum als erfreuliches Ereignis wahrgenommen werden könne, entziehe es sich der Literarisierung. Der Anspruch, eine allgemeingültige Beschreibung des Carnevals zu liefern, wird in Lewalds *Bilderbuch* nicht erhoben. Stattdessen avanciert das Vorhaben Goethes „Wir werden uns bemühen, die Freuden und den Taumel dieser

51 Während sich die Forschung hinsichtlich der Novellenform des Karnevalkapitels weithin einig ist, differieren die Positionen in der Bewertung derselben. Vgl. stellvertretend dazu Therese Erler. Nachwort (wie Anm. 34), die von der „etwas kitschigen Novelleneinlage in der Mitte spricht“ (S. 462); Schneider. Die Erzählerin Fanny Lewald (wie Anm. 25) stellt sachlich objektiv lediglich den „Fiktionscharakter der „geschilderte[n] novellistischen[n] Einlage“ (S. 218) fest, verzichtet jedoch auf eine weitere Ausdeutung.

52 Johann Wolfgang Goethe. *Italienische Reise*. Hg. Andreas Beyer/Norbert Miller. München/Wien: Hanser, 1992 (Münchener Ausgabe, 15). S. 572.

Tage vor die Einbildungskraft unserer Leser zu bringen“⁵³ zum poetologischen Programm. Das *Bilderbuch* löst diesen Anspruch ein, indem es mittels einer novellistischen Binnengeschichte einen völlig autonomen Handlungsstrang narrativ implementiert: Dabei hebt sich die Liebesgeschichte um das deutsch-römische Paar Hermann und Giuditta hinsichtlich seines Fiktionsgrads und der geschlossenen Komposition deutlich vom erzählerischen Rahmen des Romkapitels ab. Hier rekurriert es auf das topische Diktum Goethes, indem einer deskriptiv-objektivierenden Wiedergabe des Volksfestes die freiere Version der Narrativierung gegenübergestellt wird. So verzichtet Lewald auf die programmatische Titulierung Goethes (*Das Römische Carneval*), die Anspruch auf universelle Gültigkeit der Darstellung formuliert. Der szenische, selektive Charakter ihres Kapitels (*Aus dem Carneval*) weist vielmehr darauf hin, dass es ihr nicht darum geht, eine erschöpfende Wiedergabe im Sinne einer vollständigen Nacherzählung der realen Gegebenheiten zu liefern. Stattdessen reduziert sie die Auswahl auf ein exklusives Moment, das als autonome Binnengeschichte paradigmatisch eine „unerhörte Begebenheit“ aus dem Spektrum der Karnevalsereignisse präsentiert. Die handlungsreiche und im Verhältnis zum Gesamttext raumgreifende Novelle, der mit einem Umfang von 30 Seiten und ihrer zentralen Positionierung in der Mitte des Reiseberichts (IB, 162-193) eine Schlüsselstellung zukommt, erzählt von einem deutsch-römischen Paar, das sich während der Feierlichkeiten ineinander verliebt und gegen alle äußeren Widerstände seine Liebe zu behaupten weiß. Im Zentrum der Handlung steht somit die scheinbar unmögliche Liebe des durch Geburt ungleichen Paares. In linearer Handlungsführung wird der Konflikt zwischen absolut gesetzter Leidenschaft und ihrer Unterdrückung durch antagonistische Kräfte bis zum glücklichen Ende, der Vereinigung des Paares, stark raffend gestaltet. Die geschlossene äußere Form und die dramaturgische Ausgestaltung des zentralen Konflikts legen die Gattungszuschreibung zur Erzähltradition der Novelle nahe.

Auch hier wird der Übergang von auktorialem Erzähler der Liebesgeschichte zur homodiegetischen Erzählerin des *Bilderbuchs* durch einen Tempuswechsel markiert.

Von der Heiterkeit des Festes am Abend kehrt der Römer morgens wieder fleißig zur Arbeit zurück. Die Läden sind geöffnet, die Kirchen werden besucht, und in der Kirche del Gesù, welche nahe dem Venezianischen Palaste die

53 Ebd. S. 573.

Jesuiten innehaben, hoffte Hermann die Geliebte zu sehen, da der Ruhetag keine andere Gelegenheit des Findens darbot. (IB, 185)

Im Präsens beginnend, erfolgt der Übergang in die auktoriale Erzählperspektive der Novelle nur durch den Wechsel ins Präteritum, auf einen syntagmatischen Bruch wird verzichtet. Die Trennung zwischen Reisebericht und fiktionalem Einschub ist auf diese Weise verschleiert. In Analogie zum Karnevalerlebnis lässt sich dies als Verweis auf die Aufhebung der sozialen Grenzen im Karneval verstehen, die hierdurch auf Erzählebene veranschaulicht werden. Realität und Fiktion sind sowohl im realen Erlebnis als auch in seiner Literarisierung kaum voneinander zu trennen. Die Fokussierung auf den Schauplatz des Geschehens, die *Chiesa del Gesù*, konzentriert die Vielfalt der Ereignisse auf einen Ort und eine Handlungslinie. Die Liebesgeschichte, die alle Karnevalsmotive wie Maskerade, Rollenspiel und die vorübergehende Aufhebung der durch Konvention gegebenen Grenzen vereint und das bunte Treiben auf den Straßen von Rom schildert, bildet den römischen Karneval *in effigie* ab. Dieser wird in Novellenform und entlang eines konkreten Handlungsstrangs als intimes, ja „poetisches Bild“ in Szene gesetzt, das sich damit programmatisch von der Darstellung Goethes abgrenzt:

Ach! der Karneval ist ein poetisches Bild von manchem Liebesleben, in dem zwei Herzen erwachen zu kurzem, freudeseeligem Finden und Leben, um dann getrennt und begraben zu werden in langem, ewigem Entbehren. Wie zählt man die Stunden bis zu der bevorstehenden Trennung, wie geizt man danach, die Augenblicke zu fesseln, wie möchte man in jede Sekunde eine große, eine unvergessliche Freude drängen, um sich daran zu erquicken in den Tagen der Trauer, welche dem Scheiden folgen! So geht es im Karneval! (IB, 189)

Die Souveränität des Rom-Kapitels im Umgang mit der Gattungsgeschichte und den dominanten Narrativen zeigt sich insbesondere im Rekurs auf den Erzähleingang: Während Lewald dort dem Vorbild Goethes affirmativ Reverenz erweist, nimmt sie hier die rhetorische Behauptung der ‚Nicht-Erzählbarkeit‘ des Karnevals zum Anlass, sich selbst als Erzählerin zu profilieren. Das *Bilderbuch* kontert auf den Unsagbarkeitstopos der *Italienischen Reise* mit einer *inventio*, der autobiographisch beglaubigten, gleichsam ihren Fiktionscharakter exponierenden Erzählung um Hermann und Giuditta. Dabei gelingt es dieser, sowohl einer behutsamen Aktualisierung der Gattung als auch den Lesererwartungen gerecht zu werden, bietet sie doch eine noch nie

gehörte Geschichte dar, die ein facettenreiches und volksnahes Tableau des Karnevals entwirft.

Schlussbetrachtung

Obschon Fanny Lewalds *Italienisches Bilderbuch* als ‚vertextete Reise‘ der vorangegangenen Reiseliteratur eingeschrieben ist, verbindet sich im epigonalen Erzählen intertextuelle Dialogizität mit dem Anspruch einer subjektbezogenen Unmittelbarkeitsästhetik. In ihrem poetischen Verfahren, Vorbilder weder plagiatorisch zu negieren noch sie einer kritischen Revision zu unterziehen, entspricht Lewald als Erzählerin damit einem durchaus verbreiteten Typus literarischen Epigontums der nachromantischen Epoche. Im Gegensatz zur zeitgenössischen Reiseliteratur Heines oder Börnes, deren formale Aneignungsmodi durchaus denen des *Bilderbuchs* entsprechen⁵⁴, verzichtet Lewald auf eine allzu radikale sozialrevolutionäre bzw. kulturkritische Diagnostik ebenso wie auf die Persiflage eines italienbegeisterten Bildungsphilistertums. Dass die Aktualisierung tradierten Materials im Falle des *Bilderbuchs* nicht schematisch nach immer gleichen Mustern erfolgt, sondern je nach erzählerischem Sujet und Bezugstext individuell verhandelt wird, ließ sich anhand der ausgewählten fünf Sequenzen exemplarisch aufzeigen: Während der Erzähleingang in seiner Sublimierung des Südens noch primär auf stilistisch-rhetorischer Ebene verbleibt und sich rhapsodisch einer einprägsamen Metaphorik sowie literarisch präfigurierter Bilder bedient, weist der Erzählausgang gezieltere kombinatorische Verfahren auf. Dem nächtlichen Erleben Venedigs werden schillernde Bilder der

54 Die *Reisebilder* Heines stellten ebenso wie Börnes an die Freundin Jeanette Wohl adressierten *Briefe aus Paris* in den 1820er und 30er Jahren eine Abkehr von traditionellen Reisebeschreibungen dar, insofern sie der Kunstphase der Klassik ein politisches Pamphlet entgegenstellten. Mit ihrem programmatischen Anspruch erhielten sie Leitbildfunktion für die Gattung. Vgl. Wulf Wülfing, „Reiseliteratur“. *Vormärz. Biedermeier, Junges Deutschland, Demokraten 1815-1848*. Hg. Bernd Witte. Reinbek: Rowohlt, 1980 (Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte, 6). S. 180-194. Zu Lewalds Verhältnis zu Heine und Börne vgl. ferner Gabriele Schneider. „Zwischen Reflexion und Realismus: Fanny Lewald und der ‚Roman des Lebens‘“. *Literaturkonzepte im Vormärz*. Hg. Michael Vogt/Detlev Kopp. Bielefeld: Aisthesis, 2001 (Jahrbuch Forum Vormärz Forschung, 6). S. 209-229.

Bühnenwelt entgegengestellt. In impliziter intertextueller Referenz auf die komische Oper erhebt sich ein szenisch verdichtetes Panoptikum theatralischer Bilder, das mit der realen Gebrochenheit der Serenissima kontrastiert. Über das momenthafte Anzitiern hinaus weist die Gestaltung des Capri-Kapitels, das unvermittelt mit der heidnischen Schöpfungslegende einsetzt, die als geschlossene Binnengeschichte den Ursprung der Blauen Grotte mythisch erklärt. Der „Rutsch in die Fiktion“⁵⁵, die vollständige Lösung von der real erfahrenen Wirklichkeit der Reiseerlebnisse, radikalisiert sich noch in der Darstellung des römischen Karnevals. Zwar erfolgt die Einbindung der novellistischen Erzählung vermittelt, indem die handlungstragenden Figuren auch auf der ersten Erzählebene in Erscheinung treten, mithin als real ausgegeben werden. Jedoch überbietet die Einlage in ihrer Geschlossenheit und der markanten Positionierung innerhalb des Gesamttexts die episodisch motivierte Legende der Caprioteninsel. So unterschiedlich die intertextuellen Rekurse auf verschiedene Vorbilder im Detail gehalten sind, konvergieren sie doch hinsichtlich ihrer Funktionalität, insofern sie im Dienste einer Beschwörung des *genius loci* stehen. Indem die Verfasserin auf eine autobiographische, jedoch nicht weniger topisch-manierierte Schilderung der im Kontext der Bildungsreisen etablierten Schauplätze verzichtet und stattdessen reale Begebenheiten mit fiktionalen Elementen kombiniert, vermeidet sie eine inhaltlich kongruente Wiedergabe der Reiseerfahrung im Sinne einer mimetisch-reproduktiven Epigonalität. Dass Bezüge dabei nicht verwischt bzw. „verdrängt“⁵⁶, sondern, wenn nicht explizit oder graphisch markiert, so doch sinnstiftend integriert werden, ist dabei nicht zuletzt auch immer Ausdruck des literarischen Selbstverständnisses und immanenten Dichterbewusstseins der Autorin, der „Freiheit und Selbstbestimmung“⁵⁷ im Leben wie im Schreiben so unerlässlich waren.

55 In Anlehnung an Richard Littlejohns: „Der Rutsch in die Fiktion. Renaissancekunst und Renaissancekünstler in Tiecks *Franz Sternbalds Wanderungen*“. *Romantik und Renaissance. Die Rezeption der italienischen Renaissance in der deutschen Romantik*. Hg. Silvio Vietta. Stuttgart/Weimar: Metzler, 1994. S. 163-175.

56 Zum Begriff der *verdrängten* bzw. *negierten Intertextualität* mit der Funktion, „intertextuelle Abhängigkeiten zu verschleiern“ (S. 112) vgl. Manfred Pfister. *Intertextuelles Reisen* (wie Anm. 8)

57 Fanny Lewald. *Meine Lebensgeschichte*. Bd. 2: *Leidensjahre*. Hg. Ulrike Helmer. Frankfurt/M.: Helmer, 1989. S. 280.

Detlev Kopp (Bielefeld)

20 Jahre Forum Vormärz Forschung – eine kleine Zwischenbilanz

Am 16. April 1994 fanden sich 18 Personen in einem Tagungsraum des Bielefelder Mövenpick-Hotels zusammen, um eine literarische Gesellschaft neuartigen Typs zu gründen: das Forum Vormärz Forschung. Neuartig insofern, als diese Vereinigung nicht zu dem Zweck gegründet wurde, einer Autorin/einem Autor die Ehre zu erweisen, ihr/sein Andenken zu pflegen und ihrem/seinem Werk neue LeserInnen zuzuführen, sondern um eine ganze Epoche zum Gegenstand ihrer vielfältigen Bemühungen zu machen und zwar möglichst interdisziplinär: den Vormärz. Für die LiteraturwissenschaftlerInnen, HistorikerInnen, Kunst- und MusikwissenschaftlerInnen, die sich hier zusammenfanden, galt und gilt es als ausgemacht, dass Vormärz die einzig sachgerechte Bezeichnung für den Zeitraum zwischen 1815 (Wiener Kongress) und 1849 (Ende der Revolution von 1848/49) ist und eben nicht die konkurrierenden Epochenbezeichnungen Biedermeier oder Restaurationszeit.

Da die Mehrzahl der Gründungsmitglieder wie der später Hinzugestobenen sich darüber einig war, dass ganz besonders den zeitgenössisch fortschrittlichen Kräften, ihren Ideen (nationale Einheit, Demokratie, Sozialismus, Emanzipation in jeder Hinsicht) und Taten (radikalreformerische bis revolutionäre Praxis) besondere Sympathien zukommen sollten, galt das Forum Vormärz Forschung denen, die politisch (z.T. diametral) anders dachten, als eine irgendwie suspekte ‚linke‘, also politisch motivierte Vereinigung, von der man sich lieber fernhielt. Das war von Beginn an ein großes Missverständnis, denn nicht nur den sog. fortschrittlichen Kräften wollte und will das FVF seine Aufmerksamkeit widmen, sondern ebenso den konservativen, gegenrevolutionären, um so das komplexe Bild der durchaus sehr widersprüchlichen Epoche zu vervollständigen. Diesen Widerstreit im Vormärz zu relativieren, wäre historisch schlicht ideologisch und damit falsch. Verstärkt wurde die verzerrte Wahrnehmung des FVF noch dadurch, dass in den ersten Jahren des Forums überproportional viele neue Mitglieder aus den neuen Bundesländern eintraten – eine Entwicklung, welche die Gründungsmitglieder durchaus sehr erfreute, denn dadurch kam geballte historische und literarhistorische Kompetenz in die Gesellschaft, war doch der Vormärz

eine Zeitlang ein Schwerpunkt der (literatur-)historischen Forschung in der DDR gewesen.

Die Entwicklung der Mitgliedszahlen verdeutlichte bald, dass das Forum Vormärz Forschung offensichtlich von vielen als Sammelort derer entdeckt wurde, die dieser Epoche eine ganz besondere Bedeutung zusprachen. Schon im September 1994 konnte das 100. Mitglied aufgenommen werden. Ganz anders als viele sog. ‚Namensgesellschaften‘ hielt es das FVF primär nicht mit der Traditionspflege, sondern war bestrebt, den Zeitraum des eigenen besonderen Interesses aus den unterschiedlichsten Perspektiven zu untersuchen und seine Aktualität herauszustreichen. Diesem Zweck dienen zum einen die Jahrbücher, die seit 1995 zuverlässig Jahr für Jahr zu einem jeweiligen Schwerpunktthema erscheinen, zum anderen die Schriftenreihe „Vormärz-Studien“, in der seit 1998 31 Sammelbände, Editionen und Monographien erschienen sind (aktuell sind zwei weitere in Vorbereitung).

Auch in Hinsicht der Zusammensetzung von Vorstand und wissenschaftlichem Beirat zeichnet sich das FVF durch ungewöhnlich große Kontinuität aus. Der erste, 1994 gewählte Vorstand blieb personell unverändert bis 2011 im Amt. Dem aktuellen Vorstand (März 2014) gehören immer noch zwei Mitglieder des Gründungsvorstands an; die inzwischen aus dem Vorstand Ausgeschiedenen gehören jetzt dem Wissenschaftlichen Beirat an oder sind zum Ehrenmitglied ernannt worden. Die Mitglieder, die dem FVF inzwischen nicht mehr angehören, sind entweder leider nicht mehr unter den Lebenden oder haben die Vereinigung aus Altersgründen verlassen. Bislang ist es immer gelungen, die Zahl der Mitglieder durch Eintritte junger Leute, die Themen ihrer Abschlussarbeiten oder Dissertationen aus dem Vormärzkontext wählen, stabil zu halten; sie liegt seit vielen Jahren bei knapp über 200, was durchaus als Erfolg zu werten ist, denn die meisten Literaturgesellschaften leiden bekanntermaßen an Überalterung und Mitgliederschwund. Das trifft auf das FVF ebenso wenig zu wie die sonst häufig festzustellende ungleiche Geschlechterverteilung. Von den ca. 190 individuellen Mitgliedern des FVF sind 60 Frauen. Das ist – sieht man von ausgesprochenen Dichterrinnengesellschaften ab – ein ungewöhnlich hoher Anteil und deshalb bemerkenswert. Und auch der wichtige Aspekt der Internationalität darf als hinreichend repräsentiert gelten, kommen doch 43 Mitglieder des FVF (Personen und Institutionen) aus dem inner- (29) und außereuropäischen (14) Ausland. Von den Kontinenten ist nur Afrika nicht repräsentiert.

Um das Forum für NachwuchsforscherInnen attraktiv zu machen und einer Überalterung entgegen zu wirken, hat das FVF 2002 das internationale

„Forum Junge Vormärz Forschung“ initiiert, das seitdem vier Mal ausgerichtet wurde; seit 2013 in Kooperation mit der Bergischen Universität in Wuppertal, wo es auch im April 2014 stattfinden wird.

Anders als die meisten Literaturgesellschaften ist das FVF ohne ein geografisches Zentrum, das bei den Namensgesellschaften meist mit dem Geburts- oder Hauptwirkungsort der Autorin/der Autors identisch ist, der/dem sie sich widmen. Dass die Gesellschaft in Bielefeld gegründet wurde und seit nunmehr 20 Jahren dort ihre Geschäftsstelle hat, ist darauf zurückzuführen, dass viele der Gründungsmitglieder aus der Region Westfalen kamen. Die Geschäftsstelle befindet sich von Beginn in den Räumen des Bielefelder Aisthesis Verlags, in dem auch die Jahrbücher und Vormärz-Studien erscheinen. (Aisthesis-Verleger Michael Vogt war bis 2011 der 1. Vorsitzende des FVF, und auch sein Verlegerpartner und Autor dieses Beitrags gehört dem Vorstand seit der Gründung in verschiedenen Funktionen – derzeit als Geschäftsführer – an.) Der Ort, an dem die meisten FVF-Mitglieder leben, ist Berlin (15), gefolgt von Bielefeld (9) und Düsseldorf (7).

Gemäß der gegebenen Dezentralität fanden die Tagungen des FVF an ganz unterschiedlichen Orten statt, so in Weimar (1996: Vormärz und Klassik), Detmold (1997: Georg Weerth), Arnstadt (1998: Willibald Alexis), Paderborn (1998: Vormärz – Nachmärz) Düsseldorf (1999: Briefkultur im Vormärz), Berlin (2000: Gutzkow lesen!), Wiepersdorf (2001: Romantik und Vormärz), Düsseldorf (2004: Versepen), Detmold (2006: Satire), Wolfenbüttel (2007: Vormärz und Aufklärung), Düsseldorf (2007: Übersetzen im Vormärz), Exeter (2010: Gutzkow und seine Zeitgenossen), Detmold (2010: Ferdinand Freiligrath), Düsseldorf (2012: Literatur und Utopie), Wuppertal (2013: Junges Forum Vormärz Forschung). Im Jubiläumsjahr 2014 ist wieder eine Tagung in Düsseldorf geplant: „175 Jahre Rheinkrise. Deutsch-französischer Kulturtransfer: (Ab-)Brüche und Kontinuitäten“. Diese bevorstehende wird – wie es schon etliche der früheren Tagungen wurden – in Kooperation mit einer anderen literarischen Gesellschaft (der Heine-Gesellschaft) geplant und durchgeführt. Partnergesellschaften waren bislang in alphabetischer Reihenfolge die Bettina-von-Arnim-Gesellschaft, die Ernst-Bloch-Gesellschaft, die Grabbe-Gesellschaft und die Heinrich-Heine-Gesellschaft. In vielen Fällen halfen die finanzielle Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft und – natürlich – der ALG, die Tagungen und die Publikationen ihrer Ergebnisse zu ermöglichen. Dafür hat das FVF Dank zu sagen und tut dies mit Freuden.

III. Rezensionen

Sven Haase: Berliner Universität und Nationalgedanke 1800-1848. Genese einer politischen Idee. Stuttgart: Franz Steiner, 2012.

Der Nationalgedanke als politische Idee teilt das Schicksal jener Ideen, die einer Mehrheit Denkbewegungen nahelegten, die den Subjektstatus überdenken ließen. Das geschichtliche Muster des Nationalgedankens verlangt stete Vervollständigung, Billigung, Durchführung; Ideen, deren Idolqualität zu ihrer Durchsetzung beiträgt, besitzen das zwiespältige Gesicht einer Möglichkeit, deren Popularisierung Preis ihrer Verwirklichung ist. So ist der Band „Berliner Universität und Nationalgedanke 1800-1848. Genese einer politischen Idee“ als Popularisierungsgeschichte angelegt, deren Erzählung dreigeteilt ist: Patriotischer Aufbruch 1800-1815, restauratives Zwischenspiel 1815-1830, die Berliner Universität im Vormärz 1830-1845. Die triadische Struktur ist nicht allein teleologisch: jeder Abschnitt enthält Themen, die neben dem Hauptweg die Nebenwege nahelegen, den Ereignischarakter der Ausgangssituation produktiver Niederlage im ersten Teil wie die Geschichte des in Deutschland national prägenden Bildungsgedankens (Fichte, Humboldt, Schleiermacher und die Folgen) oder des Kosmos Savigny, dessen Wirkung nicht allein auf juristische Ideen wie die Historische Rechtsschule (Territorialismus des Mittelalters ergänzt um Staatlichkeit) zu begrenzen ist, sondern Konnotationen der vergangenen romantischen Sphäre aufruft – Karoline von Günderrodes Studienbuch, in dem sich Exzerpte aus Werken Schleiermachers finden, imitierte ein öffentliches Studium, das ihr verwehrt war und deutet zugleich die Untrennbarkeit der Bildungsidee von jenen ästhetisch-imaginativen Kräften an, die imstande sind, ein Zeitalter zu formen: „Aber nicht den Einzelnen müßt ihr betrachten, sondern die Menschheit als ein Meer wogender Kräfte vom Hauch des Lebens hin und her bewegt und gemischt.“ Diese durch Schleiermacher vermittelte Einsicht in den sozialen Charakter genetischer Strukturen im Studienbuch der Dichterin verbindet sich mit der Tatsache der *social foundations of meaning* im sprachlichen Bereich: Der nationale Auftrag der Universität ist nur zu denken als Geschichte des Fortschritts einer Partizipation jener Sprachbenutzer, die im universitären Prozeß zunehmend über die disziplinär differierenden Grundlagen ihrer Ausdrucksfähigkeit ins Bild gesetzt wurden. Entsprechend folgerichtig ist daher der Anfang des Bandes mit einer „Begriffsdiskussion“ (Haase): Bedeutungskerne werden zu Konturen, wie „Nation“ im Vormärz als „Diskurseffekt“ lesbar war (Link/Wülfing (Hgg.) 1991), stellte die Sprachkritik des Vormärz (Gruppe, Reinhold, Müller, Runze u.a.) eine lang

vergessene, gerade wiederentdeckte Antizipation dessen dar, was im 20. Jahrhundert im weiträumigen *linguistic turn* kulminieren sollte. Die Schematisierung der Herangehensweise in der vorliegenden Arbeit durch Kategorien, die sich in jedem der drei Teile wiederfinden (Situation & Ereignis, Ort & Gesellschaft, Idee & Institution), berücksichtigt die Schauplätze, an denen gelingende Theoretisierung für gewöhnlich ihren Anfang nimmt – wenn diese auch erweiterbar wären etwa um die explizite sprachliche Formierung des nationalen Bereichs, die für jeden der drei Entwicklungsschritte von Interesse ist. Kurzgefaßt lautet die These: Institution schafft Nation, damit ist die sprachliche Bewandnis des Nationalen im Institutionenbereich aufgefangen und um die Handlungsdimension erweitert. Wichtig, daß Haase sein Thema von einer Situation der Niederlage aus perspektiviert, es entsteht aus Unwahrscheinlichkeit, nicht aus Gewißheit. Daß es gerade das Feld der Wissensorganisation ist, das eine Situation der Niederlage in die expansiver Möglichkeiten für eine Mehrzahl wandelt (im relativen Sinne, jenseits der Fürstenerziehung), benennt Chance und Risiko der neuen Bildungsanstalt: Mit dem in sich heterogenen Patriotismus des Anfangs zwischen Opferbereitschaft und weltbürgerlicher Absicht und seinem systemstabilisierenden Optimismus sowie der restaurativen Periode von 1815-1830 (über deren Reichweite man streiten kann) wird sukzessive jene „Einbeziehung der Staatsbürger“ (Haase) in eine nationale Gründungsutopie ins Werk gesetzt, die von der Relativität des Bürgergedankens, der auf eine Abgrenzungskapazität zu den feudalen Strukturen hin verstanden wurde, noch nicht wußte: Haase erzählt die Geschichte der relativen Mehrheit als deren Emanzipationsgeschichte in Form der Hinwendung zu Bildungsoptionen. Jürgen Mittelstraß wird als Zeuge der Ubiquität des Bildungsdiskurses bis zum heutigen Tag genannt; schon 1994 „Dauerthema“, stehen Denkfiguren wie jene der „unbedingten Universität“ (Derrida) unbefragt im Horizont der Arbeit: Widerstand gegen jene Mächte, denen die Universität in Haases Arbeit gerade zur Herausbildung verhilft: nationaler Identität, Kohäsion staatlicher Gebilde, letztlich der Beglaubigung des Ordnungsgedankens, der als Spiel der Relationen von Teil und Ganzem auch die Protagonisten auf der Bühne der Bildung in Institutionen definiert. Wichtig ist daher die Rolle der Studenten: Die preußische Bildungsreform gründete sich „auf die Idee der Individualität“ (Haase); nationale Identität kam in den Aspirationen der Einzelnen zu sich, die in erfolgreicher akademischer *peregrinatio* das Staatswesen bestätigten, das ihre Bildungsmöglichkeit bereitgestellt hatte. Damit ist zu sehen, wie sich, *in the long run*, im Sinne der These des Buches gesprochen,

der nationale Gründungsmythos der Universität diversifiziert: Die 68er kippten den positiven Begriff der Nation (blieben in Absetzbewegung darauf bezogen) und fügten das Element der Kritik hinzu. Jenseits von „Burschen und Turnern“, die im 19. Jahrhundert die Reform „von oben“ ins Individuelle eines harmlosen Aktivismus „von unten“ mildern sollten, wurde, nicht nur in Berlin, grundsätzlich zerschlagen, was die Einheit der Lernenden stiften sollte: Die K-Gruppe, das Sit-In, der Farbbeutelwurf, die Demonstration erinnerten an die Kontingenz der ordnenden Strukturen, die den Nationalgedanken als Programm der Institutionen hatten erscheinen lassen. Neben der Begründung der zentralen These, die Haase strukturiert und gut lesbar an seinem Material durchführt, hätte man sich soziologische Belichtung gewünscht: die Herkunftsbezogenheit der Bildungschancen war schon im 19. Jahrhundert virulent, aber diskursiv nicht eingeholt. Die Beschreibung der „Nation“ verlangte Homogenisierung, „die Studenten“ begegneten sich in entstehender Stadtkultur (auch das Reden von dieser läßt sich als Diskurseffekt begreifen), aber sie hatte viele Teile, die von Bildung nichts wissen konnten. So ist Wissenschaftsgeschichte hier, trotz der Perspektivierung durch die historische Niederlage, die Sieger-Geschichte: Savignys Wunsch, an das „Volk“ zu denken, dessen lebendige Sitten in der Rechtsprechung aufzunehmen (gemeinsam mit der Ausbildung der „staatstreuen Mitte“ an der Universität und dem Einfluß der „Historisch-politischen Zeitschrift“), ist verschwistert mit der Ablehnung von (französischen) Fremdeinflüssen im Recht – gedacht wird an das „Volk“ als an einen untergeordneten disponiblen Körper, über den (auch zum Guten) *verfügt* werde. Verfolgt man die Ausgangsthese weiter, wird deutlich, daß die Konsolidierung der Nation durch Institution sich am Ende gegen die Nation kehrte: Aus einem summarisch zu verordnenden Bildungsquantum wurde Kritikfähigkeit, die jene Institution angreifen ließ, die zuvor Bildung ermöglicht hatte. Ein Beispiel für diese Umwertung ist die Idee der Burschenschaft, von deren ursprünglicher Freiheitsimplikation wenig blieb; die Bildungsidee war durch Gemeinschaft ersetzt worden, die konstitutionell *ausschloß*. Fichtes Vorstellung einer Universität, die „das Göttliche und Überweltliche“ zu erforschen habe, ist hier verloren. Mensur und Duell stehen *pars pro toto* für einen Ehrbegriff, der moralisch faßte, was als ideales intellektuelles Projekt die Idee der Schrankenlosigkeit, der „unendlichen Approximation“ (Boeckh) als Aufgabe nahegelegt hatte. So ist die Geschichte der Universität die Geschichte einer Ernüchterung. Jenseits von Modularisierung und Verkürzung der Studiengänge, die die Studenten nicht mehr träumen lassen, hat die den Staat

stützende Funktion der Universität vor der entgrenzenden gegriffen. Sozialtheoretisch wurde individuelle Möglichkeit kollektive Verpflichtung, Walter Benjamin wußte davon in *Das Leben der Studenten* nicht: „Weil ‚Wissenschaft mit dem Leben nichts zu tun hat‘, darum muß sie ausschließlich das Leben dessen gestalten, der ihr folgt.“ Der „Zwiespalt, den die Universität mit dem Staatsganzen bildet“ (Benjamin) ist heute unter anderen Vorzeichen wieder so fremd wie in der auf 1800-1848 bezogenen These, Institution bilde Nation. Haases detaillierte Untersuchung, die seine These weiträumig einbettet (Stadtkultur, Fallbeispiele, konservative Wende der Institution, damit Deutungshoheit etc.), schlägt in der „Schlußbetrachtung“ den Bogen zum Schuldaspekt: Bezogen auf die Rolle der Universitäten in der Kanonisierung des Nationalgedankens, der zum Schlimmsten führte, bleibt ein Ignoramus. Die Sprache der Nation wie des Nationalen bleibt in dem Maße unbefragt, in dem die Akteure der Universität nicht nur politische Ideen verwerfen oder unterstützen (nicht zuletzt jene der Nationalität der Universität selbst), sondern sprachlich einen Gemeinschaftsgeist beschwören, der schon in den neuzeitlichen Subjektentwürfen und Untersuchungen zum Sprachmittel (Bacon) nicht mehr gegeben war. Das cartesianische Cogito läßt sich nicht unbefragt auf eine Nation ausdehnen, im Bildungsimpuls liegt die Frage der kommenden Wertbelegung. Wie die politische Idee der Universität zur Vormärz-Zeit über den Weg des Nationalen zu sich kam, läßt sich, indes, in der vorliegenden Arbeit gut verfolgen. Rücksichten, die nicht gesehen wurden, ermöglichten bedeutungstragende Homogenisierungen. Das ihre Zeit, mit Wittgenstein und vielen anderen, im 20. Jahrhundert im Aufmerken auf den Sprachaspekt kritisch befragt wurde, ist eine andere Geschichte. Wir können hinter sie nicht mehr zurück. Sie wird von jedem sprachlichen Akteur zu jedem Zeitpunkt in seinem Kontext erzählt. Das nüchterne Fazit des Bandes sieht klar die Schwierigkeiten des Nationalen wie dessen Persistenz. Die, mit Humboldt, den Deutschen eingeborene Bildungsidee war seit jeher in Gefahr, durch „Antagonismen“ unterdrückt zu werden; die Geschichte brachte sie reich über jene, die vom Überweltlichen und Göttlichen (Fichte) schon lange nicht mehr träumten. Die Unbedingtheit der Universität wie die Annäherung ans Unendliche gedeihen in der Einsamkeit, die nicht immer Freiheit bedeutet, aber jene Zwecklosigkeit ins Werk setzt, in der jenes Subjekt zu sich finden kann, das grammatisch, nachmetaphysisch im Blick auf seine Ausdrucksbedingungen bestimmt ist und die metaphysische Geste mit Trauer ausführt. Der Abschied vom Nationalen in der „globalisierten Welt“ ist *façon de parler*, die an ihr Ende kommt. Die

Universität, in Berlin und anderswo, ermöglichte im besten Fall Bildungserfahrung jenseits von Humankapitalansatz und Employability. Fichtes „klares Bewußtsein“ liegt nicht im Staat, dieser ist im Bildungsgang transzidiert. Haases Arbeit erinnert daran, daß Denkwege durch Strukturen bereitgestellt werden müssen, aus denen etwas Ungeplantes entstehen kann. Die Pointe der Universität ist Emergenz, nicht dauerhafte, regelgeleitete Performanz. Im Aufscheinen des Neuen werden jene Grundlagen verhandelbar, die Universität und Nationalität in ein wechselseitiges Bedingungsverhältnis stellten. Die Sprache der Universität wie die des Nationalen erhalten im 20. Jahrhundert „verschwommene Ränder“ wie bei Wittgenstein die Begriffe. Veränderungen werden als solche der Sprache deutlich, die von ihren Inhalten nicht zu trennen ist. Der Staat als Freiheitsgarant wird von dieser Seite aus angegriffen und erweitert: Teil und Ganzes, Bürger und Kollektiv formieren sich in einem Ordnungsverhältnis neu, das Ordnung nicht mehr nur als Entsprechung (Maihofer) denkt und nicht zuletzt die Vorstellung des Bürgers auf neue Lebensentwürfe hin verändert. Der müde Citoyen, die vielgebrauchte Sprache finden nun situative Lösungen; die Entsprechung von Nation und Universität erinnert an einen Zusammenhang, der im 20. Jahrhundert anders gedacht wird, den Historismus als ontologisches Programm überwindet und den Subjekten ermöglicht, ihre Grenzen ohne idollhafte Rede zu bewahren.

Sandra Markewitz (Bielefeld)

Brigitte Prutti: Grillparzers Welttheater: Moderne und Tradition. Bielefeld: Aisthesis, 2013.

Die vorliegende Grillparzer-Monographie von Brigitte Prutti bietet eine interessante und umfassende (Neu-)Interpretation des lange Zeit als konservativ und monarchietreu rezipierten Dramatikers. Die sieben Kapitel des Buches versuchen durch eine textnahe Einzellektüre Grillparzers Theater im Spannungsfeld von Tradition und Moderne neu zu definieren und beleuchten die Theaterwerke des österreichischen Klassikers mithilfe neuer Forschungsfragen von einem aktuellen Blickwinkel aus und unterstreichen dadurch Grillparzers Bedeutung für aktuelle kulturelle Themen. Das erste Kapitel widmet Prutti dem Erstlingswerk von Grillparzer, dem schauerromantischen Generationendrama „Die Ahnfrau“, das am 31. Januar 1817 im Theater an der Wien uraufgeführt wurde und dem damals 26jährigen Autor den Ruf

eines Schicksalsdramatikers im Sinne der zeitgenössischen Unterhaltungsliteratur eingebracht hat. Der dramatisierte Erstling Grillparzers konnte mit 124 Aufführungen bis 1902 als enormer Bühnenerfolg verbucht werden. Grillparzer selbst verwehrte sich aber stets gegen seinen Ruf als Schicksalsdramatiker und führte den Grundzug seines ersten Dramas auf seinen langjährigen väterlichen Mentor Joseph Schreyvogel (1768-1832) zurück. Prutti untersucht in der Folge Reaktionen von Theater- und Literaturkritikern wie Eduard von Bauernfeld, August Sauer, Friedrich Gundolf und Hugo von Hofmannsthal und geht der Frage nach, auf welche unterschiedliche Art und Weise das schauerromantische Erstlingswerk Grillparzers interpretiert wurde, um den österreichischen Dichter entweder in die Rolle des Ahnherren der österreichischen Literatur oder als Erbe der Weimarer Klassik einzuordnen. Mit seinem zweiten Trauerspiel „Sappho“ (Uraufführung am 21. April 1818) wollte Grillparzer ein explizites Gegenstück zu seiner „Ahnfrau“ schaffen. Die Blankverstragödie erregte neben einer gewissen Publikumsaufmerksamkeit auch das Interesse der imperialen Herrscher und kann als Beispiel für eine ästhetische Selbstdisziplinierung verstanden werden. Sie sollte der Etablierung als klassischer Autor dienen. Prutti interpretiert Grillparzers Sappho als Verkörperung des männlichen Kunstbegehrens, in Phaon thematisiert der Dichter in der Rollenmaske des männlichen Protagonisten hingegen seine Reaktion auf seine eigene Schreibsituation. Die Fixierung auf ein romantisches Mütterlichkeitsphantasma der beiden Liebenden Heros und Leander in „Des Meeres und der Liebe Wellen“ (1831) erörtert Prutti im dritten Kapitel. In steter Referenz auf Goethes Werther (1774) betont Prutti den bemerkenswerten Umstand, dass sowohl die weibliche als auch die männliche Hauptfigur als Figurationen der unbedingten mütterlichen Liebe dargestellt werden. Mit dem erlösenden Kuss am Ende des Stückes, mit dem Heros ihrem Geliebten durch ihren Suizid nachstirbt, wird das Ende einer problematischen Liebesbeziehung markiert. Das tragische Ende und die Unmöglichkeit der Wiederherstellung der von den Protagonisten ersehnten Mutter-Kind-Dyade werden zudem durch Parallelen aus Grillparzers Biographie erläutert. Grillparzers Trauerspiel „Ein treuer Diener seines Herren“ (1828) wurde lange Zeit als repräsentatives Werk für den habsburgischen Mythos gelesen und manifestierte den Ruf seines Verfassers als Vertreter der konservativen Vernunft. Prutti ortet ausgehend von der Zeichenebene in dem Trauerspiel eine homosoziale Dreieckskonstellation, in der der Konflikt um die Wahrnehmung, Anerkennung und Liebe des anderen Mannes über den Körper der Frau ausgetragen wird. Der erotische Fetisch

der (gestohlenen) Locke wirft den Gedanken einer möglichen weiblichen Schuld auf und ist ein weiteres Requisit von Grillparzers visueller Dramatik (wie auch Heros Lampe, Rahels Bild, Medeas Schleier). Grillparzer instrumentalisiert in dem Stück die melodramatische Tendenz zur moralischen Polarisierung seiner Figuren und lässt dadurch den politischen und rechtlichen Konflikt sich entfalten. Im harmonischen Schluss wird die gefährdete metaphysische und politische Ordnung aber wiederhergestellt, die dynastische Kontinuität abgesichert und die herrschaftsstabilisierende Funktion der ganzen Dramenhandlung zu einem versöhnlichen Finale gebracht. 1838 wurde Grillparzers Komödie „Weh dem, der lügt“ am Wiener Burgtheater uraufgeführt. Kultur- und Bildungsspannungen zwischen Franken und Germanen und die Fragen um Wahrheit bilden die zentralen Problemkreise in diesem Lustspiel, welches Prutti im Kapitel 5 näher untersucht. Das Welttheaterschema spiegelt sich im Lustspiel insofern wider, als dass ein geistlicher Herr und sein weltlicher Diener gemeinsam miteinander antreten und beide auf Gott setzen. Das Versuchungsschema wird internalisiert und die externe Versucherrolle von einer fremden Frau übernommen. Wie in den meisten Stücken von Grillparzer überschätzt der männliche Protagonist sein eigenes Ich und wird mit ästhetischen Mitteln zurechtgestutzt, quasi erzogen. Das Lustspiel spielt aber auch in satirischer Absicht mit den kulturellen Differenzen zwischen Österreich und Deutschland. Prutti nennt etliche Beispiele von Grillparzers eigener Auseinandersetzung mit der deutschen Gegenwartskultur, die mitunter stark polemische Züge tragen. Im sechsten Kapitel widmet sich Prutti einem weiteren zentralen Thema von Grillparzers Dramatik: der Problematik von Herrschaft und Geschlecht anhand der Königinfiguren in den Trauerspielen „König Ottokars Glück und Ende“ und „Die Jüdin von Toledo“. Die Bereiche Politik und Erotik werden in beiden Stücken eng miteinander verknüpft. Körperschaftsmetaphorik, allegorische und reale Attribute werden gezielt eingesetzt, um politische Macht zu konstruieren. Die Frau als figurative Krone der Schöpfung soll im Laufe der Dramenhandlung in eine reale Stütze der männlichen Herrschaft transformiert werden. In Grillparzers Ottokar-Drama werden zwei Königinnen-Rollen miteinander kontrastiert: die heidnisch-ungarische Kunigunde und die christlich-österreichische Margarethe, welche als Fetisch einer männlich bestimmten Herrschaftsordnung einen postmortalen Glanzauftritt als eingesargte Leiche beim abschließenden Gründungsakt des habsburgischen Feudalstaates hat. Die restaurative Herrschaftsvision wird zudem durch Anleihen bei barocken Strukturelementen und emblematischen Bildkomplexen untermauert

(Zeichen des Kreuzes, Kaisermantel). Die ungarische Kunigunde fungiert als Wiedergängerin der heidnischen Fortuna und der barocken Furie, die Ottokars Untergang mit verursacht. Die kühle, wortkarge Eleonore soll die Modernisierung und Rationalisierung der staatlichen Gewalt versinnbildlichen und fungiert als Artikulationsfigur des traditionellen christlichen Antisemitismus. Das abschließende Kapitel (Epilog) widmet sich dem Thema der Blicke bei Grillparzer, das durch Textbeispiele aus den Prosatexten und Gedichten veranschaulicht wird. Auf der Suche nach der Inszenierung des männlichen Liebenden in Texten mit deutlich erkennbarem autobiographischem Bezug analysiert Prutti die unterschiedlichen Blickinszenierungen in Grillparzers Liebestheater. Pruttis umfassendes Buch über Grillparzers Theater im Spannungsfeld von Moderne und Tradition wird mit einer detaillierten Bibliographie abgeschlossen, die zu einer weiteren Beschäftigung mit dem Leben und Werk des österreichischen Dichters anregt.

Brigitte Tumfart (Wien)

Hartmut Kircher: Heinrich Heine. Marburg: Tectum (Literatur Kompakt) 2012.

Die Reihe *Literatur Kompakt* richtet sich neben allgemein interessierten Lesern an Studierende und Oberstufenschüler und ist in der optischen Darstellung an die „veränderten Lern- und Rezeptionsgewohnheiten heutiger Schüler und Studenten“¹ angepasst.

Die Gestaltung ist übersichtlich und ansprechend. Schlagworte am Seitenrand ermöglichen schnelles Zurechtfinden, zudem sind die Kapitel jeweils mit hilfreichen Karten- und Bildmaterial ausgestattet. Eine Zeittafel der wichtigsten Lebensstationen und Publikationsdaten sowie eine Übersicht über relevante Orte in Heines Biographie folgen dem einleitenden Kapitel und bieten einen ersten groben Überblick sowie die Möglichkeit, beim Zurückblättern die in späteren Kapiteln besprochenen Werke und Lebensabschnitte in den Kontext einzuordnen. Am Ende des Bandes befinden sich Glossar, Literaturverzeichnis sowie Werk- und Stichwortregister.

Im ersten Kapitel führt Kircher einleitend an Heine und die ambivalente Rezeption seines Werks vom 19. Jahrhundert über die unterschiedliche Aufnahme in Ost- und Westdeutschland und die langsame Rehabilitierung

1 <http://www.tectum-verlag.de/weitere-bereiche/literatur-kompakt.html> (11.2.2014).

Heines nach 1945 bis heute heran. Dabei lässt er verschiedene Stimmen von Zeitgenossen und späteren Kritikern zu Wort kommen.

Das Kapitel „Leben und Werk“ referiert knapp und pointiert wichtige Stationen in Heines Leben, wobei Informationen zu politischen bzw. gesellschaftlichen Hintergründen an den entsprechenden Stellen eingeschoben werden, sodass ein leichtes Verständnis ohne umfassende Vorkenntnisse möglich ist. Hervorzuheben ist auch der Zeitstrahl auf der Doppelseite 50/51, der die Begegnung mit wichtigen Persönlichkeiten, entscheidende Lebensstationen, die Publikationsdaten ausgewählter Werke und den groben historischen Hintergrund synchronisiert, sodass Anhaltspunkte für weitergehende Recherchen in Bezug auf politische und literaturgeschichtliche Hintergründe sichtbar werden.

Die Kapitel IV-VIII besprechen ausgewählte Werke nach Gattungen, wobei es Kircher nicht um eine lückenlose Darstellung oder Abarbeitung der Texte nach bestimmten Kriterien geht, sondern um die Präsentation einzelner Aspekte, die für das Schaffen Heines charakteristisch sind. So behandelt er u.a. die Entwicklung seines Stils, das Reisebild als innovative literarische Form, den Einfluss biographischer Erlebnisse auf die Stoffwahl, geht auf wichtige Schlagworte der 30er und 40er Jahre ein und vernachlässigt es dabei nicht, kontroverse Stimmen der Heineforschung zu Wort kommen zu lassen. An einigen Stellen steigt er exemplarisch in die Entschlüsselung und Interpretation spezieller Passagen ein und verweist auf entsprechende Forschungsliteratur zur Vertiefung.

Kircher enthält sich jeglicher Wertung in Bezug auf politische Positionen Heines, die heute zum Teil immer noch kontrovers diskutiert werden, hebt aber dessen Rolle als früher Vermittler zwischen Deutschland und Frankreich sowie den scharfen Blick auf politische und soziale Probleme seiner Zeit hervor (vgl. S. 58). Auch in der literaturgeschichtlichen Positionierung ist Kircher zurückhaltend, so wird beispielsweise die Frage nach einer genauen Einordnung Heines in das schriftstellerische Umfeld nicht explizit gestellt, wenngleich seine Verwurzelung in der Romantik, seine Ablehnung ‚der Tendenz‘ und der neue Stil für den Leser eigene Rückschlüsse zulassen.

Befremden mag mitunter, dass an der einen oder anderen Stelle Bewertungen eingefügt sind wie „[d]as vielleicht vollkommenste Lied Heines“ (S. 184) oder „[d]as wohl schönste Lied dieses Zyklus“ (S. 191) sowie Verknüpfungen von biographischen Details mit literarischen Darstellungen. So heißt es beispielsweise mit Bezug auf *Tannhäuser* über die „Rückkehr zu der schönen Frau Venus mit den übermächtigen Reizen“ folgendermaßen:

„Heines Mathilde wirkte wohl so auf ihren späteren Ehemann“ (S. 194). Dies scheinen aber eher verirrte Einsprengsel zu sein, die aus der ansonsten sachlichen Darstellung herausstechen.

Insgesamt ermöglicht der Band einen ansprechenden Überblick über Leben und Werk Heinrich Heines sowie über Hintergründe und Wirkung. Die Auswahl der besprochenen Texte ist dem Ziel geschuldet, möglichst vielfältige Aspekte in Heines Werk darzustellen, ohne sehr komplexe Sachverhalte zu weit aufrollen zu müssen, gleichzeitig aber auch, ohne vom wissenschaftlichen Anspruch abzulassen, sodass der Band für Oberstufenschüler und Studierende einen optimalen Einstieg in die literaturwissenschaftliche Beschäftigung mit Heine bietet.

Janina Schmiedel (Hannover)

Karl Gutzkow: Aus der Knabenzeit (1852). Textkritische und kommentierte Ausgabe. Hg. von Peter Hasubek. Hildesheim – Zürich – New York: Georg Olms Verlag, 2013.

Als diese Schrift erstmals erschien, lag die Niederlage der Revolution von 1848 gerade zweieinhalb Jahre zurück. An sie erinnert der Autor gleich zu Beginn, wo er die „Wohnung des Prinzen von Preußen“ erwähnt, „des Drachentödters der ‚Revolution““ (S. 18; der spätere Kaiser Wilhelm I. liquidierte 1849 die pfälzische und die badische Republik). Dennoch beabsichtigt Gutzkow nicht einen vorwurfsvollen Blick zurück. Auch einen nostalgischen auf seine eigene „Knabenzeit“ (1811-1821) nicht. Obwohl er seinem Werk einige Charakteristika einer Autobiographie verleiht, verwahrt er sich im ersten Absatz seines Vorworts – von sich hier wie meist in der 3. Person Singular sprechend – „gegen die Auslegung ..., als hätte er ein Entwicklungsbild von sich selbst entwerfen wollen“ (S. 7). Das verbale Element „Entwicklung“ kehrt im selben Vorwort in einem zweiten Kompositum wieder, in genau dem Stichwort, das die eigentliche Bestimmung des Buchs verrät. Welche?

Die Antwort erhält man auf dem Umweg über einen Hinweis: 1848 veröffentlichte Gutzkow seine Schrift: „Deutschland am Vorabend seines Falles oder seiner Größe“ (neu hg. von Walter Boehlich, Frankfurt/M. 1969), worin er für die Größe mehrere Kriterien anführt, darunter die friedensstiftende Rolle: „Unser Volk, so organisirt, wie es sein sollte, könnte allen Völkern an Großmuth und Gerechtigkeit voranleuchten und durch die That

beweisen, warum Weltweise, wie Kant und Herder, Prediger des ewigen Friedens, in Deutschland geboren wurden.“ (S. 27)

Als die Revolution 1849 ihren Feinden erlag, war die Chance vertan, von „Voranleuchten“ keine Rede mehr (wie auch in den Geschichtsperioden danach in Wahrheit keine davon sein konnte). Ließ Gutzkow 1848 in seinen Reflexionen über die Vergangenheit des Reichs sowie über dessen Gegenwart die Möglichkeit einer helleren Zukunft aufscheinen, so 1852 ebenfalls; 1848 die des ganzen Volkes, nunmehr die der Stadt seiner Geburt. Seine entsprechende Aussage deutet auf sein Vorhaben, das unter seinen Zeitgenossen gängige ungünstige Bild Berlins zu revidieren: „Und doch besitzt Berlin in sich selbst eine weit bessere Entwicklungsfähigkeit, als die speziellen Interessen der dortigen Tonangabe ihm seit fünfzig Jahren gestatten wollen.“ (S. 8) Fünfzig Jahre zurück kommt man in das Berlin von 1802, wo ein Jahrzehnt zuvor (1792) eine konterrevolutionäre Armee gegen die Französische Revolution ins Feld gestellt worden war, gelangt man in die Hauptstadt eines Königreichs, welches alsbald, 1806, durch seine Niederlage bei Jena in die vollkommene Katastrophe geriet. Und drei Jahre, bevor der Autor den zuletzt zitierten Satz abfaßte, waren aus derselben Stadt abermals konterrevolutionäre Truppen in entfernte Regionen in Marsch gesetzt worden, unter der Leitung eben jenes „Drachentödters“.

Die Abfolge: konterrevolutionäre Vergangenheit – von der Reaktion beherrschte Gegenwart – Ermittlung des rettenden Prinzips in der Zukunft, diese denkstilistische Triade preßt Gutzkow in seinem Text zuweilen in einen einzigen Satz. Er rühmt den Effekt der Handwerkervereine, dazu den der „Bezirksversammlungen“: „In den neuesten Revolutionszeiten“ hätten sie allesamt „veredelnd für den Niedrigen, wie anregend für den Höhergestellten“ gewirkt“. Jedoch: „Die Gewehrkolben der Reaction haben aber auch mit diesem Fortschritt der Volksbildung den bekannten staatsrettenden Kehraus gespielt und die alte Bettelwirthschaft der Ueppigkeit ist wieder in solcher Blüthe aufgeschossen, daß wir aus innerster Überzeugung erklären müssen, Religion und Christenthum im Volk sind nur noch durch die sinnigste Cultur der freien Gemeinden, Bürgertugend und Volksittlichkeit nur durch die staatsrechtlich begründete Demokratie zu retten.“ (S. 143f.) „Demokratie“ ist, zusamt „Emancipation“, der von Gutzkow in seiner Schrift am höchsten gestellte Begriff.

Im Vorwort benennt er außer seiner Bemühung, die preußische Hauptstadt in ein günstigeres Licht zu rücken („Nächst dem Interesse des Schauplatzes ...“) mehrere weitere Ziele: die Darstellung „von Seelen- und

Lebenszuständen“ und gelegentliche Beiträge zur „Gesellschaftskunde“. Das erste hiervon ähnelt den Zwecken, die sich die „Mentalitätsgeschichte“ der Moderne setzt, das zweite klingt an die Zielsetzung der Soziologie an oder jedenfalls an diejenige einer „Wissenschaft ..., über die wir kürzlich von *W. H. Riehl* ein so förderndes Buch erhalten haben“ (S. 8f.). Hier bezieht er sich auf die Untersuchung „Die bürgerliche Gesellschaft“ (1851) seines Zeitgenossen Wilhelm Heinrich Riehl (1823-1897). Drittens stelle er sich „die letzte Aufgabe, ein allmähliges sich Entwinden und langsam frei werdendes Losringen von einem tiefeingepflichten und fast zur andern Natur gewordenen spezifischen ‚patriotischen‘ Lokalgeiste zu schildern“ (S. 9). Die Distanz zum autobiographischen Schreiben zeigt sich an dieser Stelle in der Vermeidung des Possessivpronomens „mein“, so als sei von einem ubiquitären, den Zeitgenossen eigentümlichem „Entwinden, Losringen“ die Rede. Endlich versichert der Verfasser, daß er, selbst wenn er in seiner „Wort- und Bilderwahl“ übertreibe, ausschließlich auf „Thatsachen“ fuße (S. 9).

Zu den Tatsachen zählen historische Reminiszenzen; z. B. das preußische Desaster von Jena, dazu „die losplatzende Lächerlichkeit der alten Generale in Steifstiefeln, die die Leute weinend zur Ruhe verwiesen“ (S. 41); das ist eine Anspielung auf das Plakat des Ministers Graf von der Schulenburg-Kehnert mit der Aufforderung, welche auch den Titel des Romans „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ von Willibald Alexis lieferte. Zum Material des Buchs rechnen Beobachtungen aus der Sphäre der Religionen und Kirchen. In einem „Conventikel“ äußert sich der Prediger über die Gegenwart: „Schlechte Zeiten“ (S. 115). Zum Vergleich: Der erste Satz in Raabes Erstling „Chronik der Sperlingsgasse“ (1856) lautet: „Es ist eigentlich eine böse Zeit!“ – Schlechte oder böse Zeit sind kaschierende Äquivalente für das Lexem ‚Reaktionsperiode‘. Der Autor konstatiert: „Die Religion aber stirbt immer mehr als Bindemittel des Hauses ab ...“ (139). Als Ersatz schlägt er „das tiefreligiöse Gemeinschaftsgefühl des Deutschkatholicismus und der freien Gemeinden oder die politische Emancipation“ vor (ebd.). Sogar die schöngeistige Literatur rückt unter den Aspekt der Befreiung von kirchlicher Repression, wenn er eine eigene Lektüreerfahrung berichtet: „Die allmähliche Erlösung von dem gewaltigen Druck einer dumpfen überreligiösen Stimmung förderte auch eine alte zerrissene Uebersetzung des Don-Quixote ...“ (S. 126; „Uebersetzung“ = das Subj. des Satzes.) Von Zeit zu Zeit mischt sich eine mythologisierende Tendenz ein, die Komik erzeugt, ob vorsätzlich oder unfreiwillig, so wenn eine private Fehde zwischen Frauen im Bilde des Nibelungenlieds geschildert wird: „Brunhild und Chriemhild in einer

einzigem Küche!“ (S. 29) Der Auflockerung der Darstellung dienen die eingeleiteten Anekdoten und kurzen Erzählungen, z. B.: die „Geschichte vom Ringe“ (S. 46-48; nicht identisch mit der Ring-Parabel). Öfter einmal fügt der Autor anthropologisch-psychologische Sentenzen ein, etwa: „Die Sorge kann sogar den Trieb der Freiheit für immer auslöschen.“ (S. 94) Was Dichter im 20. Jahrhundert gewöhnlich als „Untertanengeist“ anprangerten (prototypisch: Heinrich Manns Roman „Der Untertan“), hieß im 19. in der Regel „Servilismus“. Dieser erregte den Zorn des jungen Karl: „Der Knabe entdeckte mehr Servilismus bei den Gebildeten, die er bald kennen lernen sollte, als bei den Armen, die ihm charaktvoller schienen.“ (S. 146; den Kampf gegen den Servilismus führte zur selben Zeit auch Gutzkows Zeitgenosse Alexis.) Damit im Einklang hob der Autor gegenüber den gebildeten Schichten die einfachen Menschen auf „untern Lebensstufen“ und ihr Selbstbewußtsein hervor, die „viel Tausende von Entwicklungen“ solcher preisend, „die sich nur im niedersten Striche hielten und doch niemals dumpf oder ganz bewußtlos brütend auf plattem Boden hinkrochen“ (S. 35).

Peter Hasubek, der verdienstvolle Vormärz-Forscher und Immermann-Spezialist, gab nun Gutzkows Buch neu heraus, mit Hinzufügung eines genauen Kommentars, einer Sammlung interessanter Rezeptions-Belege sowie eines instruktiven Nachworts („Anhang“), worin er vor allem Ansätze der Interpretation vorstellt. Bei Würdigung der Rezeption des Werks im Nachmärz bemerkt er an Schwerpunkten der Kritik: neben dem Vorwort „das Problem der Schilderung des autobiographischen Ich im Verhältnis zu der Beschreibung Berlins, ferner das Verhältnis zu anderen zeitgenössischen und klassischen Autobiographien“ (S. 208), endlich noch die Sprachgebung des Texts. Für das autobiographische Moment nominiert er die Anregungen durch die Selbstlebensbeschreibungen vor allem Immermanns (dessen „autobiographisches Konzept“ Gutzkow sich „weitgehend zu eigen gemacht hat“, S. 334) und des Dänen H. C. Andersen („Das Märchen meines Lebens ohne Dichtung“, 1847, erweitert: „Meines Lebens Märchen“, 1855 und 1871); an Berlin-Literatur des 19. Jahrhunderts mußte Gutzkow Heines „Briefe aus Berlin“ (1822) gekannt haben. In die Tradition der Berlin-Literatur gehört ebenfalls der große Roman von Alexis: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“, der gleichzeitig mit Gutzkows Buch 1852 erschien, ein dichterisches Bild der Zeit vor (damals) 50 Jahren, der Ära von Jena (1806). Zu nennen wäre außerdem von Alexis auch der Aufsatz „Berlin in seiner neuen Gestaltung“ (1838; ursprünglich in Bd. 1 des „Conservations=Lexikons der Gegenwart“

von Brockhaus, S. 453-463, Wiederabdruck: Willibald=Alexis=Bund, Jb. 1928, ersch. 1929, S. 53-64), zudem die Monographie „Berlin“ von Ernst Dronke (1846). Dieser Verfasser erlitt wegen seiner Schrift Verfolgungen, Erfahrungen, wie sie vergleichbar auch Gutzkow machen mußte (1835). „... an Großmuth und Gerechtigkeit voranleuchten ...“?

Hasubek resümiert: „Gutzkows autobiographische Schrift ist ein aus widerstreitenden Intentionen bestehender Zwitter, halb topographisch-zeitgeschichtliches (fragmentarisches) Tableau Berlins und der Zeitgeschichte von 1811 (und früher) bis 1851, halb Selbstdarstellung mit einem bemerkenswerten Quantum an Details einer persönlich-kindlichen Entwicklungsgeschichte ...“ Sie stelle bei alledem „ein interessantes autobiographisches Experiment“ dar (S. 340f.). „Zugespitzt kann man formulieren, daß bei Gutzkow das Konzept der Autobiographie (teilweise) als Vehikel zur Darstellung der Zeit, der Wirklichkeit, des kulturellen Lebens, der Geschichte dient.“ (S. 343)

Eine Lektüre, besonders allen empfohlen, die im *heutigen* Berlin „eine weit bessere Entwicklungsfähigkeit“ wittern, „als die speziellen Interessen der dortigen Tonangabe ihm seit fünfzig Jahren gestatten wollen“ ... oder vielmehr seit nunmehr runden zweihundert.

Wolfgang Beutin (Bremen)

Jesko Reiling (Hg.): Berthold Auerbach (1812-1882). Werk und Wirkung. Heidelberg: Winter, 2012.

Galt Berthold Auerbach bis vor wenigen Jahren in der Literaturforschung noch als fast vergessener Autor, und verband man mit dem Namen Auerbach viel eher den Literaturwissenschaftler Erich Auerbach als den im 19. Jahrhundert hoch geschätzten und international berühmten deutsch-jüdischen Schriftsteller Berthold Auerbach, so lässt sich in den letzten drei Jahren eine erstarkte Auseinandersetzung mit dem Autoren Berthold Auerbach diagnostizieren. Davon zeugen nicht nur einige Dissertationen (u.a.: Petra Schlüter: *Berthold Auerbach. Ein Volksaufklärer im 19. Jahrhundert*, Würzburg 2010, sowie Bettina Wild: *Topologie des ländlichen Raums. Berthold Auerbachs Schwarzwälder Dorfgeschichten und ihre Bedeutung für die Literatur des Realismus*, Würzburg 2011), sondern vor allem eine Anzahl von Arbeiten, die anlässlich des 200. Geburtstags Auerbachs am 28.2.2012 erschienen. Zu nennen sind hier eine Dokumentation eines Seminarprojekts an der

Universität Marburg (Literaturkritik.de, Nr. 3 2013), sowie zwei Sammelbände. Zum einen der erst kürzlich erschienene, im Rahmen einer Tagung an der Bergischen Universität Wuppertal entstandene Sammelband von Christof Hamann und Michael Scheffel (Christof Hamann/Michael Scheffel (Hg.): *Berthold Auerbach. Ein Autor im Kontext des 19. Jahrhunderts*, Trier 2013), zum anderen der hier rezensierte, vom Berner Germanisten Jesko Reiling herausgegebene Band zu Berthold Auerbachs „Werk und Wirkung“.

Der Band Reilings hebt sich innerhalb dieser Publikationen durch die gelungene Zusammenführung von LiteraturwissenschaftlerInnen und AkteurInnen der öffentlichen Literaturvermittlung im Museum ab. Diesem Umstand ist nicht nur die reiche Illustrierung des Bandes zu verdanken, die von Archivbeständen wie handschriftliche Briefe, über Buchillustrationen bis hin zu einer mit dem „Judengift“-Stempel der NS-Zeit versehenen Ausgabe reicht. Sondern es zeigt sich durch die Heterogenität der Beiträge, wie vielschichtig Auerbachs Werk ist, und wie sich durch die vielseitigen Zugänge und Forschungsfragen sowohl neue Einsichten in das Werk Auerbachs, als auch Erkenntnisse über dessen Bedeutung für die Literatur des 19. Jahrhunderts ergeben. Das Anliegen des Bandes ist es, Werk und Wirkung Auerbachs zu beleuchten, wobei das hartnäckig tradierte Vorurteil, „Auerbach sei lediglich ein trivialer Heimatdichter, der idyllisch verklärende, sentimentalische und moralisierende Unterhaltung biete und folglich für die Germanistik von keinem besonderen Forschungsinteresse“ (S. 7) sei, widerlegt werden soll. Die Zusammenstellung der Beiträge innerhalb der kulturgeschichtlichen Perspektive des Sammelbandes belegt hierbei, dass das Werk Auerbachs sowohl Modernität und Aktualität aufweist, als auch wichtige Diskurse des 19. Jahrhunderts zu bündeln weiß, womit das Trivialitätsverdikt als ausgehebelt erscheint. Der Verdienst des Sammelbandes ist es, vor Augen zu führen, dass sich eine erneute Beschäftigung mit Auerbach auf vielfältige Art und Weise lohnt. Der Band ist hierfür in vier Rubriken unterteilt. Beginnend mit einer ideengeschichtlichen Verortung Auerbachs in „I Traditionen“, folgt der große Block „II Schwarzwälder Dorfgeschichten“, woraufhin die nur zwei Beiträge umfassende Rubrik „III Romane“ anschließt, um mit der offenen Sektion „IV Auerbach und seine Zeit(-genossen)“ einen Abschluss zu finden. Die Einteilung ist durchaus plausibel gewählt, spiegelt sie durch ihre Gewichtung den Umfang und die Bedeutung der Werkteile Auerbachs wider, dessen Erfolg vor allem auf seinen zahlreichen Dorfgeschichten beruhte. Trotzdem kommen die literaturtheoretischen und publizistischen Arbeiten sowie die anderen Gattungen innerhalb seines Schaffens

nicht zu kurz. So wird in der Sektion I die Prägung Auerbachs durch den Spinozismus (Matysik) beleuchtet, sowie Auerbachs zentrale literaturpolitische Zielrichtung, die Volksaufklärung, untersucht. Hierbei werden sowohl poetologische Überlegungen Auerbachs innerhalb des ‚Volksgeist‘-Denkens des 19. Jahrhunderts verortet (Reiling), als auch das Genre der Kalendergeschichte (Böning) und die publizistische Tätigkeit Auerbachs (Ballmann) näher untersucht. Dabei wird anschaulich dargelegt, inwiefern Auerbach mit seiner schriftstellerischen Tätigkeit an einem sowohl humanistischen, als auch nationalpolitischen Projekt mitwirkte, was die Zwischenposition Auerbachs zwischen Vormärz und bürgerlichem Realismus, den dieser mit seinen Dorfgeschichten mit begründete, verdeutlicht. Folgerichtig widmen sich einige Beiträge der Sektion II der Rezeption und den intertextuellen Zusammenhängen von Auerbachs Dorfgeschichten und realistischen Autoren, wie Storm (Lukas), sowie Keller und Birch-Pfeiffer (Aurnhammer/Detering). Des Weiteren belegen die Analysen der Artikel die Modernität der Erzählungen Auerbachs, die Aspekte wie Kapitalismuskritik (Lewis) und kollektive Identitätssuche (Wild) beleuchten. Das Spektrum der unterschiedlichen Perspektiven auf die Dorfgeschichten wird durch den regionalgeschichtlichen Ansatz, der sich der dichterischen Überformung des Heimatortes Auerbachs widmet (Lipp), erweitert. Dass die Romane Auerbachs bis heute zu Unrecht als unbedeutend angesehen werden, widerlegen die beiden Artikel der Rubrik III (Ajouri, Horch) anschaulich. In der Sektion IV wird schließlich die Auseinandersetzung mit Auerbachs Werk durch Beiträge zu seinem dramatischen Schaffen (Kittelmann) als auch seinen politischen Ansichten im *Tagebuch aus Wien* (1849) (Kapp) abgerundet, woraufhin die folgenden Beiträge die Wirkung Auerbachs innerhalb seiner Zeit exemplarisch anhand dessen problematischen Beziehungen zu Theodor Fontane (Sandherr) und Richard Wagner (Oesterle) beleuchten. Schlussendlich wird mit dem hiermit aufgegriffenen Themenkomplex des Antisemitismus im letzten Beitrag zur antisemitischen Demontage der Auerbach'schen Literaturproduktion (Regenbogen) eine Erklärung für die in der Einleitung diagnostizierte „prekäre Zwischenposition“ Auerbachs „im Grenzbereich des kollektiven Gedächtnisses“ (S. 7) geliefert. Die 17 Beiträge des Sammelbandes beleuchten, wie der Herausgeber zu Recht anführt, „allenfalls exemplarisch, aber keinesfalls umfassend oder gar abschließend“ (S. 11) das Werk und die Wirkung Auerbachs. So bleiben einige Aspekte völlig unberücksichtigt, wie etwa die globale Rezeption Auerbachs, die durch zahlreiche Übersetzungen vor allem in Amerika und Russland belegt ist. Es wird zwar eine

Holzschnitt-Illustration der russischen Übersetzung der Dorfgeschichten aus dem Jahre 1967 gezeigt (S. 284), doch bleibt diese innerhalb des Sammelbandes gänzlich unkommentiert. Dabei gibt es viele interessante Bezüge nach Russland; nicht zuletzt Auerbachs Beziehung zu Turgenjew und die Wertschätzung durch Tolstoi sind in diesem Kontext erwähnenswert. Gerade die intellektuellen Netzwerke Auerbachs zu anderen bedeutenden Autoren und Denkern des 19. Jahrhunderts bieten noch vielerlei Forschungsmöglichkeiten, wozu die Beiträge des Sammelbandes einige Ansätze liefern, so z.B. das Verhältnis zwischen Auerbach und den Völkerpsychologen oder dessen Beziehung zu Gottfried Keller. Zudem ermöglichen Auerbachs literaturtheoretische Überlegungen weitere Forschungsansätze, die hoffentlich mit der in Bälde erscheinenden Neu-Edition der Auerbach'schen Schriften zur Literatur (Berthold Auerbach: Schriften zur Literatur, hg. und mit einem Nachwort versehen von Marcus Twellmann, Göttingen 2014) zusätzliche Anregung erfahren werden.

Anna-Maria Post (Erfurt)

Bodo Morawe: Faszinosum Saint-Just. Zur programmatischen Bedeutung der Konventsrede in „Danton's Tod“ (II,7) von Georg Büchner. Bielefeld: Aisthesis 2012. / Ariane Martin/Bodo Morawe: Dichter der Immanenz. Vier Studien zu Georg Büchner. Bielefeld: Aisthesis 2013. / Daniela Bravin: Zeit und ihre Nutzung im Werk Georg Büchners. Eine Untersuchung zeitgenössischer Quellen. Bielefeld: Aisthesis 2012 / Georg Büchner und das 19. Jahrhundert. Hg. von Ariane Martin und Isabelle Stauffer (= Vormärz-Studien 22), Bielefeld: Aisthesis 2012.

In seinem Essay „Faszinosum Saint-Just“ versucht Bodo Morawe sich an einer Widerlegung der These, die Konventsrede Saint-Justs in *Danton's Tod* diene der „Denunziation des Jakobiners“ (Klappentext); diese Behauptung einer „im elfenbeinernen Turm der Germanistik gefangene[n] Forschung“ (S. 46) werde nämlich „weder dem dichterischen Text noch dem Profil des Dichters oder dem Kontext der Dichtung gerecht“ (S. 44 Fußn. 122). Die von Morawe so vehement angegriffene, „von Szondi bis zu Dedner, von Lehmann bis zu Nagel, von Poschmann bis zu Thomas Michael Mayer einhellig vertretene und immer wieder bedenkenlos fortgeschriebene Denunziationsthese“ (S. 44 Fußn. 122) besteht in der Überlegung, Saint-Justs Vergleich: „Die Revolution ist wie die Töchter des Pelias; sie zerstückt die Menschheit um sie zu

verjüngen“ entlarve dessen politisches Programm als falsche Versprechung, da der Pelias des Mythos durch die genannte Operation eben nicht (wie von seinen Töchtern erhofft) verjüngt wird, sondern an ihr stirbt. Dies möchte Morawe entkräften, indem er behauptet, Saint-Just berufe sich eigentlich gar nicht auf den Pelias-, sondern auf den verwandten Aeson-Mythos (wo die Operation der Tötung und Verjüngung gelingt). Dieser sei in der zeitgenössischen Diskussion mit dem Pelias-Mythos „kontaminiert“ worden (S. 73) – und tatsächlich kann Morawe diese Kontamination bei Charles Nodier, der Saint-Justs Vergleich im *Dernier banquet des Girondins* in einer sehr ähnlichen Formulierung vorwegnimmt, nachweisen (S. 63f.). Anstatt sich nun aber konsequent auf diese Quelle zu stützen, referiert Morawe über zwanzig (!) Seiten seines knapp hundert Seiten umfassenden Essays, wie sich die Revolutionskritiker (Hobbes und Burke) stets auf die Peliaden und die Revolutionsbefürworter (Diderot und Forster) ebenso ausschließlich auf Aeson berufen. Wie die nur bei Nodier belegte Kontamination bereits bei diesem als „Topos“ bezeichnet werden kann (S. 70), muss so völlig rätselhaft bleiben. Dabei hätte etwas mehr Vertrauen in Nodiers Autorität Morawes Argumentation entscheidend stützen können, denn die Konventsrede weist durchaus weitere Entsprechungen zu Nodier auf, die Morawe allerdings nur beiläufig und in einem anderen Zusammenhang erwähnt (S. 85 Fußn. 217). Schwerwiegender als diese handwerklichen Mängel bei der Präsentation einer wichtigen und innovativen These wiegt Morawes Vernachlässigung des Textzusammenhangs der Konventsrede innerhalb des Dramas. Nur ein einziges Mal weitet sich der Blick des Essays auf eine Textstelle außerhalb der Konventsrede. Dies überrascht angesichts des Anspruchs, eine neue Gesamtdeutung für *Danton's Tod* vorzulegen und die vorherrschende „Auffassung [...], die das Drama als ein antijakobinisches Stück betrachtet und die hier grundsätzlich bestritten wird“ (S. 10 Fußn. 6), zu widerlegen. Morawes Vergleich der Konventsrede mit dem Dialog zwischen Danton und Julie deckt jedoch unfreiwillig die elementaren Unterschiede in der Figurenzeichnung auf: Wenn Morawe konstatiert, Dantons Äußerungen gingen „bei der Einschätzung und Begründung der Gewalt als Mittel der Revolution weit über die Konventsrede hinaus“ und dieser müsse daher „bei genauer Betrachtung [...] als der eigentliche ‚Schreckensmann‘ erscheinen“ (S. 53), ignoriert er Büchners Sympathie lenkung zugunsten seiner Titelfigur, die hier eben darauf beruht, dass Danton nicht wie Saint-Just lediglich in der öffentlichen Sprechsituation des demagogischen Verführers, sondern in einer intimen Unterhaltung als selbstkritischer Zweifler präsentiert wird und daher für den

Leser bzw. Zuschauer ein wesentlich höheres Identifikationspotenzial besitzt als Saint-Just. Morawes These überzeugt daher nur bis zu dem Punkt, wo er die Grenzlinie zur biographischen Deutung hin überschreitet; wenn er dagegen, ausgehend von der mindestens gewagten Behauptung, dass „die ganze Konventsrede die innersten politischen und sozialen Überzeugungen des Dichters zum Ausdruck bringt“ (S. 88), die Saint-Just in den Mund gelegten Worte mit privaten Äußerungen Büchners sowie zeitgenössischen politischen und philosophischen Texten (v.a. Heines) vergleicht, ohne dabei die verschiedenen Aussagemodi zu reflektieren, wird seine Argumentation aus literaturwissenschaftlicher Sicht bedenklich.

Dieses Problem klärt sich ein Stück weit, wenn Morawe zusammen mit Ariane Martin unter dem programmatisch verstandenen und im Vorwort vorbildlich definierten Titel „Dichter der Immanenz“ je eine Aufsatzfassung 2012 gehaltener Vorträge mit jeweils einer etwas längeren Abhandlung vereint. Zunächst nimmt Martin unter dem Titel „Unzucht mit Würmern“. Sexualität und Tod bei Georg Büchner“ drei wichtige Diskurse in den Blick, die *Danton's Tod* ihrer Auffassung nach den „Körperdramen“ zuordnen (S. 25): den Sexualdiskurs, dessen Zensur durch Gutzkow und spätere Herausgeber ausführlich referiert wird, den schon im Titel omnipräsenten Todesdiskurs, der in seiner Verflechtung mit dem Sexualdiskurs auf ikonographische Darstellungen des Mittelalters wie auf zeitgenössische Moralvorstellungen zurückgreife, und die soziale Frage, die Sexualität und Tod auf einen dritten Körperbereich, den des Hungers, beziehe. Martins facettenreicher Überblick über die Verwendung des Motivs in Büchners Drama stellt dabei interessante Querverweise innerhalb des Textes sowie andeutungsweise auch des Gesamtwerks her und macht plausibel, wie die gegenseitige Annäherung der eigentlichen und metaphorischen Verwendung im Sprechen über Würmer die Kreatürlichkeit des Menschen entlarvt. Wie im „Faszinosum Saint-Just“ geht es Morawe auch in seiner Studie „Die Revolution ist ein und dieselbe“. Geschichtsschreibung der Gegenwart und hybride Poetik in *Danton's Tod*“ darum, eine weitgehende Entsprechung zwischen den politischen Ansichten des empirischen Autors Georg Büchner und denen seiner Figuren Robespierre und Saint-Just nachzuweisen, während der „Sympathieträger“ Danton (S. 42) das von Büchner verabscheute konterrevolutionäre Prinzip verkörpere. Ausgehend von der Feststellung, der empirische Autor Büchner begreife in Übereinstimmung mit den „Zeitgenossen von Heine bis Burckhardt und von Laponneraye bis Tocqueville“ die eigene Zeit als Fortsetzung der unabgeschlossenen Französischen Revolution (S. 32) fasst

Morawe das Revolutionsdrama als „Geschichtsschreibung der Gegenwart“ auf (S. 29) und stellt in der Folge stringent dar, wie die Hauptfigur Danton sich durch die Einforderung von Respekt für seine Verdienste und v.a. für seinen „Namen“ zu aristokratischen Prinzipien bekenne und gegen den Republikaner Robespierre stelle (S. 32-38). Hier löst Morawe den Spagat zwischen biographischer Hintergrundinformation und philologischer Analyse überzeugender als im Saint-Just-Essay: Er betont zunächst, dass es sich bei Büchners Geschichtsdrama um ein „hybride[s] Werk“ mit „hybriden Figuren, die gleichzeitig historische Figur und Kunst-Figur sind“, und einer „hybriden Rhetorik, die die Verschmelzung des geschichtlichen Originaltons mit dem dichterisch ‚frei und groß‘ Erfundenen [...] als das Wesensmerkmal des Dramas ausweist“ (S. 40), handelt. Morawes Schlussfolgerung: „Der ‚sympathische‘ Held, der sinnliche Danton, ist in Wirklichkeit der Antiheld, der die Sache der verhassten Geldaristokratie vertritt“ (S. 42) öffnet den Blick auf eine für die Intention des Textes fundamentale Frage (die Morawe allerdings nicht ausdrücklich stellt): Will Büchner seinen Titelhelden vor den Augen des Publikums als scheinheiligen Konterrevolutionär entlarven? Oder wirbt er mit dem Identifikationsangebot Danton nicht letztlich doch um Verständnis für die gerade im deutschen Publikum so verbreiteten Empörung über den unausgesetzten Terror Robespierres? Ob Büchner nun durch seine Sympathienlenkung darauf abzielt, mit dem Titelhelden auch dem Publikum die Fähigkeit zur eingeforderten permanenten Revolution abzusprechen, oder ob das Drama umgekehrt die permanente Revolution als menschenunmögliche Forderung zu erweisen sucht – in jedem Fall ergibt sich aus Morawes Ansatz eine Perspektive, die für die Forschung fruchtbar zu machen ist. Im zweiten Teil der Aufsatzsammlung untersucht Martins ausführliche Studie „Geschlecht, Gewalt, soziale Frage. Die Volkslieder in Büchners Dramen“ zunächst die Figuren, denen Büchner Volkslieder in den Mund legt, im Hinblick auf ihr Geschlecht und ihr soziale Herkunft. Auf dieser Grundlage zeigt sie, wie eng die ursprünglichen Publikationskontexte und Textzusammenhänge der in der Regel nur bruchstückhaft zitierten Lieder mit der Handlungssequenz, in die Büchner sie integriert, verwoben sind. Besondere Bedeutung kommt dabei der Frage zu, welche Quellen Büchner welchen Figuren zuordnet, wobei Martin insbesondere zwischen der Übernahme aus der mündlichen Tradition und der aus der romantischen Sammlung *Des Knaben Wunderhorn* unterscheidet. Es geht ihr dabei in erster Linie um „das Verfahren, Volkslieder so in einen sozial brisanten realistischen Handlungszusammenhang zu integrieren, dass sie sinnlich unmittelbar das

Geschehen kommentieren“ – ein Verfahren, für das Martin bestimmte Vorbilder und Vorgänger plausibel machen kann: „Dieses Verfahren war Büchner im Drama des Sturm und Drang präsent, ausdrücklich bei Lenz [...]. Beide Dramatiker, Lenz in den 1770er Jahren, Büchner in den 1830er Jahren, haben sich dabei an Shakespeare orientiert [...]“ (S. 125). In ihrer vorbildlichen Verbindung philologisch gründlicher Quellenstudien mit stets intersubjektiv nachvollziehbaren Interpretationsleistungen stellt Martins Studie einen wichtigen Beitrag zur Büchner-Forschung dar. Ebenfalls grundlegend zeichnet Morawes Abhandlung über „Philosophische Autopsie. Büchners Spinoza“ Büchners Auseinandersetzung mit dem Spinozismus seit der Schulzeit nach und kommt so zur Feststellung eines ebenso ambivalenten wie essentiellen Verhältnisses: „Büchner liest den Spinoza-Text mit Spinoza gegen Spinoza und indem er ihn gegen Spinoza liest, liest er ihn zugleich mit Spinoza über Spinoza hinaus, um immer tiefer in seinen programmatischen Subtext, den Gedanken der Immanenz, einzudringen und ihm so als Dichter-Philosoph seine epochale Sprengkraft zu geben.“ (S. 175). Dabei versucht Morawe erneut, Differenzen zwischen Äußerungen der Figuren in Büchners Dramen und denen des empirischen Autors in Briefen oder sonstigen nicht-fiktionalen Texten einzuebnen, was nicht immer überzeugend gelingt (vgl. z.B. S. 167-169) – anstatt schlicht auf den fundamentalen Unterschied des jeweiligen Wahrheitsanspruches zu verweisen. Dennoch leistet Morawe einen wichtigen Beitrag zur geistesgeschichtlichen Einordnung Büchners, indem sein Aufsatz die anfängliche These: „Kein Zweifel, Büchner ist schon als Schüler Spinozist gewesen, und er ist es sein Leben lang bis zu seinem frühen Tod geblieben“ (S. 130) mit starken Argumenten untermauert.

Anders als Morawe warnt Daniela Bravin in ihrer Monographie „Zeit und ihre Nutzung im Werk Georg Büchners. Eine Untersuchung zeitgenössischer Quellen“ vor einer Gleichsetzung der Meinungsäußerungen einzelner Figuren mit denen des empirischen Autors: „Es gehört zu den großen Leistungen Büchners, dass er Aussagen mit Grundsatzcharakter immer Figuren in den Mund legt, die durch einen Makel an ihrer Persönlichkeit oder ihrer gesellschaftlichen Stellung von vornherein nicht als der Realität entthobene, idealistische Prediger ewiger Wahrheiten taugen.“ (S. 294). Entsprechend geht Bravin von den in Büchners Briefen formulierten Vorstellungen aus und deutet diese vor der Folie der in der Schulzeit vermittelten christlichen, stoizistischen und bürgerlichen Wertvorstellungen im Bereich der individuellen Zeitgestaltung. Neben die Unterrichtsinhalte stellt Bravins positivistische Quellenstudie einige Texte Ludwig Tiecks, philosophiegeschichtliche

Darstellungen des Epikureismus und zeitgenössische Reiseberichte über die neapolitanischen Lazzaroni. Dabei kann sie manche dieser Quellentexte als Bezugspunkte der Dramen und Prosatexte Büchners nachweisen, was stellenweise zu einem vertieften Verständnis der Zeitauffassung in Büchners Werk beiträgt. Leider weist die Studie jedoch auch gravierende Mängel auf: So gibt Bravin die ausführlich untersuchten lateinischen Texte aus der Schulzeit an keiner Stelle im Original, sondern durchgängig nach Übersetzungen aus dem 20. Jahrhundert wieder. Dazu kommt eine nur sehr rudimentäre Sichtung und Diskussion der Forschungsliteratur (signifikant z.B. auf S. 158 oder 179). Vor allem aber erschöpft sich die Untersuchung häufig in ausschweifenden Paraphrasen der Quellentexte; Bravins eingestreute Erläuterungen sind dabei nicht selten von erschreckender Banalität. Das trifft leider auch auf die meisten Interpretationen der fiktionalen Texte Büchners zu; lediglich Bravins Ausführungen zur Figur des Hauptmanns aus dem *Woyzeck* (v.a. S. 163-176) verdienen eingehenderes Interesse.

Ausgehend von der im Vorwort der Herausgeberinnen Ariane Martin und Isabelle Stauffer formulierten Orientierung des Sammelbandes „Georg Büchner und das 19. Jahrhundert“ am New Historicism (S. 8) versucht Norbert Otto Eke in seinem Beitrag „Büchner und die Zeit“ Bravins Ansatz durch eine historische Perspektive zu ergänzen, wodurch es gelingt, den bei Büchners Figuren konstatierten Verlust der „Zeitsouveränität“ (S. 14) als Ausgangspunkt für Dantons resignative Haltung, Leonces Flucht in spielerischen Müßiggang oder die Sehnsucht nach starren Alltagsstrukturen beim Hauptmann aus dem *Woyzeck* nachzuweisen. In seiner historisch grundlegenden Studie „Georg Büchner und der französische Republikanismus der 1830er Jahre“ weist Bodo Morawe anhand der Briefe und dem *Hessischen Landboten* überzeugend nach, dass die „programmatischen Vorstellungen des französischen Republikanismus der 1830er Jahre [...] auch für Büchner maßgebend gewesen“ seien (S. 58). Bei der Vereinnahmung der fiktionalen Texte als ungebrochene politische Meinungsäußerungen des empirischen Autors macht Morawe es sich aber wieder einmal zu einfach, wenn er behauptet, Büchner sei „in *Danton's Tod* so kühn, so verwegen und so draufgängerisch gewesen, den beiden Jakobinern, Maximilien Robespierre und Antoine-Louis de Saint-Juste, seine eigenen Auffassungen über die Revolution, die herrschende Klasse und das Volk, aber auch über die Natur und die Geschichte in den Mund zu legen“ (S. 54), und daraus ohne Berücksichtigung der differenzierenden Darstellungsmodi der Fiktionalität, der vielstimmigen Perspektivierung des Dramas sowie der Figurenzeichnung

schlussfolgert: „Das Drama ist, wie mir scheint, nicht darauf ausgerichtet, die ‚Aporien der Revolution‘ darzustellen, und will auch nicht die ‚Handlungsräume des Einzelnen‘ ausmessen, sondern ist wesentlich als ein jakobinisch-republikanisches Palimpsest aufzufassen [...]“ (S. 54 Fußn. 89). Diesen Fallstricken entgeht Burghard Dedners Abhandlung über den „Politischen und ökonomischen Egalitarismus im *Hessischen Landboten*“ durch die Beschränkung auf einen – wenn auch literarisch überformten – nicht-fiktionalen Ausgangstext und liefert so eine überzeugende Analyse der politischen Position Büchners innerhalb des zeitgenössischen Diskurses. Dagegen wendet sich Isabelle Stauffers Untersuchung der „Galanterierezeption in Georg Büchners *Danton's Tod*“ gerade der von Morawe so sträflich vernachlässigten Figurenzeichnung zu und zeigt in ihrer differenzierenden und gut belegten Deutung der Dantonisten als Vertreter des aristokratischen Galanteriekonzepts das Schwanken der Sympathienlenkung zwischen einer „satirischen, absolutismuskritischen Tradition“ und den auch in *Danton's Tod* „bewahrt[en] [...] Spuren der Verführungskraft der Galanterie“ (S. 100). Von einem ganz im Gegensatz zur Galanterie stehenden Zitat aus dem Revolutionsdrama ausgehend vergleicht Roland Borgards in seinen Überlegungen zu „Dickhäutern bei Büchner, Kaup und Goethe“ die Rezeption zootomischer Darstellungsverfahren bei Büchner und Goethe und zieht daraus interessante Schlussfolgerungen für die Verwendung der Metapher bei dem Ersteren. Ariane Martin zeigt in ihrem Aufsatz „Georg Büchner und das Straßburger Münster“, wie der Straßburger Student und Exilant die Diskurse der Revolution, der nationalen Frage und des kosmopolitischen Weltentwurfs der Saint-Simonisten mit diesem deutsch-französischen Erinnerungsort verknüpft. Michael Otts „Georg Büchner und die Autorschaft im 19. Jahrhundert“ problematisiert die Bedeutung der Verbindung von Poesie und Publizistik im Vormärz für Büchners Auseinandersetzung mit seinem Förderer Gutzkow, die Montage-technik Büchners bei der Verarbeitung seiner Quellen und die von Gutzkow und Büchner betriebene öffentliche Inszenierung als Autor, um abschließend „Büchners Schreiben [...] als radikale Sichtbarmachung der subjekttheoretischen und diskursiven Aporien seiner Zeit“ zu deuten (S. 163). Der etwas irreführende Titel der Studie Gideon Stienings über „Büchners Schelling“, die Büchners Tennemann-Exzerpte in die zeitgenössischen Philosophiegeschichtsschreibung einordnet, erklärt sich durch die Bedeutung, die Stiening einer Annotation Büchners innerhalb der Exzerpte zuschreibt: Anhand von dessen Verweis auf Parallelen zwischen Heraklit und Schelling versucht Stiening nämlich, die Position des angehenden Dozenten zwischen

den historiographischen und systemphilosophischen Tendenzen innerhalb seiner Fachrichtung zu bestimmen. In einem zweiten Beitrag beschreibt Martin unter dem Titel „König Peter und die Philosophie in Büchners *Leonce und Lena*“ mit philologischem Scharfblick und auf der Grundlage intensiver Quellenstudien die komische und absolutismuskritische Wirkung der Anspielungen auf die philosophischen Systeme von Descartes bis Fichte in der Ankleideszene. Stefanie Arend schließt in ihrem Beitrag zur „Rhetorik und Rhetorikgeschichte in Büchners *Leone und Lena*“ aus dem permanenten Verfehlen rhetorischer Vorschriften durch die Figuren überzeugend auf folgende Intention des Dramas: „Es macht prägnant auf die Notwendigkeit aufmerksam, eine Kultur des Redens und Kommunizierens zu erneuern, [...] in der tatsächlich aufgrund von Überzeugungsprozessen positive Veränderung stattfinden kann.“ (S. 214). In seinem Artikel „Georg Büchner und die Romantik“ definiert Arnd Beise Büchner als „Vormärz-Romantiker“ (S. 229) und exemplifiziert dies an der Verwendung des Automaten-Motivs, der Tieck-Rezeption und der Verarbeitung verschiedener romantischer Quellentexte in *Leonce und Lena*. Matthias Luserke-Jacqui stellt „Büchners Lenz und Georg Herweghs Schiller“ nebeneinander, ohne dadurch ein vertieftes Verständnis einer der beiden literarischen Aneignungen zu erreichen. Erhellend beleuchtet dagegen Christian Neuhuber in seinem Beitrag „Zur Büchner-Rezeption in Robert Griepenkerls *Maximilian Robespierre*“ einen wichtigen Ausschnitt aus der Frührezeption des Revolutionsdramas, der durch die literarischen Adaptionen Rudolf Gottschalls und Griepenkerls, aber auch durch die Literaturkritik Julian Schmidts gekennzeichnet ist. Abschließend macht Dagmar vom Hoff in ihren Überlegungen zu „Karl Emil Franzos und Georg Büchners *Woyzeck*“ anhand beispielhafter Gegenüberstellungen von Handschrift und ediertem Text, des Vorwortes der Ausgabe und biographischer Anmerkungen zu Franzos dessen spezifische Form der Selbstinszenierung für die Editions-geschichte des *Woyzeck* fruchtbar. Der Sammelband wird abgerundet von Martins „Miszellen zu Büchners Quellen“, die in vielen Fällen jedoch weniger Quellen als vielmehr Motivparallelen nachweisen (was Martin aber auch selbst als Anspruch formuliert, S. 306) und der ausführlichen Dokumentation „Der erste Aufstand der Seidenweber in Lyon im Spiegel der republikanischen Presse von Straßburg“ von Morawe, der zwar aus seinen ausführlichen Quellenzitaten zu Recht schlussfolgert: „Büchner hat bis in die Einzelheiten genau gewusst, was sich in Lyon zugetragen hat [...]“ (S. 328), über das philologisch Nachweisbare hinaus jedoch erneut etwas sorglos ins Reich der reinen Spekulation voranschreitet: „Der Aufstand der

Seidenweber wird in den Texten von Büchner und den ihn betreffenden Verhöraussagen nicht erwähnt. Er ist aber gleichwohl das Paradigma, das für ihn [...] richtungsweisend gewesen ist [...]“ (S. 326). Durch die Vielfalt der Ansätze und das fast durchweg hohe Niveau derselben wird der Sammelband der im Klappentext formulierten Zielsetzung, „fundierte Kenntnisse der Büchner-Forschung mit innovativen Sichtweisen und bisher nicht behandelten Themen zusammenzuführen, um dadurch neue Forschungsperspektiven zu dem berühmten Autor und seiner Zeit zu eröffnen“, in jedem Fall mehr als gerecht.

Heiko Ullrich (Bruchsal)

Martin Herzig: Geliebt – gehasst – gelyncht. Leben und Tod des Fürsten Felix von Lichnowsky. Berlin: Nora Verlag 2012.

Die Ermordung Felix Maria Vincenz Andreas Fürst von Lichnowskys durch aufgebrauchte Revolutionsanhänger war eine der wenigen Gewalthandlungen, die 1848 von revolutionärer Seite ausgingen, die sonst eher die Opferrolle einnahm. Diese fast zufällige Gewalttat, die sich am 18. September 1848 in Frankfurt im Kontext der Empörung über den Vertrag von Malmö zutrug und der neben Lichnowsky auch General von Auerswald zum Opfer fiel, diente der Reaktion zum Vorwand für hartes Durchgreifen und beschleunigte die Niederlage der revolutionären Bewegung. Sie verschaffte aber auch Lichnowsky, eine der schillerndsten Figuren der damaligen Rechten, eine große postume Berühmtheit.

Zu diesem Nachruhm trugen natürlich auch die Schriftsteller und Schriftstellerinnen bei, denen eine Figur wie Lichnowsky eine ideale Vorlage lieferte. Den Rechten diente er als Märtyrergestalt, den Progressiven als Figur, an der die Verkommenheit des deutschen Hochadels bestens illustriert werden konnte, so wie Georg Weerth in seinem satirischen Roman „Leben und Thaten des berühmten Ritters Schnapphahnski“ und Louise Aston in „Revolution und Contrerevolution“ es taten und damit an der Mythisierung Lichnowskys mitwirkten. Gerade in Astons Roman erscheint er als arroganter Aristokrat und Schuft mit Sexappeal, der freilich nicht so dünkelfhaft ist, dass er nicht mit der Gegenseite kommunizieren kann. Im Gegenteil, in Astons Roman läßt er sich, auch um der Sache der Reaktion zu dienen, durchaus auf Kontakte zur gegnerischen Partei ein. Sowohl Weerth als auch Aston bezahlten für ihr revolutionäres Engagement, aber vor allem auch für ihre

Darstellung Lichnowskys, mit politischer Verfolgung. Die Figur des ermordeten Fürsten hatte damals also eine ziemliche Brisanz.

Martin Herzig versucht in seiner biographischen Studie *Geliebt – gehasst – gelyncht. Leben und Tod des Fürsten Felix von Lichnowsky* die politische Figur hinter dem Gestrüpp von Mythisierung und Dämonisierung zu rekonstruieren. Ihn leitet die Frage, ob der Fürst wirklich der Erzreaktionär und skrupellose Frauenheld war, für den ihn seine Zeitgenossen hielten. Für die frühen Jahre scheint Herzig dies zu bejahen. Nach seinem Militärdienst strebte Lichnowsky eine Karriere im diplomatischen Dienst an, was ihm wegen finanziellen und moralischen Fehltritten versagt wurde. Daraufhin trat er 1837 als Offizier in die Armee der spanischen Karlisten ein, wo er sowohl in diplomatischer als auch in militärischer Hinsicht einige Lorbeeren ernten konnte, wie Herzig berichtet. Seine Tätigkeit in Spanien flankierte er mit dem Schreiben von Artikeln für wichtige deutsche Tageszeitungen, 1841 gab er seine gesammelten spanischen Erinnerungen als Buch heraus. Auf den Abschied von der karlistischen Armee folgten Jahre des Reisens, in denen er immer wieder in Skandale verwickelt war und sich den Ruf einer schillernden Persönlichkeit hart erarbeitete. Herzig stellt dar, dass Lichnowsky sich des Öfteren duellierte, Freimaurer und Frauenheld war. Er hatte einen illustren Bekanntenkreis, zu dem u.a. Pückler-Muskau und Franz Liszt gehörten, der sogar ein Gedicht des Fürsten vertonte. Noch spektakulärer waren die Freundinnen Lichnowskys, unter denen sich u.a. Maximiliane von Arnim und die Herzogin von Sagan befanden.

Die wilden Jahre Lichnowsky finden allerdings ein Ende, nachdem er 1843 vom kranken Vater die Verwaltung des Fürstentums übernimmt. Herzig charakterisiert ihn als umtriebigen Reaktionär, der sich neben der Verwaltung seiner umfangreichen Liegenschaften auch noch mit dem Bau einer Eisenbahnlinie und katholischer Kirchenpolitik beschäftigt. Wegen seines Ranges war er automatisch Mitglied des Preußischen Landtags, der 1847 eröffnet wurde. Herzig schildert, dass er sein Mandat durchaus engagiert wahrnahm und aus taktischen Gründen immer wieder für leichte Zugeständnisse im konstitutionellen und sozialen Bereich plädierte. Nach einer Choleraepidemie im heimischen Oberschlesien, während der er sich sehr für die Opfer einsetzte, schickte ihn sein heimischer Wahlkreis als Abgeordneten ins Paulskirchen-Parlament nach Frankfurt, wo er die schon im Preußischen Landtag eingeübte Kompromissbereitschaft zugunsten des Erhalts der Machtposition des Adels fortsetzte. Herzig beschreibt das vor allem anhand des Berliner Märzaufstandes, wo Lichnowsky für Nachgiebigkeit und De-

eskalation plädierte. Er suchte damals das Gespräch mit den Aufständischen und wirkte als Vermittler. Herzig konstatiert eine politische und persönliche Weiterentwicklung, vor allem verglichen mit dem moralisch anstößigen Verhalten, das Lichnowsky in seinen Jugendjahren zeigte.

Der Autor führt zudem aus, dass Lichnowskys Deeskalationstrategie ihn im eigenen Lager unbeliebt machte. Vor allem den ganz Rechten galt er als Verräter und unsicherer Kantonist, den Progressiven dagegen als besonders gefährlicher Gegner. Den Zeitgenossen fiel es sichtlich schwer, ihn politisch einzuordnen, das ambivalente Urteil über den schillernden Fürsten sei jedoch typisch gewesen, sagt Herzig. Um hier weiterzukommen, schaut sich der Autor dessen parlamentarische Tätigkeit an, der er im Rahmen der sogenannten Casino-Fraktion der gemäßigten Rechten nachging; dieser gehörten u.a. Turnvater Jahn, die Brüder Grimm und Gervinus an. Lichnowsky war ein fleißiger Parlamentarier, der gerne Botschafter geworden wäre, weil er sich in internationaler Politik besser als die meisten auskannte. Aber den Rechten war er zu bunt, für die Linken war er wegen seiner adligen Hybris ein willkommenes Feindbild. Denn bei aller Gesprächsbereitschaft gegenüber dem politischen Gegner ging ihm die Monarchie über alles, betont Herzig, was ihm auch den Spitznamen „Don Quijote der Legitimität“ einbrachte. Diese Haltung zeigt sich vor allem in der berühmten Polendebatte und in der Schleswig-Holstein-Frage, in denen er die Position Preußens sehr offensiv vertrat, wofür ihm der König einen Orden verlieh. Sie wurde ihm aber letztlich zum Verhängnis. Angesichts der parlamentarischen Billigung des Waffenstillstands von Malmö war die progressive Unzufriedenheit mit dem Verlauf der Revolution in offenen Widerstand umgeschlagen. Es gab Demonstrationen und Barrikaden, die Revolution schien noch einmal aufzuflammen, aber die Ermordung von Lichnowsky und Auerbach machte dies zunichte. Abschließend konstatiert Herzig, dass die Lichnowsky-Hetze der progressiven Presse sicherlich übertrieben war, aber dessen Stilisierung zum Märtyrer der konservativen Sache ebenfalls.

Martin Herzig hat eine knappe aber faktenreiche Biographie des umstrittenen Fürsten vorgelegt. Diese Knappheit geht aber gelegentlich auf Kosten des historischen Kontextes und der Einordnung in die politische Landschaft im Vormärz. Bedauerlich ist zudem, dass Herzig Lichnowsky und seine Kritiker nur selten wörtlich zitiert. Dennoch ist dem Autor das Kunststück gelungen, ein komplexes Leben in nicht weniger komplexen Zeiten in wenig mehr als 100 Seiten fundiert abzuhandeln. Dadurch ist Herzigs Lichnowsky-Biographie für Studierende wie Lehrende ein nützliches Werk,

dessen pädagogischer Wert noch durch einen ausführlichen tabellarischen Lebenslauf erhöht wird.

Christina Ujma (Berlin/Paderborn)

Georg Herwegh: Werke und Briefe. Kritische und kommentierte Gesamtausgabe. Hg. von Ingrid Pepperle in Verbindung mit Volker Giel, Heinz Pepperle, Norbert Rothe und Hendrik Stein. **Band 4: Prosa 1849-1875.** Bearbeitet von Ingrid und Heinz Pepperle. Bielefeld: Aisthesis 2013. 336 S.

Nachdem 2006 Band 1 (*Gedichte 1835-1848*, vgl. die Rezension im Jahrbuch FVF 2006, S. 235-238) sowie 2005/2010 die Bände 5 (*Briefe 1832-1848*) und 6 (*Briefe 1849-1875*, vgl. die Rezension im Jahrbuch FVF 2010, S. 311-314) erschienen sind, liegt nun der vierte Teilband der auf sechs Bände veranschlagten kritischen und kommentierten Gesamtausgabe der Werke und Briefe Georg Herweghs vor. Deren editorischer Anspruch ist mit den vier Grundsätzen bezeichnet: Vollständigkeit, Rückgriff auf die Handschriften, diplomatisch getreuer Text, wissenschaftlicher Kommentar. Die Anfänge dieses ambitionierten und schon bis jetzt mit viel Anerkennung bedachten Unternehmens datieren noch aus der Zeit vor 1989 und sind, wie die Bearbeiter dankbar hervorheben, eng mit dem Namen Bruno Kaiser (1911-1982) verbunden. Ab dem Ende der 1990er Jahren trieb Ingrid Pepperle die Edition in Verbindung mit dem Aisthesis-Verlag energisch voran, unterstützt von den im Werktitel genannten Forschern und, wie in der Einleitung vermerkt, dem 2010 allzu früh verstorbenen Ingo Fellrath, der sich besonders um die französischen Texte gekümmert hat.

Mit der Edition des nach 1848 erschienenen publizistischen Werkes erschließt sich nun insgesamt, was sich schon im Briefwerk (1849-1875) deutlich erkennbar abzeichnete, die Tatsache nämlich, dass Georg Herwegh nach der Revolution von 1848/49 in seinen politischen Ansichten und seinem Engagement keineswegs nachließ bzw. gar resignierte. Zwar trat er im ersten nachrevolutionären Jahrzehnt eher kulturpolitisch hervor, griff dann aber von 1859 bis 1865 und noch einmal 1871 mit seinen Statements vom Standpunkt der demokratischen Linken in die politischen Zeitfragen ein. Hauptthemen waren: der Kampf um die Vollendung der italienischen Einheit, der deutsch-österreichische Konflikt, Napoleon III., die deutsche Arbeiterbewegung, das neue deutsche Kaiserreich. Auffällig – und damit nicht untypisch für den Autor – ist, dass Herwegh nicht kontinuierlich

publizistisch aktiv war, sondern mehrmals „Auszeiten“ nahm, in denen er sich Arbeiten widmete, die nicht explizit politisch waren (Theaterrezensionen, Freundschaftsdienste, Shakespeare-Übersetzungen u.a.). In seiner herrschaftskritischen Grundposition blieb er unverändert, womit er sich vor allem nach 1870/71 von so manchem ehemaligen Achtundvierziger markant unterschied. Insgesamt zeigt sich, dass der Schriftsteller Herwegh nicht auf den vormärzlichen politischen Lyriker verkürzt werden darf, sondern endlich auch als nachmärzlicher Publizist anerkannt werden muss, der mit der Zeitkritik von Engels bis Lassalle in einer Reihe steht. Der Grund für diese Unterschätzung bzw. Missachtung lag nicht zuletzt in der unbefriedigenden Editionsfrage, die nun durch den vorliegenden Band von Grund auf verbessert worden ist.

Man wird jetzt davon ausgehen können, dass Herweghs nachmärzliche Publizistik 80 gedruckte Texte umfasst, die zwischen 1851 und 1871 (nicht, wie der Titel unterstellt, zwischen 1849 und 1875) im Druck erschienen sind. Es handelt sich um Zeitungsartikel (Aufsätze, Korrespondenzberichte, Rezensionen, Theaterkritiken, Stellungnahmen und Erklärungen) sowie um 7 Einleitungen zu Shakespeare-Übersetzungen und ein Vorwort zu der von Emma Herwegh übersetzten Broschüre *Der Tag von Aspromonte*. Nur etwa knapp die Hälfte von ihnen waren bisher durch Nachdrucke bekannt, vor allem durch Bruno Kaisers Sammelband von 1948, *Georg Herwegh. Der Freiheit eine Gasse* (20 Texte), der Victor Fleury's Ausgabe *Aus Georg Herweghs Nachlass* (1911) bedeutend erweiterte. Die andere Hälfte verteilt sich hauptsächlich auf Schweizer und deutsche Zeitungen und Zeitschriften, unter denen das *Züricher Intelligenzblatt*, der *Nordstern*, die *Deutsche Monatsschrift*, die *Neue Züricher Zeitung* sowie die von Léon Michel Gambetta herausgegebene, in Paris erscheinende *République française* die bekannteren sind.

Die hinzu gekommenen Texte erbringen sicherlich keine grundsätzlich neuen Erkenntnisse für diejenigen, die sich bislang mit Herwegh beschäftigt haben. Fleury und Kaiser haben schon einen Blick für das Bedeutende im Nachlass gehabt. Die Texte, jetzt erstmals vollständig versammelt, verfeinern aber das Bild und ergänzen es – besonders in den Beiträgen zum Züricher Kulturleben sowie vor allem zur italienischen Frage. Nicht zu vergessen ist dabei eine weitere Herausgeber-Leistung: Von den 80 Texten waren nur 22 signiert. Auch wenn durch Fleury und Kaiser bereits schlüssige Zuweisungen zu Herweghs Autorschaft erfolgt waren, blieben noch viele Texte übrig, für die die Herausgeber durch Heranziehung der Belegsammlung in Liestal, der Korrespondenz sowie durch Stilvergleich Herwegh als Urheber identifizieren

konnten. Auf diese überaus verdienstvolle und schwierige Arbeit kann sich die künftige Forschung verlassen.

Eine weitere Hoffnung auf die Präzisierung des Herwegh-Bildes gründet sich auf den Kommentar. Er ist mit seinen 111 Seiten in kleinerer Schriftgröße (gegenüber 210 Textseiten) nicht zu ausführlich, wie in neueren Editionen durchaus üblich, aber auch keineswegs zu knapp. Er verzichtet allerdings auf eine gesonderte Einführung zum jeweiligen Text (z.B. als Entstehungsgeschichte, Darlegung des Problemzusammenhangs usw.), sondern bringt Kontextinformationen strikt nur als Lemma-Kommentar unter. Dabei besticht er durch seine enge Verknüpfung mit dem Korrespondenzwerk und setzt Herweghs publizistische Argumentation mit vielen Textbelegen in Beziehung zur zeitgenössischen Diskussion, wie sie im Netzwerk der oft noch schwer zugänglichen demokratischen Presse ablief. Den Reichtum dieser Bezüge zeigt das ausführliche Namenregister, das durchaus noch um ein Register der Zeitungen/Zeitschriften hätte ergänzt werden können. Abschließend zwei kleinere Einwände zur Darbietung. Weder im Inhaltsverzeichnis (das ich mir vorne gewünscht hätte) noch in den Artikeltiteln (als Zusatz in eckigen Klammern) wird das Publikationsdatum genannt – man muss es sich in den jeweiligen editorischen Bemerkungen herausuchen. Im Apparat ist das nicht ganz einfach, weil die Artikeltitel weder durch Fettdruck noch durch eine andere Schriftgröße hervorgehoben und damit auf nicht ganz übersichtliche Weise mit der Überschrift „Erläuterungen“ identisch sind.

Peter Stein (Lüneburg)

Gabriela Jelitto-Piechulik: Theodor Opitz (1820-1896). Polenfreund, Historiker, Literat und Übersetzer. Texte und Kontexte. Kommentierte Studienausgabe. Berlin: trafo, 2010. 430 S.

Theodor Opitz, der in der Stirner-, der Bruno-Bauer- oder Marx-Engels-Forschung gelegentlich Erwähnung findet und den aufmerksamen Leser möglicherweise als Autor eines engagierten Essays über Friedrich Hölderlins in „Wigand's Vierteljahrsschrift“ (1844) in Erinnerung haben, ist für die Forschung weitgehend ein Unbekannter. Die Autorin dieser Studie, eine Germanistin aus Opole, hat sich seit Jahren diesem Unbekannten zugewandt, und nun liegt eine umfangreiche Monographie vor. Sie zeigt, dass hinter den heute mittlerweile kanonisierten Vormärz-Autoren in der „zweiten“ oder

„dritten“ Reihe der damaligen Akteure Forschungsentdeckungen zu machen sind, die das Bild der Jahre vor und nach 1848 in jedem Fall vertiefen.

Opitz wurde 1820 in der Nähe des niederschlesischen Fürstenstein geboren, studierte an der Universität Breslau und wurde wegen oppositioneller Umtriebe mehrmals gemaßregelt. 1842 verließ er die Universität ohne Abschluss in Richtung Berlin, hier konnte er Kontakte zum Kreis um Bruno und Edgar Bauer schließen, und er war danach als Haus- und Polnischlehrer u.a. in Schlesien und in der Nähe Krakaus tätig. In den sechziger Jahren übersiedelte er in die Schweiz. In diesen späteren Jahren machte er sich vor allem als Übersetzer und Vermittler ausländischer Literatur verdient – durch Übersetzungen Lermontows und Puschkins aus dem Russischen, Zaleskis aus dem Polnischen oder Petöfis aus dem Ungarischen. Seine Arbeit als Redakteur, Publizist und Übersetzer brachte ihn aber nie aus prekären Verhältnissen heraus. Letztlich blieb ihm nur der Weg in den Freitod, und an den unmittelbaren Folgen eines Selbstmordversuchs starb er 1896.

Sein öffentliches Debüt gab Opitz mit seinem Hölderlin-Aufsatz im Jahr 1844. Dieser begründete, der schwäbischen Dichterschule entgegen, die sozio-kulturelle Lesart des Oden-Dichters und reihte ihn, auch durch die nachgestellten Hölderlin-Gedichte Püttmanns und Herweghs, in eine Freiheitslinie ein, wenn nicht sogar in eine revolutionäre. Hölderlins Griechenlandbegeisterung wird als Freiheitsbegeisterung dechiffriert, und der Essay mündet in einen – freilich inkonkreten – Aufruf zu praktischen, freiheitlichen Taten. Von dem einstigen Tübinger Triumvirat lässt Opitz nur Hölderlin gelten, Hegel hingegen, der sich den reaktionären Einflüssen seiner Zeit nicht immer entziehen konnte, nur bedingt; Schelling, der Philosoph des Absoluten, wird als Verehrer des Absolutismus gebrandmarkt.

Diese Urteile waren junghegelianisch motiviert. Opitz' erste eigenständige Schrift „Bruno Bauer und seine Gegner“ (1846) begibt sich direkt ins junghegelianische Feld. Sie lässt klar die Einflüsse der Brüder Bauer erkennen. Insbesondere der nach wie vor in der Forschung unterschätzte Edgar – Opitz' flugblattähnliches Gedicht „Roths Philistergift. Ein Gedicht. An Edgar Bauer“ (1848) bezeugt die enge persönliche Nähe – hat ihn geprägt. Diese anarchistische Haltung zeigt sich erstens in Opitz' Polemik gegen die „Heilige Familie“ von Marx und Engels (eine Schrift, die den Bauer-Kreis heftig angegriffen hatte). Opitz hält den Autoren ihre Massenverehrung und Massenverklärung vor – und die Kehrseite dieser Massenverehrung: diesen Massen beständig diktieren zu wollen, was sie eigentlich zu wollen hätten, was ihre wahre geschichtliche Aufgabe sei. Zweitens wird Stirner von

Opitz deklariert. Dessen Verklärung von Individualismus und Egoismus sei keinesfalls die Konsequenz der junghegelianischen Kritik, wie von verschiedenen Seiten gehöhnt wurde. Stirners Entwürfe bedeuteten vielmehr einen Rückfall, wären ein Zerrbild. Sie lieferten ein absurdes und letztlich ‚praktisch‘ – also politisch – indifferentes Zerrbild dessen, was an Vorstellungen im Bauer-Kreis und insbesondere von Edgar Bauer entwickelt worden sei. Dieses Bekenntnis zu Edgar Bauer lässt aufhorchen: Es bezieht sich vor allem auf dessen zu Unrecht in der Forschung viel zu stark vernachlässigtes Werk „Der Streit der Kritik mit Kirche und Staat“ (1843). Erst Wolfgang Eßbach, der die üblichen teleologischen Forschungsschemata hinter sich ließ, hat gezeigt, welche revolutionären theoretischen und praktischen Potentiale diese Schrift barg. Zeitlich vor Karl Marx und vor dessen damals unveröffentlichten Kritiken des Hegelschen Staatsrechts gelegen, arbeitete Edgar Bauer anarchistisch orientiert die Aporien von bürgerlichem Staat und Staat an sich heraus. Auch auf der Basis von Demokratie wären sie nicht abzufangen („bei bestehendem Privatbesitz ist an keine Freiheit zu denken“). Bauers Konsequenz: Die „Besitzlosen“ wären dazu berufen, das Bauwerk bisheriger Staaten- und Gesellschaftssysteme zum Einsturz zu bringen. Eßbach vermutet, dass der Abbruch der genannten Marxschen Manuskripte direkt mit dem Erscheinen von Bauers Buch im August 1843 zusammenhängt; die mehrjährige Festungshaft, die diese fulminante Schrift dem Autor Edgar Bauer eintrug, entkoppelte ihn dann vom philosophischen Diskurs der nächsten Jahre. Interessanter als dieser Erstling erscheint Opitz' nachfolgende Broschüre „Die Helden der Masse. Charakteristiken“ (1847). Helden der Masse sind für ihn zögerliche Liberale wie Gervinus, die sich mit dem geschichtlichen Ist-Stand abfinden und darüber hinaus erklären, warum dieser nicht grundsätzlich verändert werden könne. Vorwürfe gegen eine solche gewollte politische Bescheidenheit waren damals nicht selten. Origineller hingegen sind die Polemiken gegen Arnold Ruge und dessen Würdigung explizit kirchlich-religiöser Emanzipationsbewegungen (Lichtfreunde, Deutschkatholiken). Aber bemerkenswert ist diese Schrift vor allem durch ihre vom anarchistischen Standpunkt aus vorgetragene Sozialismus- und Kommunismuskritik (die freilich, gemessen an anderen Kritiken aus diesem anarchistischen Lager, eher zurückhaltend ausfällt). Basis ist die Position der Negativität, einer „negativen Theorie“, die positive geschichtliche Utopien als herrschaftsaffin ansieht, in diesem Fall am Beispiel von Moses Heß. In der Tat war das Dilemma des Sozialismus/Kommunismus ja beständig, sich auf eine geschichtliche Tendenz zu berufen, aber gleichzeitig stets und ständig

Gründe finden zu müssen, warum diese geschichtliche Tendenz sich nicht durchsetze: Trägheit der Massen, Demagogie der Gegner, Lauheit oder Verrat sozialistischer Führer usw. Dieses Dilemma wird von Opitz schon früh aufgezeigt: die sozialistische Berufung auf die „Massen“ bei gleichzeitiger sozialistischer Kritik an ihnen (nämlich den vorgezeichneten weltgeschichtlichen Weg partout nicht gehen zu wollen). Wie andere anarchistische Theoretiker auch, prognostizierte er bereits zu dieser Zeit, dass diesem Dilemma nur diktatorisch abzuhelfen sei; Massen würden zu ihrem sozialistisch-kommunistischen Glück rigide gezwungen werden müssen.

Im unmittelbaren Vorfeld der Revolution veröffentlichte Opitz dann eine Robespierre-Studie (im Grunde ist es eine über die Pressefreiheit); die Revolutionszeit zeitigte u.a. Artikel zur Pressefreiheit, gegen den reaktionären Russland-Kultus sowie eine Proudhon-Übersetzung. Nach der Revolution konzentrierte er sich auf Ästhetik und Literatur. Er veröffentlichte eigene Gedichte (bereits Mitte der vierziger Jahre begann er sie zu publizieren, so u.a. in den „Rheinischen Jahrbüchern für gesellschaftliche Reform“), vor allem aber Übersetzungen. Mit diesen suchte er dann brieflich Kontakt zu ganz unterschiedlichen Akteuren wie Eichendorff und Nietzsche; den brieflichen Austausch mit Bruno Bauer erhielt er aufrecht. Seinen revolutionären Überzeugungen blieb er allerdings treu, er schwor nicht ab. Seine Rezension zu den nachgelassenen Gedichten Herweghs aus dem Jahr 1877 polemisierte – so Opitz im Original – gegen „die freiheitslose Einheit eines durch Blut und Eisen, nach Zerstückelung und Verstümmelung des großen Reichkörpers unter die preußische Pickelhaube zusammengezwängten Klein-Deutschland“. Nach dieser Rezension entspann sich ein Briefwechsel mit Emma Herwegh, neun Briefe von ihr und fünf von Opitz sind archivalisch erhalten.

Verweht und vergessen? Diese vorliegende Studie von Gabriela Jelitto-Piechulik – eine Biographie und eine kommentierte Textauswahl gleichzeitig – würdigt erstens den emanzipatorischen Wiederentdecker Hölderlins, zweitens einen Akteur vielgestaltiger anarchistischer Debatten, drittens einen Übersetzer, der sich (im emanzipativen bzw. revolutionären Milieu eher unüblich) der ost- und südeuropäischen Literatur zuwandte, und der auch den mit Vorurteilen belasteten russischen „Adelsdichter“ Puschkin mit Recht würdigte. Damit liegt ein anregendes und sehr informationsreiches Buch vor. Es fordert die Geduld des Lesers allerdings mitunter heraus. Die Entscheidung, den ausgewählten Quellentexten Opitz' auch Korrespondenztexte damaliger Debatten beizugeben, erweist sich nicht immer als

glücklich. So wird Opitz' „Polenlyrik“ (im Buch fünf Textseiten) durch den Abdruck meist bekannter Texte anderer Dichter erdrückt, erst recht durch die zusätzliche Beigabe editorisch ohnehin zugänglicher Friedrich-Engels-Texte zur Polen-Frage im Umfang von zwanzig Textseiten. Solche Kontextualisierungen erweisen sich nicht als zwingend, zumal sie interpretatorisch nicht immer auf Opitz zurückbezogen werden, sondern als Textfragmente oft additiv für sich stehen bleiben. Aber nicht die daraus folgenden Unübersichtlichkeiten sind das gewisse Manko dieser Publikation (das Inhaltsverzeichnis aller teilweise heterogenen Bestandteile umfasst sechs Seiten). Letztlich besteht dieses Manko im Vermeiden von wirklich vergleichenden und vertiefenden Urteilen, Einordnungen und Bewertungen von Opitz' Biographie und Werk. So bietet das Buch zu oft aufzählend Bausteine. Und das ist ein nicht zu unterschätzendes Verdienst – es sind sorgfältig recherchierte und kommentierte Text- und Kommentarbausteine, die sich aber noch zu wenig zu einem Ganzen fügen.

Olaf Briese (Berlin)

Daniela Richter: Domesticating the Public. Women's Discourse on Gender Roles in Nineteenth-Century Germany. Women in German Literature 12. Oxford u.a.: Peter Lang 2012. 197 S.

Der Titel von Daniela Richters Studie *Domesticating the Public* spielt mit der englischen Doppelbedeutung des Wortes *Domesticating*. Einerseits kann es mit *Domestizieren* übersetzt werden, andererseits ist im wissenschaftlichen amerikanischen Sprachgebrauch von *Domestication* oft die Rede, wenn es um die Verweiblichung eines gesellschaftlichen oder politischen Feldes geht.¹ Der Titel deutet schon auf Richters neuen Ansatz in der literaturwissenschaftlichen Frauenforschung hin: Sie erforscht die Beziehung zwischen dem intellektuellen Genderdiskurs und der Prosa von Autorinnen des 19. Jahrhunderts. Das ist ein großes Thema für eine schmale Studie, die dementsprechend auch ihre Stärken und Schwächen hat. Das stärkste Resultat von Richters Studie besteht sicherlich darin, das Thema „Rolle der Frau“ aus seinem intellektuellen Nischendasein befreit zu haben, in das es durch die jahrzehntelange wissenschaftliche Vernachlässigung, vor allem in deutschen

1 Z.B. Paula Baker: *The Domestication of Politics. Women and American Political Society, 1780-1920*. *American Historical Review* 89.

Landen, hineingeraten ist. Richter kann überzeugend nachweisen, dass das Thema im 19. Jahrhundert von Autoren und Autorinnen der verschiedensten politischen Ausrichtungen breit und kontrovers diskutiert wurde.

Richters These, die sie in der Einleitung erläutert, ist, dass im 19. Jahrhundert Frauen zwar gesellschaftlich auf die häusliche Sphäre beschränkt blieben, ihnen die dort erworbenen Erfahrungen und Kenntnisse jedoch eine besondere Kompetenz gaben, die sie in die öffentliche Debatte einbringen konnten. Was Richter dabei allerdings übersieht, ist die Tatsache, dass die meisten Autorinnen des 19. Jahrhunderts nicht sonderlich häuslich waren. Auch die von ihr behandelten Autorinnen waren oft ehelos, zumindest aber kinderlos oder hatten ein Privatleben, das Freunde biedermeierlicher Häuslichkeit das Gruseln lehrte. Richter untersucht in ihrer Studie weniger frauenpolitisch engagierte und ausgewiesene Autorinnen, wie z.B. Louise Aston, Luise Otto Peters, Fanny Lewald und Hedwig Dohm als populäre Autorinnen wie Marie von Ebner-Eschenbach, Eugenie Marlitt oder Louise von François. Deren Werke waren sehr einflussreich, sie konnten Auflagen erzielen, die die der frauenrechtlerisch engagierten Autorinnen, aber auch die der prominentesten männlichen Schriftsteller wie Fontane, Rabe oder Keller in den Schatten stellten.

Das Biedermeier, das in Deutschland traditionell für einen exzessiven Kult der häuslichen Sphäre steht, kommt bei Richter allerdings kaum vor, was ein Mangel ihrer Studie ist. Zeit- und literaturgeschichtliche Differenzierungen sind ihr fremd, Romantik, Vor- und Nachmärz, Gründerzeit und Jugendstil verschmelzen bei ihr weitgehend zur Literatur des 19. Jahrhunderts. Das wird gleich im ersten Kapitel deutlich, in dem Richter Pestalozzis und Fröbels Ideen über Kindergärten und Kleinkinderziehung mit Ebner-Eschenbachs Erzählung „Das Gemeindegeld“ (1887) zusammenbringt. Auch im zweiten Kapitel geht es um Bildung und Erziehung, hier stellt Richter allerdings die schulische und außerschulische Bildung von Mädchen in den Mittelpunkt; zudem die zahlreichen konservativen Bildungsideen wie auch die Reformbemühungen des Lette Vereins und anderer Organisationen. In diesem Kapitel wirkt die Vernachlässigung der Tatsache, dass das Deutsche Reich auf dem Sektor der Höheren Schulen für Mädchen im Vergleich mit den europäischen Nachbarländern in der Tat eine verspätete Nation war, etwas irritierend. Insgesamt sind die ersten beiden Kapitel, die zusammen mit der Einleitung die Hälfte des Buches ausmachen, seriös recherchiert und können auf relativ viel Sekundärliteratur zu Schule und Ausbildung im Deutschland des 19. Jahrhunderts zurückgreifen. Das

ändert sich in den folgenden Kapiteln, die sich mit dem Bild der Ehe und der ledigen Frau beschäftigen. Hier macht sich störend bemerkbar, dass die Rolle der Ehefrau in Geschichte und Sozialgeschichte des 19. Jahrhunderts noch nicht sonderlich gut erforscht ist und die wissenschaftlichen Werke, die es darüber gibt, teilweise nicht konsultiert wurden. Obwohl das dritte Kapitel sich eigentlich die Ehereform zum Thema genommen hat, erfahren die Leser und Leserinnen wenig über die rechtliche Stellung von Ehen im 19. Jahrhundert und über Reformvorschläge und Reforminitiativen. Auch die Diskussion der Literatur lässt zu wünschen übrig, weil auf Werke, die sich tatsächlich der Reform von Ehe- und Scheidungsrecht widmen, kaum eingegangen wird. An soliden und historisch fundierten Hintergrundinformationen fehlt es auch dem Kapitel über ledige Frauen, in dem Richter eine positive Umwertung der ledigen Frau in den Romanen von Eugenie Marlitt, deren Werke bei fast allen Themen angeführt werden, feststellen kann, darüber hinaus aber zu wenig aussagekräftigen Ergebnissen kommt.

Das letzte Kapitel kehrt eingangs zu Fröbel und Pestalozzi zurück, um dann ins frühe 20. Jahrhundert einzutauchen und mit dem Bund für Mutterschutz eine Universalisierung des Themas Mütterlichkeit festzustellen. Über das Thema Mutterschutz konnten Frauen an politischen Diskussionen teilnehmen, die ihnen sonst verschlossen blieben; das reichte von Kriegs- bzw. Friedenspolitik, über Arbeitszeit und Arbeitsrecht, zu Diskriminierung, Verhütung und gleichen Rechten von Mutter und Vater bei der Kindererziehung. Dass die Autorin bei der anschließenden Diskussion von Louise von François *Die letzte Reckenburgerin* (1871) zu dem zweifelhaften Ergebnis kommt, darin den Entwurf einer mütterlichen Nation zu finden, ist ein Beispiel für die Inkongruenzen und Inkonsistenzen von Richters Studie, die sich teilweise auch auf Sprache und Stil erstrecken. Zudem werden die Probleme der Glorifizierung von Mütterlichkeit und Häuslichkeit nicht einmal erwähnt. Denn obwohl frauenrechtlerisch engagierte Schriftstellerinnen und Aktivistinnen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts Mütterlichkeit nicht auf Biologisches reduzierten, sondern als Vehikel zur politischen Intervention gebrauchten, haben erzkonservative Denker des 19. Jahrhunderts, die Richter nicht erwähnt, und später dann die Nazis, die Frauen auf Mütterlichkeit und Häuslichkeit reduziert und ihnen dadurch viele der mühselig erkämpften Rechte wieder genommen.

Christina Ujma (Berlin/Paderborn)

Frank Hoffmann: „Ein den tatsächlichen Verhältnissen entsprechendes Bild nicht zu gewinnen“. Quellenkritische Untersuchungen zur preußischen Gewerbestatistik zwischen Wiener Kongress und Reichsgründung. (Studien zur Gewerbe- und Handelsgeschichte, Bd. 32.) Stuttgart, Franz Steiner Verlag 2012.

Im Februar 1817 verlangen die Oberpräsidenten Vincke (Münster), Solms-Laubach (Köln) und Ingersleben (Koblenz) in einem gemeinsamen Brief an das preußische Staatsministerium in Berlin, man möge die Provinz Westfalen und die Rheinprovinzen von der „eben so zeitraubenden als [...] auch größtentheils recht unnützen Arbeit“ detaillierter statistischer Gewerbeerhebungen verschonen (S. 179). Sie begründen das damit, dass von den Gewerbetreibenden keine zuverlässigen Angaben zu erhalten seien, da diese dem neuen preußischen Regiment skeptisch gegenüberstünden und bei wahrheitsgemäßer Antwort Steuererhöhungen befürchteten. Auch fehle qualifiziertes Behördenpersonal, das zur Erstellung aussagekräftiger Statistiken unabdingbar sei.

In der Tat erweisen sich die umfangreichen und in recht dichter Folge veröffentlichten Statistiken zu den Beschäftigten in den verschiedenen Gewerben, die Hoffmann für Teile der preußischen Westprovinzen untersucht, als äußerst unzuverlässig und in erheblichem Maße widersprüchlich. Die Gründe für dieses Ergebnis, das wenig zum verbreiteten Vertrauen noch mancher heutiger Sozialhistoriker in die preußische Bürokratie passen will, liegen nach Hoffmann vor allem in der mangelhaften Konzeption der Erhebungen begründet, wozu unklare Kategorisierungen – beispielsweise der Gewerbe- und Berufsarten – in den Tabellenformularen und eine Vermischung von erwerbspersonenbezogenen und betriebsbezogenen Daten beitragen. Daneben führen nach Hoffmann Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit subalternen, mit den Grundsätzen statistischer Arbeit nicht vertrauter Behörden zu Ergebnissen, die zwar für die eigentlichen Statistiker höheren Orts teilweise als fehlerhaft und widersprüchlich erkennbar sind, die aber auch auf Nachfragen hin nicht überprüft werden können, da grundlegende Individualdaten durch die zuständigen Ortsbehörden entweder gar nicht ordentlich erfasst oder nach dem summarischen Eintrag in die vorgegebenen Tabellenformulare nicht weiter bereit gehalten werden.

Mit beharrlichem Fleiß hat Hoffmann sowohl die Statistiken als auch die behördeninternen Korrespondenzen zu den Erhebungen für Westfalen und die nördliche Rheinprovinz ausgewertet. Im ersten Hauptteil des Buches

erhält man einen differenzierten Überblick zur Entwicklung des preußischen Statistischen Büros und dessen gewerbsstatistischer Arbeit. Die gut 400 Seiten starke „Quellenkritische Untersuchung der amtlichen gewerbsstatistischen Aufnahmen in Preußen 1816-1861“ des zweiten Hauptteils beinhaltet jedoch derart viele immer wieder ähnliche Aussagen und Details, dass ihre Lektüre für den zeithistorisch Interessierten kaum reizvoll ist. Hier kann die Menge des Präsentierten auch nicht zu tieferen Einsichten führen. Zugriffe auf dieses breite Material aus anderen Betrachtungsrichtungen heraus sind wegen des Fehlens eines Namens-, Sach- und Ortsregisters leider nicht möglich. Lediglich in den – nur dokumentierten, nicht qualifizierten – Statistiken des Anhangs erlaubt das Medium der CD ROM eine Suche über Ortsnamen und Begriffe.

Zumindest für alle, die keine Fachstatistiker sind, braucht es nicht die gut 800 Seiten plus digitalisierten Tabellenanhang, um sie von der Richtigkeit der im Buchtitel enthaltenen Ausgangsthese zu überzeugen. Das etwa hundert Seiten umfassende Ergebnis-Kapitel ist in zehn Unterkapitel aufgeteilt, die jedoch im Inhaltsverzeichnis nicht aufgeführt sind und deren Zugänglichkeit damit unnötig erschwert wird. Dieser Umstand verstärkt den Eindruck, dass dieses Buch Fakten in einer Breite und Redundanz präsentiert, die in einem unausgewogenen Verhältnis zu den gezogenen Schlüssen steht.

Da Hoffmann trotz seiner umfangreichen Arbeit letztlich in weiten Teilen keine Abschätzung des Quellenwertes der von ihm untersuchten Erwerbszählungen vornehmen kann, sei sein Vorschlag (S. 775) unterstrichen, die Forschungen zur Erwerbsstatistik des 19. Jahrhunderts vor der Reichsgründung „durch quellenkritische Analysen anderer basaler sozial- und wirtschaftsstatistischer Quellenbestände, zum Beispiel [...] zur Produktion des Bergbaus und der Metallindustrie, zum Betrieb der Eisenbahnen, zur Entwicklung von Preisen und Löhnen sowie zum Außenhandel“ zu ergänzen, da hier teilweise ein stabileres Fundament der Erhebungen zu erwarten ist.

Wilfried Sauter (Essen)

Werner Ort: Heinrich Zschokke (1771-1848). Eine Biografie. Baden: hier + jetzt, Verlag für Kultur und Geschichte, 2013.

Wie die Verhältnisse unter Friedrich Wilhelm II. und seinem Minister Wöllner die Weichen zur restaurativen bis reaktionären Religionspolitik im Preußen des 19. Jahrhunderts gestellt haben, so nimmt der Weg des dortigen

„Untertans“ Heinrich Zschokke in die Schweiz im Jahre 1794 die Emigration vieler deutscher Intellektueller nach der verunglückten Revolution von 1848 in die USA vorweg. Gleich diesen „Fortyniners“ hatte Zschokke, dem sich als außerplanmäßiger Professor an der Viadrina in Frankfurt/Oder keinerlei Perspektiven boten, am politischen und kulturellen Aufbau seiner neuen Wahlheimat wesentlichen Anteil; das Besondere ist, daß es sich hier um die Helvetische Republik, insbesondere um den Reformkanton Aargau handelt.

Mitgebracht hatte er eine solide theologische Ausbildung bei dem Neologen Gotthelf Samuel Steinbart (1738-1809) und eine früh entwickelte schriftstellerische Begabung, welche keineswegs hinter der seines Zeitgenossen Ludwig Tieck (1773-1853) oder seines Magdeburger Mitbürgers Karl Friedrich August Grosse (1768-1847) zurücksteht. Vor allem Letzterer verschaffte ihm wichtige Kontakte, etwa zu Pestalozzi.

Während der unruhigen Revolutionsjahre betätigte sich Zschokke als Leiter des Reichenauer Philanthropins in Graubünden, vertrat die Anliegen der Helvetik politisch und publizistisch, u.a. als Regierungskommissär in Stans oder Regierungsstatthalter in Basel, stellte die Lebensmittelversorgung der Innerschweiz und des Tessins während der Kriegsjahre sicher und wirkte bis ans Ende seines Lebens weiter als liberaler Politiker und umtriebiger Volksaufklärer.

Werner Ort stellt das Leben dieses vielseitig begabten und universell wirkenden Menschen, der außerhalb der Schweiz wenn überhaupt nur in literaturhistorischen Fachkreisen ‚unterlebensgroß‘ als Volksschriftsteller bekannt ist, in neunzehn chronologisch geordneten Kapiteln dar. Impionierend ist dabei die Fülle des Materials und der neu erschlossenen Quellen. Diese begründen den außergewöhnlichen Umfang der Biographie, wobei es sich zusätzlich noch um eng bedruckte Quartseiten handelt. Knapper wäre die komplexe Materie nicht ohne Substanzverlust darstellbar gewesen. Dass der qualitativ und quantitativ unerhört bedeutsame Stoff souverän behandelt wird, sorgt für ein nicht unerhebliches Lesevergnügen und bietet nebenbei manches lehrreiche Detail dieses überaus spannenden Abschnitts der Schweizer Geschichte.

Orts Darstellung gleicht die autobiographischen Schriften Zschokkes, die nicht immer frei von Selbststilisierung sind, systematisch mit den historischen Fakten ab und bietet somit der künftigen Forschung zu diesem Autor eine zuverlässige Basis. Zudem wird deutlich, daß die Schriften und das praktische Wirken Zschokkes die Einrichtungen der kirchlichen Diakonie und inneren Mission vorwegnahmen, wie sie unter völlig anderen Vorzeichen

nach der Niederschlagung der Revolution von 1848 von den beiden Großkirchen einseitig-monopolistisch für sich reklamiert und usurpiert wurden.

Zschokkes Gründungen des Bürgerlichen Lehrvereins (1819), der Gewerbeschule (1826) und der Taubstummenanstalt (1835) sowie seine maßgebliche Beteiligung an der Schweizer Schulgesetzgebung machen die bis heute prolongierte kirchenhistorische Sichtweise auf die Entstehung von Diakonie und Caritas als frommer *creatio ex nihilo* dringend revisionsbedürftig; diese erinnert übelst an die spätere Sozialgesetzgebung Bismarcks mit ihrer antidemokratischen Zielsetzung. Umgekehrt liefert in Zschokkes Bestseller *Das Goldmacherdorf* (1817) nicht mehr der Pfarrer die „Blaupausen“ zu den gemeinnützigen Einrichtungen, sondern der Dorfschullehrer: ein deutliches Indiz dafür, wie nachhaltig sich der geistliche Stand im frühen neunzehnten Jahrhundert vom früheren volksaufklärerischen Engagement verabschiedet hatte.

Vor allem aber weist Zschokke einen völlig anderen geistigen Zuschnitt auf als etwa Theodor Fliedner (1800-1864), Johann Heinrich Wiechern (1808-1881) oder gar der mit dem antisemitischen Hof- und Hetzprediger Adolf Stöcker (1835-1909) eng befreundete Gründer der Bethelschen Anstalten, Friedrich von Bodelschwingh (1831-1910). Sätze wie die folgenden wären diesen kirchlichen Säulenheiligen niemals über die Lippen gekommen:

Volksbildung ist Freimachung eines Volkes von allen seinen Sklavenbanden: von den Fesseln politischer Gewaltherrschaft; von den Fesseln der Unwissenheit und Rohheit, der Irreligion und des religiösen Aberglaubens; von den Lastern der Üppigkeit und der Armuth. Volksbildung ist Erhebung eines Volkes aus dem Stande der Unmündigkeit in den Stand der Mündigkeit. [...] Das wesentliche Geschäft des Erziehenden besteht allein in der Sorge, das zu entfernen, was freie Selbstentfaltung eines jugendlichen Geschöpfes hemmt, oder irrt. (Zschokke, zitiert nach Ort, S. 560f.)

Konfessioneller Engführung, dogmatischer Korrektheit und kirchlicher Normierung steht bei Zschokke ökumenische Weite gegenüber. Dies zeigt sich in seiner freundschaftlichen Verbundenheit zu dem Generalvikar des Konstanzer Bistums Ignatz Heinrich von Wessenberg (1774-1860). Zudem hegte er sogar, was kaum verwundert, unverhohlene Sympathie für das 1835f. erschienene *Leben Jesu, kritisch betrachtet* des besonders in der Schweiz umstrittenen Theologen David Friedrich Strauß (1808-1874).

Die Religion Jesu Christi als Mittel zur Beförderung menschlicher Glückseligkeit, wie er sie von Steinbart in Frankfurt/Oder vermittelt bekam, zieht

sich wie ein roter Faden durch das gesamte Denken und Werk Zschokkes; seine *Stunden der Andacht zur Beförderung des wahren Christentums* (1809-1816) und sein religionswissenschaftliches Werk *Eine Selbstschau* (1848) sind gerade für die heutige Theologie noch zu entdecken. Mit Zschokke erhält und behält das Christentum im Gegensatz zu der im 19. und 20. Jahrhundert immer enger werdenden kirchlichen Doktrin Anschluß an die Moderne. Ort spricht dies am Ende seiner Würdigung auf S. 617 unmissverständlich aus:

Sein grösstes und ehrgeizigstes Projekt war eine universelle Religion für alle Glaubensrichtungen, die sich auf die doppelte Offenbarung Gottes in der Natur und der Verkündigung Christi berief, in Übereinstimmung mit der Vernunft stand, die Liebe zur Natur, zu den Menschen und zum Leben vertrat und frei war von kirchlichen Autoritäten und Dogmen, von Aberglauben, Rassismus und Intoleranz. Vor Gott seien alle Menschen gleich, unabhängig von ihrer Hautfarbe, Sprache und Konfession. Diese schöne Utopie, die ihn die letzten Jahre seines Lebens beschäftigte, nahm Zschokke mit ins Grab.

Ob es nur eine Utopie war oder aber den Geist Jesu Christi für eine Befreiungstheologie unserer Zeit atmet, sei dahingestellt. Eine Beschäftigung mit Zschokke und seiner Biographie aus der Feder Orts dürfte jedenfalls für sämtliche Geisteswissenschaften mehr als lohnend sein.

Frank Stückemann (Soest-Meiningsen)

Fanny Lewald (1811-1889). Studien zu einer großen europäischen Schriftstellerin und Intellektuellen. Hg. von Christina Ujma. (Forum Vormärz Forschung. Vormärz-Studien, Bd. 20) Bielefeld: Aisthesis, 2011.

Anzuzeigen ist hier ein äußerst gehaltvoller und abwechslungsreicher Sammelband zu einer der bedeutendsten deutschen Autorinnen des 19. Jahrhunderts: Fanny Lewald (1811-1889), „Ausnahmeschriftstellerin“ und „anerkannte Intellektuelle“ zwischen Vormärz und Gründerzeit, berühmte Romanière und Reiseschriftstellerin, Kunstkritikerin und Feuilletonistin, die als „eine der ersten deutschen Berufsschriftstellerinnen [...] vom Ertrag ihrer Arbeit gut leben“ konnte, „zu den bestbezahlten Autoren ihrer Zeit“ gehörte und die gleichen Honorare für ihre Bücher erhielt wie etwa Theodor Storm oder Gottfried Keller; die darüber hinaus eine „ausgesprochen politische Autorin“ war, in ihrer Jugend die Höhepunkte der liberalen Bewegung

nachzeichnete, sich offen als Parteigängerin und Chronistin der 1848er Revolution zu erkennen gab und für Volkssouveränität, die Grund- und Freiheitsrechte, die Emanzipation der Juden, die Etablierung der bürgerlichen Gesellschaft und die Lösung der sozialen Frage eintrat, später zwar wie viele Vertreter des Bürgertums ins (national-)liberale Lager wechselte und sich realpolitischem Denken verschrieb, zur Anhängerin Bismarcks, Befürworterin der Reichseinigung durch Preußen und „glühenden Patriotin“ im deutsch-französischen Krieg von 1870/71 und bei der Gründung eines deutschen Nationalstaates ‚von oben‘ wurde; die sich dabei aber zeitlebens als engagierte Fürsprecherin der Frauenrechte und „Vorläuferin der bürgerlichen Frauenbewegung“ für den Ausbau der Mädchenschulbildung und die Frauenberufstätigkeit, für eine moderne Ehe „als frei gewählte Lebens- und Liebesgemeinschaft“ und das Recht auf Ehescheidung einsetzte (Ujma, S. 7 u. 32; Schneider, S. 54 u. 56; Wiedemann, S. 112).

Diese vielseitige, berühmte und erfolgreiche Autorin, die sich doppelt, als Frau und als Jüdin, emanzipierte, den Prozess ihrer Selbstbefreiung, den „mühsamen Weg des begabten Mädchens zur unabhängigen Frau, [...] von der ‚alten Jungfer‘ zur jungen Schriftstellerin“ und dann das „Leben in Freiheit“ in ihren autobiographischen Schriften *Meine Lebensgeschichte* (Berlin 1861/62, Neuausgabe, Frankfurt/M. 1988/89) und *Römisches Tagebuch 1845/46* (Leipzig 1927) verarbeitete und beschrieb und die gerade wegen ihrer Tätigkeit als frauenbewegte Schriftstellerin, ihrer ethnischen Herkunft als geborene Jüdin und ihres unkonventionellen Privatlebens als langjährige Geliebte eines verheirateten Mannes immer wieder heftigen Angriffen ausgesetzt war, hat nun anlässlich ihres 200. Geburtstages im Jahr 2011 – endlich, wie die Rezensentin hinzufügen möchte – mit der vorliegenden Aufsatzsammlung eine angemessene Würdigung ihres Lebens und Werkes erfahren. Herausgegeben wird der umfangreiche Band von einer ausgewiesenen Lewald-Philologin, der Literaturwissenschaftlerin Christina Ujma, die mit verschiedenen Einzelstudien, einem zentralen Werk zu Fanny Lewalds italienischen Reisebeschreibungen und einer weiteren Sammlung zur Reiseliteratur des Vormärz der disziplinübergreifenden Lewald-Forschung bereits in den letzten Jahren durch die Erschließung zusätzlicher Forschungsgebiete einen innovativen Schub gegeben und in der Folge wertvolle Einsichten in Lewalds politisches Wirken, (reise-)literarisches Schaffen und ihre frauenemanzipatorischen Bestrebungen vermittelt hat.¹

1 Vgl. dazu vor allem: Christina Ujma: Fanny Lewalds urbanes Arkadien. Studien zu Stadt, Kunst und Politik in ihren italienischen Reiseberichten aus Vor-

Genau an diesem Punkt, am aktuellen Forschungsstand, setzt Ujma mit ihrem neuen Buch an und will zusammen mit zehn Autoren aus dem deutschen und angloamerikanischen Raum – allesamt Germanisten, darunter Vormärzforscher und Genderexperten – in insgesamt 13 Beiträgen, verteilt auf vier thematische Teile, und mit Hilfe von zwei unbekanntem Texten aus Lewalds Spätwerk, die mit dieser Publikation erstmals einer breiteren Öffentlichkeit wieder zugänglich gemacht werden, der lange Zeit brachliegenden und erst seit den 1980er Jahren im Zuge der Frauenbewegung in Westdeutschland wieder aufgenommenen wissenschaftlichen Wiederentdeckung und Erforschung von Autorinnen des Vor- und Nachmärz, eben von Fanny Lewald, „neue Impulse“ verleihen und zu weiteren Studien anregen (Ujma, S. 7 u. 13).

Wie so oft bei der Rezension von Sammelwerken können an dieser Stelle nicht alle Beiträge des Bandes die gleiche Aufmerksamkeit erfahren und mit derselben Ausführlichkeit besprochen werden. Die Rezensentin musste sich auf bestimmte Schwerpunkte und einige ausgewählte, wichtige Artikel beschränken, die gleichwohl der Lewald-Forschung neue Erkenntnisse und Sichtweisen, weiterführende Thesen und Zugänge bieten und ihr damit die angesprochenen Impulse geben, die zugleich aber auch die generelle Zielsetzung und inhaltliche Ausrichtung dieser Sammlung in Ansätzen widerspiegeln. Infolgedessen konzentriert sich die Besprechung im Wesentlichen auf neun Aufsätze, die den Teilen „Leben, Werk und Forschung“ und persönlich relevante Verhältnisse zum ersten, den Kontakten, Konstellationen, Beziehungen und Netzwerken zum zweiten sowie dem Spätwerk von Lewald zum dritten zugeordnet sind. So wird im ersten Teil der Abhandlung in den persönlich-privaten Bereich der Autorin und in die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit ihr eingeführt: Dies geschieht in einem fundierten, überaus kenntnisreichen und zugleich informativen Überblick von Ujma, in dem die Lebensgeschichte Fanny Lewalds in ihren einzelnen Stationen „von Königsberg in die Welt“ und „von Berlin nach Italien und zurück“ nachgezeichnet wird, dabei die für sie schwierige Situation eines Dreiecksverhältnisses als Geliebte des zunächst anderweitig verheirateten Adolf Stahr

märz, Nachmärz und Gründerzeit, Bielefeld 2007; dies. (Hrsg.): Wege in die Moderne. Reiseliteratur von Schriftstellerinnen und Schriftstellern des Vormärz, in: Jahrbuch Forum Vormärz Forschung Jg. 14 (2008), Bielefeld 2009; dies.: Fanny Lewald (1811-1889) – Die europäischen Revolutionen von 1848 und das Risorgimento, in: Akteure eines Umbruchs. Männer und Frauen der Revolution von 1848/49, hrsg. von Walter Schmidt, Bd. 3, Berlin 2010, S. 423-461.

nicht unerwähnt bleibt, aber auch ihre zahlreichen „persönliche[n] und publizistische[n] Erfolge“ zur Sprache kommen. Darauf wird ihr beeindruckendes literarisch-publizistisches Gesamtwerk einschließlich der verschiedenen „Konturen des Spätwerks“ vorgestellt und die wechselvolle Überlieferungs- und Rezeptionsgeschichte seit ihrem Tod 1889 zwischen Deutschem Kaiserreich und wiedervereinigter Bundesrepublik Deutschland dargelegt, die mehreren historischen Zäsuren und politischen Umbrüchen, aber auch wissenschaftlichen Moden unterworfen war, ehe die Verfasserin die bisherigen Linien, zukünftigen Perspektiven und unterschiedlichen Kulturen der Lewald-Forschung in der deutschen und angloamerikanischen Germanistik aufzeigt sowie zu guter Letzt einzelne Desiderate und vielversprechende Untersuchungsfelder anspricht, die wie ihre „Kontexte und Netzwerke“ und die „europäische[n] Dimensionen“ ihres Lebensweges und Schaffensprozesses oder eben ihr Spätwerk und insbesondere ihre feuilletonistischen Arbeiten von der Forschung bislang weitgehend vernachlässigt worden sind und die in diesem Band aufgegriffen und oft zum ersten Mal überhaupt eingehend behandelt werden (Ujma, S. 7, 9, 13, 16, 24 u. 30).

An Ujmas Übersicht schließen sich zwei personen-, beziehungs- und literaturgeschichtlich orientierte Beiträge von Manfred Windfuhr und Gabriele Schneider an. Während Windfuhr in seinem Geleitwort zum Jubiläumsband das von „wechselseitige[m] Vertrauen“, „völliger Offenheit“ und „persönliche[r] Sympathie“ geprägte, „gute Verhältnis“ von Fanny Lewald zu ihrem wichtigen Gesprächspartner Heinrich Heine betrachtet, den sie zwischen Frühjahr 1848 und Herbst 1855 etwa 15 Mal in Paris besuchte, der sie mit seinen Werken stark beeinflusste, der zugleich aber auch ein „respektvolles Gesamtbild“ von ihr hatte, sie „zu den denkenden Frauen rechnet[e]“ und an ihr schätzte, dass sie sich „nicht nur als Romanautorin profiliert hatte, sondern ihre erzählerische und didaktische Arbeit ständig [...] auch theoretisch absicherte“ (Windfuhr, S. 37-38 u. 41-42), schildert und charakterisiert Schneider in ihrem Aufsatz die besondere Beziehung, die „unziemliche[n] Verhältnisse“, „moderne, partnerschaftliche Ehe“ und „mühsam errungene bürgerliche Existenz“ von Lewald und dem Oldenburger Gymnasialprofessor und Schriftsteller Adolf Wilhelm Theodor Stahr, „mit dem sie 21 Jahre verheiratet und 31 Jahre aufs engste verbunden war“. Wie Schneider herausarbeitet, geht das freundschaftliche Verhältnis von Lewald und Stahr, „in dem beide sich ergänzen, gegenseitig beeinflussen und voneinander profitieren“, und das sich dadurch auszeichnet, dass seine politischen und kulturellen Überzeugungen von Anfang an mit ihren Ansichten

übereinstimmten und er ähnlich wie sie „schriftstellerische Tätigkeit als Ausdrucksform der Zeitbewegung“ sah, „fast unmerklich“ in Liebe über, in eine Liebe, „wie sie tiefer, bewußter, leidenschaftlicher, die Erde nicht gekannt hat, eines verständnißvollen Einsseins“, so Lewald in einem Brief an ihren Neffen vom 31. Oktober 1876, kurz nach dem Tod ihres Mannes (Schneider, S. 43, 46, 49, 54 u. 56).

Entsprechend der Zielsetzung der Herausgeberin stehen im zweiten Teil des Sammelbandes dann die wissenschaftlich bisher kaum beachteten vielfältigen literarischen Konstellationen, politischen Beziehungen und persönlichen wie beruflichen Netzwerke von Fanny Lewald als deutscher *Femme de lettres* und weiblicher Intellektuelle im Fokus des Interesses und werden gleich in vier Beiträgen exemplarisch aufgearbeitet. So hatte Lewald bereits nach der Rückkehr von ihrer ersten Italienreise im Herbst 1846 damit begonnen, „ein ausgedehntes Gesellschaftsleben zu führen“, und richtete bald darauf an den „später berühmten ‚Montagabenden‘“ in ihrer Wohnung einen Salon ein, durch den sie, nachher gemeinsam mit ihrem Partner Stahr, jahrzehntelang intensive Kontakte und Beziehungen pflegen konnte, der sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einem „soziokulturelle[n] Zentrum Berlins“ entwickelte und in den sich insgesamt „mehr als einhundert Personen, darunter renommierte Schriftsteller und Künstler, Gelehrte und Politiker unterschiedlicher Couleur, Publizisten und Verleger“ und sogar etliche Revolutionäre von 1848/49 einfanden. Dabei förderte das Paar Lewald-Stahr junge Talente und brachte „Menschen unterschiedlichster Ansichten und Lebenswelten zusammen“; diese weitläufigen Kontakte, die ungewöhnliche Lebensführung in einer zuerst nicht legitimierten Beziehung und die nach den Worten von Sabine Lepsius, einer Chronistin des literarischen Berlin, große „geistige Interessiertheit der Wirte und Gäste“ machten wohl den Reiz der Besuche für die jeweiligen Gäste des Hauses aus (Sternagel, S. 68; Schneider, S. 55-56).

Renate Sternagel untersucht nun in ihrem spannenden Beitrag „Fanny Lewald und ihre jungen Männer: Johann Jacoby, Heinrich Simon, Theodor Fontane, Gottfried Keller, Paul Heyse“ anhand der Analyse des sich in der Staatsbibliothek zu Berlin befindlichen Briefwechsels des Ehepaares Lewald-Stahr die sie geistig wie politisch inspirierenden und (heraus-)fordernden Bekanntschaften, engen Beziehungen, zum Teil auch langjährigen Freundschaften, die Lewald mit gleichaltrigen und jüngeren männlichen Literaten und Politikern pflegte und die sie – damals ohnehin auf der Seite der „Vor-märz-bewegten“ und demokratisch-republikanischen Freunde stehend – im

Falle der beiden Achtundvierziger Simon und Jacoby mitten in den Strudel der Ereignisse und in die Debatten der Revolution von 1848/49 mit hinein-zogen. Davon künden auch ihre *Erinnerungen aus dem Jahr 1848* (Braunschweig 1850), ein „durchkomponierte[r] Revolutions- und Reisebericht“, der von den Fahrten der Schriftstellerin „in die Revolutionen“ und an deren Schauplätze erzählt und dessen letzter Berliner Teil „zu einer Hommage an Jacoby“ gerät (Sternagel, S. 69 u. 78; Ujma, S. 214).

Hingegen widmet sich Kerstin Wiedemann in ihrem bedeutsamen Aufsatz „Fanny Lewald und George Sand (1804-1876): Vom Vorbild zum Gegenbild“ der sich wandelnden Wahrnehmung und Rezeption der französischen Schriftstellerin und ihres Œuvres durch Fanny Lewald im Zeitraum zwischen Vormärz und Reichsgründung. George Sand war nach dem Erscheinen ihres Romanerstlings *Indiana* (1832, dt. Übersetzung 1836) auch in Deutschland mit einem Schlag bekannt geworden und hatte mit ihrem Frühwerk „neue Maßstäbe für das weibliche Romanschaffen“ gesetzt. Gerade in Deutschland hatte sie mit der Einführung der Frage der Frauenemanzipation in den Roman nach Aussagen von Louise Otto-Peters „einen literarischen ‚Feuerbrand‘ gelegt“, die Kritik am ungleichen Verhältnis der Geschlechter wurde in die Literatur getragen und entfaltete dort eine enorme „Anziehungskraft und ein innovatives ästhetisches Potential“ gegen den traditionellen Frauenroman. Dieser „literarische[n] Sogwirkung“ konnten sich vor 1848 viele deutsche Autorinnen, auch Lewald, nicht entziehen, Sand wurde für sie zum „künstlerischen Vorbild“, zur „wichtigen Orientierungsmarke, an der [sie] sich maß und an der sie gemessen wurde“. Jedoch wandelte sich diese Vorbildfunktion im Laufe der Jahrzehnte: Von einer starken „Identifikation und Inspiration“, die Lewald im Zuge der eigenen Hinwendung zur Tendenzliteratur im Vormärz und in der Revolution verspürte, über eine „neue Wertschätzung“ Sands und ihrer dem Realismus verpflichteten Werke im Nachmärz, bis hin zu den Bemühungen um Abgrenzung und Distanznahme seit Ende der 1850er Jahre, als Lewald „ihren Platz als unabhängige künstlerische Persönlichkeit im literarischen Feld sichtbar“ zu machen suchte und am Ende unter dem Eindruck des Krieges von 1870/71 die völlige Abkehr von ihrem Vorbild und den vorläufigen Bruch mit dem Nachbarland Frankreich und dessen literarischen Repräsentanten befürwortete (Wiedemann, S. 93-95, 106 u. 110-111).

Vervollständigt und abgerundet wird dieser Abschnitt durch zwei Beiträge über Lewalds Verbindungen zu anderen Schriftstellerinnen und Künstlerinnen, die für sie stets von besonderer Bedeutung gewesen sind, konnte

sie sich doch mit den Weggefährtinnen über die eigenen Lebensentwürfe und Handlungsspielräume austauschen und damit die vorhandenen Möglichkeiten, als Künstlerin nach intellektueller Autonomie und gesellschaftlicher Anerkennung zu streben und gleichzeitig eine unabhängige Existenz zu führen, erörtern und immer wieder ausloten. In ihrem Aufsatz geht Ulrike Stamm exemplarisch auf eine dieser Beziehungen ein, nämlich auf „Therese Bacheracht und Fanny Lewald: Eine Freundschaft zwischen Literatur und Liebesunordnung“ in den Jahren von 1845 bis 1852, und verfolgt dabei zum einen die Geschichte dieser außergewöhnlichen Freundschaft und deren Veränderungen und arbeitet zum anderen das jeweilige Selbstverständnis als Autorin und die verschiedenen Auffassungen zur Frauenemanzipation heraus. Dieses Freundschaftsverhältnis, das von Lewald „als ‚eines der höchsten Güter‘ ihres Lebens erachtet“ wurde, bezeichnet Stamm mit Blick auf die Unterschiede der Herkunft und gesellschaftlichen Stellung – Lewald stammte aus dem jüdischen Bürgertum Königsbergs, während von Bacheracht als Angehörige des Hochadels in begüterten Verhältnissen lebte –, aber auch hinsichtlich des Werkes der Autorinnen, das „durch eine differierende Schreibweise mit [...] ganz unterschiedlichen Tonlagen und gleichermaßen von einem unterschiedlichen Frauenbild“ bestimmt ist, als durchaus „bemerkenswert“ (Stamm, S. 115).

Mit einem ganz anderen Gesichtspunkt, dem Mentoren-Verhältnis im Prozess der Selbstfindung als weibliche Autorin, beschäftigt sich die US-amerikanische Germanistin Margaret E. Ward in ihrem Beitrag „Ich bin jetzt Ihr treues Tagebuch...: Lewald as Mentee and Mentor“. Für diese Studie taucht Ward noch einmal in den Kosmos von Lewalds erster Italienreise Mitte der 1840er Jahre und ihrer Besuche in „einem Salon der weltoffenen deutsch-römischen Künstlergesellschaft“ um die Schriftstellerinnen Adele Schopenhauer und Ottilie von Goethe, die Baronin Emma von Schwanefeld, die Archäologin Sibylle Mertens-Schaaffhausen und die Malerin Elisabeth Baumann ein, um die Beziehungen zu diesen Frauen genauer zu untersuchen. Denn in ihnen sah Lewald sowohl Vorbilder als auch Mentoren und bat sie um Rat und Unterstützung, als sie während ihres römischen Aufenthalts in die Rolle der Autorin und Künstlerin hineinwuchs. Ähnlich wie sie kamen Jahre später, nach dem Erscheinen ihrer Autobiographie von 1861, jüngere, von diesem Ego-Dokument inspirierte Frauen auf Lewald zu, um sich dann bei ihr professionellen und persönlichen Rat zu holen. Das Mentoren-Verhältnis blieb für Lewald ein Leben lang außerordentlich wichtig, wenn auch für sie „the transformation from mentee to mentor sometimes proved

difficult“. Auf der Grundlage zahlreicher Briefe der Jahre 1846 bis 1849 aus dem Nachlass Lewald-Stahr in der Berliner Staatsbibliothek ergründet Ward zuerst „die bisher unterbelichtete Freundschaft“ zu Emma von Schwanenfeld und deren Rolle „as a mentor during [Lewalds] difficult years of wandering“ sowie die besondere intellektuelle Gemeinschaft in der deutschen Kolonie in Rom, bevor sie sich anhand der Auswertung der Korrespondenz von Juni 1867 bis Juli 1868 Lewalds Beziehung zu einer Frau der nächsten Generation, und zwar nach erfolgtem Rollenwechsel, dem Verhältnis zu ihrem Mentee Maria Meyer zuwendet (Schneider, S. 47; Ujma, S. 26; Ward, S. 131, 134 u. 145-146).

Wie überaus fruchtbar und ertragreich gerade im Falle der Lewald-Forschung der wissenschaftliche Austausch zwischen der deutschen und angelsächsischen Frauenliteraturforschung, das wechselseitige Zur-Kennntnis-Nehmen des jeweiligen Forschungsstandes und die Zusammenführung der beiden Forschungstraditionen sein kann, das demonstriert dieser Band auf eindrucksvolle Weise nicht nur anhand Margaret Wards Studie, sondern auch durch die Aufnahme weiterer Beiträge von Literaturwissenschaftlern aus dem englischsprachigen Raum. In ihren Aufsätzen im dritten Teil der Sammlung widmen sich Rebecca Ann Zajdowicz („Constructing the Ideal German Woman. National Identity and Fanny Lewald's novel *Jenny*“), Elaine Martin („Wahre, große Schicksale hat nur die Aristokratie!‘ Satire as Social Criticism in Fanny Lewald's *Diogenä*“), Hans J. Hahn („Lewalds *Diogenä*, ein Schelmenroman des Vormärz“) und – aufgrund ihrer Tätigkeit in England ebenfalls dazugehörend – Ujma („Rom – Paris – London. Fanny Lewalds Reiseberichte aus den Hauptstädten Europas vor, während und nach der 1848er Revolution“) eingehend „der Wiederentdeckung Fanny Lewalds als Autorin des Vor- und Nachmärz“. Dabei rücken sie die politische Schriftstellerin und Anhängerin der 1848er Revolution, aber auch die politischen und literarischen Dimensionen ihrer Werke *Jenny* (1843, Neuausgabe Frankfurt/ M. 1988), *Diogenä. Roman von Iduna Gräfin H...H...* (Leipzig 1847) und diverser Reiseberichte aus Italien, Frankreich, England und Schottland von 1845/46, 1847, 1850 und 1852 in den Mittelpunkt ihrer Betrachtungen (Ujma, S. 27).

Obwohl im Jubiläumsband durchaus der Versuch unternommen wurde, die bisherige „Vernachlässigung des Spätwerks“ zu überwinden und gleichzeitig die „stärkere Erschließung“ desselben voranzubringen, und obwohl die Erforschung von Lewalds Werken der Gründerzeit für die Literaturwissenschaft wahrlich lohnend wäre und sie auf diesem Feld noch

„Pionierinnenarbeit“ leisten könnte, kann der Band dieses Vorhaben, wie die Herausgeberin einräumen muss, nur „ansatzweise“ einlösen (Ujma, S. 27-28). Ujma selbst und der Marburger Wissenschaftler Rainer Zuch stellen sich der Aufgabe im letzten Teil des Buches in einem „Ausblick“ und ziehen hierzu unterschiedliche Facetten des Lewald'schen Spätwerkes heran. Zuch schildert in seinem Aufsatz „Antike und Moderne in der ‚Ewigen Stadt‘. Kunst und Künstler in Fanny Lewalds späten Reiseberichten“ am Beispiel von Texten der 1870er und 1880er Jahre sehr detailliert und anschaulich ihre im Alter „an Umfang und Komplexität erheblich“ zunehmende und sich wandelnde Betrachtung von Kunst, Künstlern und des Kunstbetriebs und zeigt auf, wie sie aktiv am kulturellen Leben Roms teilnimmt, vermehrt zeitgenössische Kunst rezipiert, eine neue Einstellung zur Antike gewinnt und damit einhergehend sich auch ihr persönliches Italienbild verändert. Denn Lewald interessiert sich in den späten Reisebüchern vor allem für die Präsentation von Kunst in den Galerien und Museen der neugegründeten Nationalstaaten Deutschland und Italien, sie setzt sich mit den „Musealisierungsstrategien“ auseinander, reflektiert die größer werdende Bedeutung der Kunst für die nationale Erinnerungskultur und Identitätsstiftung in beiden Ländern und entwickelt in Abgrenzung dazu „ihre eigene, an klassizistisch-humanistischen Idealen orientierte Vorstellung von Kunst“ (Zuch, S. 233).

Dagegen befasst sich Ujma in ihrem Artikel „Kultur und Gesellschaft in Fanny Lewalds späten Essays für die Kölnische Zeitung“ mit Lewalds weniger bekannten journalistischen Tätigkeit für die Feuilletons und Kulturseiten verschiedener deutscher Zeitschriften und Zeitungen und greift besonders auf Lewalds Arbeiten für die renommierte, im Kaiserreich politisch nationalliberal orientierte Kölnische Zeitung als ihrem „bevorzugte[n] Publikationsort“ zurück. Wurden viele Zeitungsartikel, gemeint sind hier Kurzgeschichten und Reiseberichte, in der Kölnischen Zeitung unter dem Titel „Briefe in die Heimat“ erstmals abgedruckt und später zu einem Reisebuch zusammengefasst – dies gilt etwa für die Werke *Reisebriefe aus Deutschland, Italien und Frankreich (1877, 1878)* (Berlin 1880) und *Vom Sund zum Posilip, Briefe aus den Jahren 1879 bis 1881* (Berlin 1883) –, so finden sich ebenfalls in der „deutschen Times“ vom Rhein Artikel von Lewald, die sie unter dem Titel „Briefe aus der Heimat“ veröffentlichte, die aber als „Reflexionen zum Zeitgeschehen“ und als Beiträge zur Frauenpolitik, „Kultur und Gesellschaft in der Gründerzeit“ häufig nicht mehr nachgedruckt oder als Bücher erneut publiziert worden sind. Um nun abschließend die Schriftstellerin selbst noch einmal zu Wort kommen zu lassen und um nicht zuletzt das

Interesse des geneigten Lesers auf das Spätwerk zu lenken, werden von diesen zuletzt genannten Artikeln zwei ausgewählte Feuilletons im Jubiläumsband wieder abgedruckt, zum einen der zweiteilige kunstkritische Aufsatz „Die Bilder von Makart und Munkácsy“ und zum anderen ein Aufsatz ohne Titel zur Frauenfrage, Lewalds „Lebensthema“, der die Gegner von Frauenbildung und Frauenerwerbstätigkeit ins Visier nimmt, sich über sie lustig macht und ihre Argumente demontiert (Ujma, S. 17, 34 u. 260-261).

Wer sich nun als Historiker, Genderforscher, Literatur- oder Kulturwissenschaftler mit Studien zu Fanny Lewald und anderen deutschen Schriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts, der Roman- und autobiographischen Memorialliteratur, Reisebeschreibungen und Reisefeuilletons, der Kunstkritik und dem politischen Journalismus von Autorinnen, überhaupt der Frauenliteraturgeschichte zwischen Vormärz und Wilhelminismus, aber auch zur Revolution von 1848/49, zu einigen ihrer europäischen Schauplätze und zentralen Akteure, zu ihren allgemeinen politisch-sozialen wie besonderen frauenemanzipatorischen Forderungen und Bewegungen sowie zum Aufbau und zur Pflege von Freundeskreisen und Netzwerken beschäftigt und dabei auch auf den aktuellen Forschungsstand im nationalen wie internationalen, zumindest angloamerikanischen Raum rekurrieren will, dem sei die Aufsatzsammlung von Christina Ujma nachdrücklich empfohlen. Dieser Jubiläumsband, herausgegeben anlässlich der 200. Wiederkehr von Lewalds Geburtstag, stellt in der Tat eine vielschichtige und facettenreiche Hommage an eine große Autorin und engagierte Intellektuelle, ihr komplexes schriftstellerisches Werk und ihr politisches Wirken im Hintergrund dar. Er bietet dem Fachwissenschaftler wie dem interessierten Leser mit seinen äußerst aufschluss- und lehrreichen Beiträgen, die mehrheitlich zudem auch noch gut geschrieben sind, und mit den vielen neuen, substantiellen Erkenntnissen nicht nur eine anregende, in weiten Teilen sogar spannende Lektüre, sondern auch ein gutes Fundament für weiterführende Untersuchungen auf dem Feld der einschlägigen Lewald-Forschung wie der historischen und germanistischen Frauengeschichts- und Frauenliteraturforschung insgesamt. Vielleicht können zukünftige Studien dann auch den in diesem Band ein wenig zu kurz kommenden und von der Rezensentin als Geschichts- und Literaturwissenschaftlerin vermissten direkten Vergleich zum Leben, Denken und Wirken von anderen Schriftstellerinnen, Publizistinnen, Frauenrechtlerinnen und auch Achtundvierzigerinnen wie etwa Mathilde Franziska Anneke, Louise Aston, Louise Dittmar, Louise Otto-Peters, Emma Herwegh, Amalie Struve, Kathinka Zitz-Halein, Henriette Obermüller-Venedey, Claire von

Glümer oder Malwida von Meysenbug herstellen, um auf diesem Wege die Einzigartigkeit und Besonderheit des politischen Bekenntnisses und Engagements, der öffentlichen Wirksamkeit und Stellung von Lewald, aber auch ihre zeitliche Gebundenheit an eine bestimmte Epoche und die manifesten Unterschiede zu ihren revolutions- und frauenbewegten, politisch aktiven und literarisch tätigen Zeitgenossinnen noch besser herauszuarbeiten und nachvollziehen zu können. Doch dieser Hinweis sei nur als zusätzliche Anregung für die in den nächsten Jahren hoffentlich weiter aufstrebende Lewald-Forschung zu verstehen.

Birgit Bublies-Godau (Dortmund/ Bochum)

IV. Mitteilungen

Personalia

Ausgeschiedene Mitglieder (zum 31.12.2013)

Dr. Christoph auf der Horst (Düsseldorf)

Dr. Jakob Karg (Parsberg)

Dr. Henri Poschmann (Weimar)

Klaus Wernecke (Hamburg)

Dr. Mechthild Vahsen (Düsseldorf)

Neue Mitglieder (seit 1.6.2013)

Ass.-Prof. Dr. Karin Baumgartner (Salt Lake City/U.S.A.)

Florian Kerschbäumer (Klagenfurt, Österreich)

Axel Kühnlenz (Frankfurt/M.)

Anna-Maria Post (Berlin)

Renate Sternagel (Berlin)

Heiko Ullrich (Bruchsal)

Mirjana Vukovic (Berlin)

Aufruf zur Mitarbeit

175 Jahre Rheinkrise. Deutsch-französischer Kulturtransfer: (Ab-)Brüche und Kontinuitäten

Düsseldorf, Heine-Institut, 7.-8.11.2014

Die 175jährige Wiederkehr der 1840 durch die französischen Ansprüche auf das linke Rheinufer ausgelösten Rheinkrise gibt Anlass, noch einmal grundsätzlich den Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland im Vormärz nachzudenken. Dazu veranstalten das Forum Vormärz Forschung und die Heinrich Heine-Gesellschaft am 7.-8.11.2014 in Düsseldorf ein gemeinsames Symposium.

Gemeinhin gelten die Jahre zwischen Juli- und Märzrevolution als eine Blütezeit des deutsch-französischen Kulturaustausches und des deutsch-französischen Ideentransfers, die in diesem Maße zuvor bislang nicht erreicht worden sei und danach sobald auch nicht wieder erreicht werden sollte. Ist aber die in der Vormärzforschung verbreitete Ansicht wirklich zutreffend, wonach sich spätestens von der Juli-Revolution an für rund zwei Jahrzehnte das Verhältnis zwischen deutschen und französischen Intellektuellen als eine Art *entente cordiale* dargestellt habe, die durch die Rheinkrise zwar irritiert, nicht aber im Grundsatz erschüttert worden sei?

Die Idee einer Verschmelzung von deutschem Idealismus und französischem Sozialismus markiert die Fluchtlinie dieser vermeintlichen (oder tatsächlichen) deutsch-französischen Herzensallianz, bei der Frankreich dem Urteil der Zeitgenossen zufolge als Vorreiter auf dem Weg in die Moderne Ton und Tempo angegeben zu haben schien. Dabei war der deutsch-französische Ideentransfer alles andere als eine einseitige Angelegenheit. In demselben Maße, in dem in Deutschland die politische Entwicklung und die fortgeschrittene soziale Ideologie Frankreichs, zur Kenntnis genommen wurden, wurden umgekehrt in Frankreich deutsche Literatur und Musik, Philosophie und Philologie rezipiert. Der hohen Anzahl von Korrespondenten deutscher Zeitungen, die zwischen 1830 und 1848 aus Paris berichteten, entsprach umgekehrt die große Offenheit der französischen Presse für Berichte aus Deutschland; der nahezu unüberschaubaren Zahl von deutschen Intellektuellen, Künstlern, Wissenschaftlern und Publizisten, die sich dauerhaft oder vorübergehend in der französischen Metropole niederließen, stand

umgekehrt die (in ihrer Größenordnung allerdings unvergleichbare) Anzahl französischer Schriftsteller (Gérard de Nerval, Alexandre Dumas, Honoré de Balzac, Victor Hugo u.a.), Philosophen und Wissenschaftler gegenüber, die Deutschland bereisten.

Zu fragen ist vor diesem Hintergrund:

- Was bedeutet der Ideentransfer im Bereich von Philosophie, Kunst, Literatur und Musik für das deutsch-französische Verhältnis im Vormärz *und darüber hinaus*?
- Wo lassen sich im Vormärz Spuren einer produktiven Rezeption finden?
- Wo ist der spezifische Ort der deutschen Frankreich-Begeisterung in der Geschichte der deutschen Spät-Nation?
- Zu welchen Autoren/Autorinnen wären Bezüge herzustellen, auch wenn das bisher nicht geschehen ist?
- Gibt es Methoden/Theorien, die als besonders geeignet erscheinen, um das deutsch-französische Verhältnis im Vormärz schärfer zu konturieren?

Mit diesen Fragen soll über den konkreten Anlass der Rheinkrise hinaus, die im Rahmen der Vormärz-Forschung bislang lediglich pauschale Würdigungen erfahren hat und dringend einer differenzierteren Betrachtung bedarf, ein Beitrag geleistet werden zur wechselseitigen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich.

Themenvorschläge und Exposés (maximal 1 Seite) werden bis zum 15. April 2014 erbeten an:

Prof. Dr. Norbert Otto Eke

Universität Paderborn

Fakultät für Kulturwissenschaften

33095 Paderborn

Email: norbert.eke@t-online.de

Aufruf zur Mitarbeit

FVF-Jahrbuch 2015: Das Politische im Vormärz

Begleitet, angestoßen und beschleunigt durch eine Reihe von Emanzipationsbewegungen, an deren Anfang der bürgerliche Liberalismus mit seinem Kampf um Gleichberechtigung und Rechtsgleichheit in einer noch zu schaffenden Staatsbürgergesellschaft steht, verändert sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht allein das Denken des Politischen in entscheidender Weise, dieses begegnet auch in einer großen Spannweite von Subjektivierungsweisen auf ganz unterschiedlichen Ebenen, an ganz unterschiedlichen Orten und in ganz unterschiedlichen Bereichen (Universitäten, Straßen, Fabriken, Literatur, Theater etc.), artikuliert überdies und als politische Praxis getragen von Akteuren ganz unterschiedlicher Provenienz. Die Vielfalt des sich solcherart als Ereignis, Struktur, Theorie (Denken) und Praxis (Handeln) manifestierenden Politischen macht es notwendig, sowohl liberale, demokratische, republikanische und frühsozialistische als auch konservative Positionen genauer innerhalb der zeitgenössischen religiösen, sozialen, philosophischen und staats-theoretischen Debatten über Institutionen, Gesetz, Recht und Ordnung zu positionieren. Das setzt voraus, das Politische als Möglichkeit der Vielheit ernst zu nehmen, als Raum der Begegnung, in dem sich Transfervorgänge der Übersetzung – vom Sozialen ins Symbolische (Theorie) und vom Sozialen ins Symbolische (Praxis) – kreuzen, und von hier aus die gewohnten Operationen der Unterscheidung (gute vs. schlechte Staatsform) noch einmal auf den Prüfstand zu stellen.

Zu fragen wäre von hier aus, wie sich das Politische in bestimmten Konstellationen des Denkens und Handelns im Vormärz zeigt, wie es konzeptualisiert und konfiguriert wird. Ein besonderes Augenmerk wäre dabei zu richten insbesondere auch auf den Doppelsinn des politischen Schreibens als adressierte Kommunikation von Thesen, Meinungen, Ansichten einerseits und als Möglichkeit „das Politische zu ‚schreiben‘: es in ästhetischer *écriture* zu artikulieren“ (Hans-Thies Lehmann) andererseits. Diesen Fragen will das geplante Jahrbuch in drei Themenschwerpunkten nachgehen:

1. Vormärzliche Streitkultur (Liberale, Demokraten, Frühsozialisten und Republikanern im *publizistischen*, ästhetischen, *staats-theoretischen* Streit mit Konservativen

2. Literaturkritik und ästhetische Positionierungen als Manifestationen des Politischen
3. ästhetische Praxis (das Politische ‚schreiben‘)

Themenvorschläge und Exposés (maximal 1 Seite) werden bitte per Email bis zum 31. Mai 2014 erbeten an:

Prof. Dr. Norbert Otto Eke, Universität Paderborn, Fakultät für Kulturwissenschaften, 33095 Paderborn; Email: norbert.eke@t-online.de

Dr. Bernd Füllner, Bergische Universität Wuppertal, Fachbereich A: Geistes- und Kulturwissenschaften, Gaußstraße 20, 42119 Wuppertal Email: fuellner@uni-wuppertal.de

Die 2013/2014 erschienenen „Vormärz-Studien“ im Aisthesis Verlag:

Bernd Kortländer (Hg.)

„was die Zeit fühlt und denkt und bedarf“

Die Welt des 19. Jahrhunderts im Werk Heinrich Heines

Vormärz-Studien XXXII

2014, ISBN 978-3-8498-1021-4

323 Seiten, kart. € 39,80 / € 25,- für FVF-Mitglieder

Inge Rippmann

Vormärz im Biedermeier

Georg Hermanns Doppelroman Jettchen Gebert und Henriette Jacobi

Vormärz-Studien Band XXXI

AISTHESIS Essay 41

2014, ISBN 978-3-8498-1020-7

64 Seiten, kart. € 12,80 / € 9,80 für FVF-Mitglieder

Eckensteherliteratur

Eine humoristische Textgattung in Biedermeier und Vormärz

Mit einem Nachwort und einer Bibliographie herausgegeben von Olaf Briese

Vormärz-Studien XXX

AISTHESIS *Archiv* 17

2013, ISBN 978-3-89528-961-3

276 Seiten, kart. € 29,80 / € 19,80 für FVF-Mitglieder

Meike Wagner (Hg.)

Agenten der Öffentlichkeit

Theater und Medien im frühen 19. Jahrhundert

Vormärz-Studien XXIX

2014, ISBN 978-3-8498-1008-5

267 Seiten, kart. € 34,80 / € 25,- für FVF-Mitglieder

Jan Scheithauer

„Land der Philister“ – „Land der Freiheit“

Jüdische, deutsche und französische Identitäten beim jungen Heine

Vormärz-Studien Bd. XXVIII

2013, ISBN 978-3-89528-912-5

359 Seiten, kart. € 40,- / € 25,- für FVF-Mitglieder

Hans Erich Nossack

Der Hessische Landbote

Ein deutsches Trauerspiel

Hrsg. und mit einem Nachwort von Gerald Funk und Tilman Fischer

Vormärz-Studien XXVII

AISTHESIS *Archiv* 18

2013, ISBN 978-3-89528-989-7

106 Seiten, kart. € 17,80 / € 12,80 für FVF-Mitglieder

Robert Seidel / Bernd Zegowitz (Hgg.)

Literatur im Umfeld der Frankfurter Paulskirche 1848/49

Vormärz-Studien Bd. XXVI

2013, ISBN 978-3-89528-980-4

351 Seiten, kart. € 40,- / € 28,- für FVF-Mitglieder

